

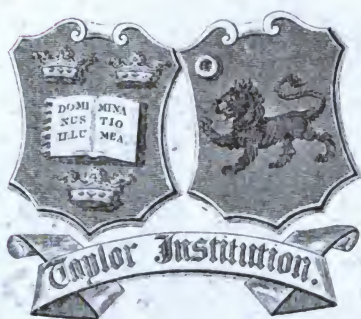
# GESAMMELTE SCHRIFTEN

---

Annette von Droste-Hülshoff,  
Levin Schücking



✓ ~~463 or 25~~



~~S. Ger. 317~~

GB 465 A 10











# Gesammelte Schriften

von

Annette Freiin von Droste-Hülshoff.

Herausgegeben von

Levin Schücking.

Erster Theil.

Lyrische Gedichte.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1879.

*1879. 1. 1.*



Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.



# Inhalt.

<u>Seite</u>	
<u>Einleitung</u> . . . . .	<u>1</u>

## Zeitbilder.

<u>Ungastlich oder nicht?</u> . . . . .	<u>55</u>
<u>Die Stadt und der Dom</u> . . . . .	<u>57</u>
<u>Die Verbannten</u> . . . . .	<u>61</u>
<u>Der Prediger</u> . . . . .	<u>65</u>
<u>An die Schriftstellerinnen in</u>	
<u>Deutschland und Frankreich</u> . . . . .	<u>67</u>
<u>Die Gaben</u> . . . . .	<u>70</u>
<u>Vor vierzig Jahren</u> . . . . .	<u>71</u>
<u>An die Weltverbesserer</u> . . . . .	<u>73</u>
<u>Alte und neue Kinderzucht</u> . . . . .	<u>75</u>
<u>Die Schulen</u> . . . . .	<u>78</u>

## Haidebilder.

<u>Die Lerche</u> . . . . .	<u>81</u>
<u>Die Jagd</u> . . . . .	<u>84</u>
<u>Die Vogelhütte</u> . . . . .	<u>87</u>
<u>Der Weiber</u> . . . . .	<u>92</u>
<u>Das Schilf</u> . . . . .	<u>92</u>
<u>Die Rinde</u> . . . . .	<u>93</u>
<u>Die Wasserfäden</u> . . . . .	<u>93</u>
<u>Kinder am Ufer</u> . . . . .	<u>94</u>

<u>Seite</u>	
<u>Der Hünenstein</u> . . . . .	<u>95</u>
<u>Die Steppe</u> . . . . .	<u>97</u>
<u>Die Mergelgrube</u> . . . . .	<u>98</u> ✓
<u>Die Krähen</u> . . . . .	<u>102</u>
<u>Das Hirtenfeuer</u> . . . . .	<u>108</u> ✓
<u>Der Haideemann</u> . . . . .	<u>111</u> ✓
<u>Das Haus in der Haide</u> . . . . .	<u>113</u>
<u>Der Knabe im Moor</u> . . . . .	<u>115</u> ✓

## Fels, Wald und See.

<u>Die Elemente</u> . . . . .	<u>119</u>
<u>Luft</u> . . . . .	<u>119</u>
<u>Wasser</u> . . . . .	<u>120</u>
<u>Erde</u> . . . . .	<u>121</u>
<u>Feuer</u> . . . . .	<u>122</u>
<u>Die Schenke am See</u> . . . . .	<u>123</u>
<u>Am Thurme</u> . . . . .	<u>125</u>
<u>Das öde Haus</u> . . . . .	<u>126</u>
<u>Im Moose</u> . . . . .	<u>128</u> ✓
<u>Am Bodensee</u> . . . . .	<u>130</u>
<u>Das alte Schloß</u> . . . . .	<u>132</u>
<u>Der Sântis</u> . . . . .	<u>133</u>
<u>Frühling</u> . . . . .	<u>133</u>
<u>Sommer</u> . . . . .	<u>134</u>

	Seite
<u>Herbst</u> . . . . .	135
<u>Winter</u> . . . . .	135
<u>An Weiber</u> . . . . .	136
<u>Ein milder Wintertag</u> . .	136
<u>Ein harter Wintertag</u> . .	137
<u>* Feyer</u> . . . . .	138

### Gedichte vermischten

#### Inhalts.

<u>Mein Beruf</u> . . . . .	143
<u>Meine Töchter</u> . . . . .	145
<u>Katharine Schüding</u> . . . .	147
<u>Nach dem Angelfuß Silefins</u> .	149
<u>Gruß an Wilhelm Junkmann</u> .	151
<u>Junge Liebe</u> . . . . .	152
<u>Das vierzehnjährige Herz</u> . .	154
<u>* Kinderspiel</u> . . . . .	155
<u>Brennende Liebe</u> . . . . .	156
<u>Der Brief aus der Heimat</u> . .	157
<u>Ein braver Mann</u> . . . . .	159
<u>Stammbuchblätter</u> . . . . .	162
1. <u>Mit Laura's Witbe</u> . . . .	162
2. <u>An Henriette von Hohen-</u> <u>hausen</u> . . . . .	162
<u>Nachruf an Henriette von Hohen-</u> <u>hausen</u> . . . . .	163
<u>Vanitas vanitatum!</u> . . . . .	165
<u>Instinkt</u> . . . . .	166
<u>Die rechte Stunde</u> . . . . .	168
<u>Der zu früh geborene Dichter</u> .	169
<u>Noth</u> . . . . .	171
<u>Die Bank</u> . . . . .	172
<u>Clemens von Drosche</u> . . . .	174
<u>Guten Willens Ungeschied</u> . .	175
<u>Der Traum</u> . . . . .	177
<u>Lode und Lied</u> . . . . .	178
<u>Spiegelung</u> . . . . .	180
<u>An Levin Schüding</u> . . . . .	180

<u>* An denselben</u> . . . . .	181
<u>Poesie</u> . . . . .	183
<u>An Elise</u> . . . . .	185
<u>Ein Sommertagsstraum</u> . . .	186
<u>Die junge Mutter</u> . . . . .	194
<u>Meine Sträuße</u> . . . . .	196
<u>Das Liebhabertheater</u> . . . .	198
<u>Die Targuswand</u> . . . . .	199
<u>Nach fünfzehn Jahren</u> . . .	201
<u>Der kranke Kar</u> . . . . .	203
<u>Sit illi terra levis!</u> . . . . .	204
<u>Die Unbefungenen</u> . . . . .	206
<u>Das Spiegelbild</u> . . . . .	206
<u>Neujahrnacht</u> . . . . .	208
<u>Der Todesengel</u> . . . . .	211
<u>Abschied von der Jugend</u> . .	212
<u>Was bleibt</u> . . . . .	213

### Scherz und Ernst.

<u>Dichters Naturgefühl</u> . . . .	217
<u>Der Theetisch</u> . . . . .	220
<u>Die Nadel im Baume</u> . . . . .	222
<u>Die beschränkte Frau</u> . . . .	224
<u>Die Stubenburschen</u> . . . . .	227
<u>Die Schmiede</u> . . . . .	231
<u>Des alten Pfarrers Woche</u> . .	232
<u>Sonntag</u> . . . . .	232
<u>Montag</u> . . . . .	233
<u>Dinstag</u> . . . . .	235
<u>Mittwoch</u> . . . . .	237
<u>Donnerstag</u> . . . . .	240
<u>Freitag</u> . . . . .	241
<u>Samstag</u> . . . . .	243
<u>Der Strandwächter am deutschen</u> <u>Meere</u> . . . . .	246
<u>Das Eiselein</u> . . . . .	249
<u>Die beste Politik</u> . . . . .	253

Balladen.

	Seite
<u>Der Graf von Thal . . . . .</u>	257
<u>Der Tod des Erzbischofs Engel-</u>	
<u>bert von Köln . . . . .</u>	266
<u>Das Festeuer des westphälischen</u>	
<u>Knecht . . . . .</u>	271
<u>Die Stiftung Cappenberg . . . . .</u>	275
<u>Der Fundator . . . . .</u>	278
<u>Vorgeschichte . . . . .</u>	282
<u>Der Braut . . . . .</u>	286
<u>Die Wendetta . . . . .</u>	293
<u>Das Fräulein von Rodenschild . . . . .</u>	298
<u>Der Geierpfiff . . . . .</u>	302
<u>Die Schwestern . . . . .</u>	307
<u>Meister Gerhard von Köln . . . . .</u>	314
<u>Die Vergeltung . . . . .</u>	318
<u>Der Mutter Wiederkehr . . . . .</u>	322
<u>Der Varmesiden Untergang . . . . .</u>	329
<u>Bajazet . . . . .</u>	331
<u>Der Schlosself . . . . .</u>	332
<u>Kurt von Spiegel . . . . .</u>	335

Lezte Gaben.

<u>Gemüth und Leben . . . . .</u>	341
<u>Das Wort . . . . .</u>	341
<u>Halt fest! . . . . .</u>	342
<u>Carpe diem! . . . . .</u>	344
<u>Durchwachte Nacht . . . . .</u>	345
<u>Mondesaufgang . . . . .</u>	348
<u>Das Ich der Mittelpunkt der Welt . . . . .</u>	350
<u>Grüße . . . . .</u>	352
<u>Doppelgänger . . . . .</u>	354
<u>Im Grase . . . . .</u>	355
<u>Die Colom . . . . .</u>	356
<u>Spätes Erwachen . . . . .</u>	358
<u>Stille Größe . . . . .</u>	360
<u>Gemüth . . . . .</u>	363

	Seite
<u>Die todte Lerche . . . . .</u>	364
<u>Unter der Linde . . . . .</u>	366
<u>Meine Stedenpferde, die Uhren . . . . .</u>	369
<u>Der Dichter . . . . .</u>	370
<u>Auch ein Beruf . . . . .</u>	371
<u>Das Bild . . . . .</u>	374
<u>Silvesterabend . . . . .</u>	378
<u>Erzählende Gedichte . . . . .</u>	381
<u>Das erste Gedicht . . . . .</u>	381
<u>Gastrecht . . . . .</u>	384
<u>Der Nachtwandler . . . . .</u>	388
<u>Das verlorene Paradies . . . . .</u>	390
<u>Der sterbende General . . . . .</u>	391
<u>Volksglauben in den Pyrenäen . . . . .</u>	394
1. Silvesterfest . . . . .	394
2. Münztraut . . . . .	397
3. Der Loup Garon . . . . .	399
4. Maifegen . . . . .	401
5. Höhlensch . . . . .	405
6. Johannissthan . . . . .	407
<u>Denkblätter . . . . .</u>	409
<u>An Philippa . . . . .</u>	409
<u>An *** . . . . .</u>	410
<u>Das einzige Kind . . . . .</u>	411
<u>Schloß Berg im Thurgau . . . . .</u>	412
<u>An meine Mutter . . . . .</u>	416
<u>An Elise . . . . .</u>	416
<u>Lebt wohl . . . . .</u>	417
<u>An meinen verehrten Freund,</u>	
<u>den Freiherrn von Mabroux,</u>	
<u>bei Uebersendung der „Ge-</u>	
<u>dichte“ . . . . .</u>	418
<u>Die Mutter am Grabe . . . . .</u>	419
<u>An Ludowine . . . . .</u>	421
<u>An Joseph v. Laßberg . . . . .</u>	421
<u>* Lezte Worte . . . . .</u>	422
<u>Klänge aus dem Orient . . . . .</u>	423
<u>O Nacht! . . . . .</u>	423

	Seite		Seite
Gefegnet . . . . .	424	Verheiratet . . . . .	428
Der Fischer . . . . .	424	Verteufelt . . . . .	429
Der Kaufmann . . . . .	425	Verliebt . . . . .	429
Das Kind . . . . .	425	Verzaubert . . . . .	429
Der Greis . . . . .	426	Verflucht . . . . .	430
Geplagt. . . . .	426	Herrlich . . . . .	430
Getreu . . . . .	426	Unausprechlich . . . . .	431
Süß . . . . .	427	Unbeschreiblich . . . . .	431
Freundlich . . . . .	427	Ungehört . . . . .	431
Verliebt . . . . .	428		

Die mit \* bezeichneten sind neu aufgenommene.





## Einleitung.

---

„Man pflegt die Dorothea die größte deutsche Dichterin zu nennen. Mich dünkt dies eingeschränkte Lob viel zu bescheiden, ich möchte es in ein absolutes verwandeln und sie die größte Dichterin aller Länder und aller Zeiten nennen, von denen wir wissen. — Auf dem Gebiet der Poesie in metrischer Form weiß ich in den mir zugänglichen Literaturen keine Frau, die der Dorothea an die Seite zu stellen wäre.“

Betty Paoli.

Es ist schwer, das Leben einer Dichterin zu zeichnen, das, so einfachen Verlaufs und ereignislos nach außen hin, seine Erlebnisse und seine Interessen nur in der Sphäre der Innerlichkeit und des Gemüths hatte und dazu, trotz reichster sprudelnder Kraft des Talents, doch äußerlich mannigfach gehemmt, nicht das war, was wir „fruchtbar“ nennen; einer Dichterin, die nicht das Bedürfnis empfand, alle Seiten ihres Gemüthslebens, alle inneren Erlebnisse künstlerisch auszuprägen und durch dichterische Gestaltung sich von ihnen zu befreien. Die im Gegentheile lange Zeit ihre Dichtung von ihrem eigenen Leben trennte und das Behandeln fremder objectiver Stoffe dem subjectiven lyrischen Offenbaren des eigenen Herzens und seines tiefen und reichen Empfindens vorzog. So fehlt uns, wie die äußere „Spur von ihren Erdentagen,“ wie sie der schaffende wirkende Mann hinterläßt, auch das Tagebuch ihres inneren Lebens, wie sie der fruchtbare lyrische Dichter uns in seinen Gedichten offen legt, bei Annette von Dorothea für

die ganze, das Leben bestimmende, entscheidend auf die Entwicklung wirkende Jugendzeit. Von den Briefen, die sie geschrieben, ist nur ein geringer, freilich sehr inhaltreicher Theil gedruckt, und mehr stehen, schon um die entschiedene Abneigung, welche sie wider solche posthume Veröffentlichungen hegte, zu ehren, nicht in Aussicht. Und so kann bei ihr die Biographie nicht viel mehr und anderes sein, als die Schilderung der Umgebung, in welcher diese eigenartigste Gestalt der deutschen Literatur zu einem so glänzenden Zeugniß für den Beruf der Frau zu wahrhaft schöpferischer Kunst wurde, nicht viel mehr, als die Angabe der Verhältnisse, unter denen sie dies Zeugniß in Werken einer ergreifenden und herzgewinnenden Poesie ausprägte. Wenn ich eine solche Schilderung hier unternehme, so kann mir freilich dabei die eigene Erinnerung zu Hülfe kommen, und ich kann das zu Grunde legen, darf mehrfach auch das wiederholen, was ich in einer früheren Schrift aus dieser Erinnerung bereits aufgezeichnet habe.<sup>1</sup>

Annette Droste zu Hülshoff gehört einer Familie von Ministerialen des Hochstifts, später ritterbürtigen Patriziern der Stadt Münster an, die sich ursprünglich von dem heute wieder in ihrem Besiz befindlichen Hofe von Deddenbrock nannte — einem Erbe, an dessen Herdfeuer ihre Väter schon zu den Zeiten Wittelinds als altfreie sächsische Männer gegessen haben mögen, bis der Zug und Drang der Zeit im dreizehnten Jahrhundert sie in die Dienstmannschaft des Bischofs einzutreten bewog. Der Herrendienst, scheint es, zog sie dann in die Stadt Münster. Im Jahre 1277 erscheint Ritter Engelbert von Deddenbrock in einer Urkunde als Dapifer, Droste, des Domkapitels und tritt zugleich als der Genossenschaft der städtischen Adelsgeschlechter angehörend auf. Seitdem ist die Familie, deren alter Name von Deddenbrock der Amtsbezeichnung Droste wich, als den ritterbürtigen Stadtgeschlechtern der Münsterischen „Erbmänner“ angehörend

<sup>1</sup> Annette von Droste. Ein Lebensbild. Hannover, Carl Rümpler 1862.

betrachtet worden und hat, nachdem sie (im Jahre 1417) die eine Meile südwestlich von Münster gelegene „Burg auf dem Hülshove“ erworben und hier sich sesshaft gemacht, mit anderen, auch landsässig gewordenen Erbmännergeschlechtern lange um die Anerkennung vollständiger stiftsfähiger Gleichberechtigung mit dem übrigen landsässigen Adel kämpfen müssen. Hat doch fast überall der für unsere Culturgeschichte so unendlich viel bedeutsamere und verdienstvollere Patrizier-Adel einst mit dem Vorurtheil der Ueberlegenheit des Landjunkertums zu kämpfen gehabt.

Das Haus „auf dem Hülshove“ war eine feste Wasserburg. Noch am Ende des vorigen Jahrhunderts, bevor ein Umbau erfolgte, befand sich in demselben ein weiter großer Ritteraal mit gothischen Fenstern. Neben demselben lag eine gleich gewaltige Küche mit einem ungeheuren Herde und drei langen Schragentischen, dem Herrentisch, dem Reisgentisch und dem Bauleutentisch, d. h. dem Tisch für das Wirthschaftsgefinde. Das Herdfeuer aber vereinte bis in späteste Zeiten hinab am Abende die Glieder der Familie. — So hatten die Vorgesessenen die Burg erbaut. Ritter Heinrich von Droste hatte in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts vielerlei Erweiterung-, Verstärkungs- und Verschönerungsbauten daran vorgenommen, Thürme und Erker daran gefügt, und er selber war seitdem an einem der Thürme zu sehen, lebensgroß in Stein ausgehauen, hoch auf dem gewappneten Roß und in voller Rüstung, mit dem geflügelten Barsch auf dem Schilde. Ein gründlicher, vieles modernisirender Umbau, den am Ende des vorigen Jahrhunderts der deutsche Ordens-Comthur und Generallieutenant Heinrich Johann Droste vornahm, hat dann leider viel des alterthümlichen Gepräges genommen und abgestreift.

Mit mancherlei liegendem Besitz, Lehngütern, Höfen und Renten mäßig, mit dem, was unsern Adelsgeschlechtern an erbten achtbaren und ehrenwerthen Eigenschaften nachzurühmen ist, stets reich ausgestattet, scheint die Familie, von der wir

reden, den Vorzug schöner äußerlicher Erscheinung zu ihrem Stammeerbe haben rechnen zu dürfen. Dieser erbliche Vorzug muß z. B. sehr auffallend hervorgetreten sein in der Dichterin Urgroßvater, Heinrich Wilhelm, der auf der „großen Tour“ in Italien wohl zumeist durch diese, mit gewinnenden gesellschaftlichen Formen verbundene Eigenschaft zu gar manchen Abenteuern gelangte. Sie gipfelten in einem Duell, in welchem er im Angesicht von St. Peter zu Rom einen Grafen Fugger erstach. Gegen die üblen Folgen dieser That durch den Schutz einer Fürstin aus dem Hause Colonna gesichert, kehrte er auf den Edelhof seiner Väter heim und suchte hier der seitdem oft sich seiner bemächtigenden schwermüthigen Stimmungen durch das Spiel auf der Flöte Herr zu werden, auf welcher er Meister war. Es zeigt sich in ihm das erste Auftauchen künstlerischen Triebes, der dann der Familie stärker und entschiedener eigen wurde, als sein Stammerbe Clemens August Droste eine ausgezeichnete Frau, Maria Bernhardina von der Rede-Steinfurt, heimführte, Annettens Großmutter, welche der Enkelin viel von ihrem Geiste vererbt zu haben scheint; insbesondere eine außergewöhnliche musikalische Begabung und das Talent für Zeichnen, welches ihre Enkelin besaß, ohne es weiter auszubilden. Auf den ältesten Sohn und nächsten Stammerben, Annettens Vater, zwar ging von diesen Anlagen weniger über, als auf den zweiten Sohn, Maximilian Friedrich, der ein hervorragender Musiker, Componist schöner Violinquartette und einer Oper: „Der Einzug,“ war. Sein Sohn, Clemens August, erwarb sich als Professor zu Bonn einen rühmlichen Namen in der Wissenschaft, namentlich als Lehrer des Kirchenrechts.<sup>1</sup>

Was jenen, den Stammeerben, betrifft, Clemens August wie der Vater genannt und geboren 1760, so scheint er den Mangel besonderer geistiger Begabung durch ein reiches und tiefes Gemüthsleben ersetzt zu haben, dessen die Tochter später

<sup>1</sup> Vergl. J. Holsenbürger, die Herren von Dedebrod (v. Droste-Hülshoff) und ihre Besitzungen. Münster, Regensburg, 1868.



nie ohne tiefste Rührung gedenken konnte. Er führte im Jahre 1793 in das von seinem Oheim, dem Comthur und General, durch neue Bauten verjüngte Vaterhaus Therese Louise von Harthausen aus dem Hause Abbenburg heim, die Schwester genialer und hochbegabter Männer, von denen der jüngste, der Freiherr August von Harthausen, insbesondere sich einen rühmlichen Namen durch seine Forschungen und Studien über älteste Agrarverfassungen, über Rußland und über die Länder jenseits des Kaukasus machte. Von einem älteren, dem Freiherrn, dann Grafen Werner, wird später zu reden sein.

Aus dieser Ehe wurde am 10. Januar 1797 Anna Elisabeth Franziska Adolphine Wilhelmine Louise Maria auf dem väterlichen Erbgute geboren — um einen Monat zu früh, ein schwächliches, nur durch größte Sorgfalt erhaltenes Kind, das auch in späterem Alter die angeborene Schwächlichkeit nie ganz überwand und das Vollgefühl körperlicher Gesundheit wohl nur wenige Jahre hindurch empfunden hat. Doch war nichtsdestoweniger ihre Erziehung, die hauptsächlich unter dem Einflusse der Mutter stand, eine ziemlich strenge, die, wie es scheint, zu sehr die sich früh entwickelnde, ganz außergewöhnliche innere Lebendigkeit des Kindes gefesselt und gezügelt hat. Es ließ sich freilich nicht voraus wissen, daß die übergroße Lebendigkeit des Kindes nichts als der natürliche Ausfluß einer Phantasie sei, welche einst so schöne dichterische Blüthen treiben sollte. Jene Lebhaftigkeit aber war so groß, daß die kleine Annette, wenn sie irgend ein Buch vor sich oder wenn sie irgend ein Bild in den Händen hatte, in dessen Anblick sie sich versenkte, in die höchste Bewegung, in einen inneren Jubel gerathen, Selbstgespräche beginnen und, die Welt um sich her vergessend, wie eine Verzückte alle Symptome der unglaublichsten Aufregung an den Tag legen konnte.

Sehr frühe konnte bei dem jungen Mädchen der Unterricht beginnen, den in den Elementargegenständen zumeist

die Mutter ertheilte; dann ein ziemlich gründlich wissenschaftlicher. Sie nahm nämlich an den Lehrstunden Theil, welche ihre Brüder von ihrem Hauslehrer erhielten, auch im Lateinischen und in der Mathematik. Eine ausreichende Kenntniß des Lateinischen blieb ihr seitdem ihr ganzes Leben hindurch treu und erleichterte ihr das Verständniß der neueren Sprachen, worunter auch das Holländische war.

Neben dem fleißigen Lernen stellte sich nun sehr bald auch jene Lesewuth ein, welche die Jugendkrankheit aller begabten Menschen ist. Annette verschlang mit Eifer Alles, was sorgliche Ueberwachung ihr zu lesen gestattete.

Frühe auch regte sich in dem jungen Mädchen das poetische Talent; das erste Gedicht war eine kindliche Gemüths-ergießung, worin ein Hähnchen besungen wurde. Annette, die es überhaupt liebte, mit scheuem Muthe und herzensängstlicher Verwegenheit in unbefuchte und geheimnißvolle Räume des Hauses zu dringen, in dunkle Bodenkammern und verfallene Gänge auf Entdeckungen und Abenteuer auszugehen, kletterte mit ihrem Erstlingswerke verstoßen die morschen Stiegen in dem alten finstern Thurm des väterlichen Hauses hinauf und verbarg die erste Schöpfung ihrer kindlichen Muse da im „Hahnebalcken“ hoch oben unter der Wetterfahne. Es war, sang sie später,

„Es war — ich irre nicht —  
In Goldpapier geschlagen  
Mein allererst Gedicht —  
Mein Lied vom Hähnchen, was ich  
So still gemacht, bei Seit'  
Mich so geschämt, und das ich  
Der Ewigkeit geweiht!“

Es liegt dies Gedicht, das aus dem Jahre 1804, also aus dem achten Lebensjahre, stammt, mir vor und lautet:

Komm, liebes Hähnchen, komm heran  
Und friß aus meinen Händen;

Nun komm, du lieber kleiner Mann,  
Daß sie's dir nicht entwenden.  
Wie blickt der Mond so silberhell,  
Wie blicket er hervor;  
Er leuchtet stiller, als ein Quell,  
O Mond, komm mehr empor.

Ein zweiter Versuch aus demselben Lebensjahr wurde zum Namensfeste der Mutter gemacht und hat sich durch deren Erinnerung erhalten. Es zeugt in seiner kindlichen Fassung von einer merkwürdigen Sinnigkeit der kleinen Poetin:

Liebe Mama, ich wünsche dir  
Für deine guten Gaben,  
Daß jedes Jahr dir fließe hin  
Ohn' eine einzige Plage,  
Bis endlich dich das Alter erreicht,  
Nur mein', nicht deine Freude weicht,  
Weil du dich nicht, wie ich, der Jugend kannst erfreun,  
Und nicht, wie ich, kannst fröhlich sein.

Aber schon früher, als etwa sechsjähriges Mädchen bereits, machte sie Verslein aus dem Stegreif. Wenn die Handarbeit geleistet, die aufgegebene Zahl der Maschen gestrickt, das „Pensum“ in der Lehrstunde schon vor dem Ende der Stunde abgeliefert war, so nahm das kleine Fräulein die Schiefertafel und kritzelte ihr Gedichtlein darauf, trotz alles Mangels an Anerkennung, die ihr dafür zu Theil wurde; die Mutter versagte diese stets recht gründlich, um keine Eitelkeit in dem lebhaften Kinde aufkommen zu lassen. Ebenso komponirte sie schon damals. Zu den Liedern und den Dramen, welche in Weiße's „Kinderfreund“ enthalten sind, komponirte sie die Klavierbegleitung. Als von diesen Leistungen die Mutter einst eine zu loben sich bewogen fand, sagte die Kleine selbstbewußt: „Wenn ich älter bin, Mama, schreibe ich solche Stücke und solche Lieder selbst und komponire sie, und noch viel schönere als diese.“

Ein merkwürdiger Beweis von Frühereife des Talents ist dann jedenfalls ein Gedicht, ein Versuch im heroischen Versmaß, der aus dem September 1809 stammt und der hier eine Stelle finden mag.

### Der Abend.

Oft gepriesen ist zwar die Kühle des thauichten Abends,  
Doch gepriesen zu oft ist nie das Gute und Schöne.  
In dem Garten belauscht' ich heute das friedliche Dunkel,  
Welches mit Ruhe erquidt das Meer der unendlichen Schöpfung.  
Einsam wandelt' ich hier durchkreuzend die sandigen Wege,  
Zwischen den Zwiebeln, die hoch dastanden und stropend von  
Blüthe;

Alle streckten sie sich, als wollten gen Himmel sie wachsen,  
Eine vorzüglich erhob sich neben mir, höhrend sich messend.  
Strecke dich immer, du Ding; du bist doch nicht größer, als  
ich bin!

— — — — —  
Auch der Blumen Gemisch, der Kürbisse prangende Staude,  
Alle standen sie da, beglänzt vom freundlichen Monde.  
Wenig kümmern indeß mich Küchenachen und Blumen;  
Darum wandt' ich mich weg, und siehe, die Fläche des Baches,  
Welcher den Garten umkreist, war sanft versilbert vom Monde;  
Staunend stand ich hier still, versenkt im entzückenden An-  
schaun.

Aus der Wonne Gefühl erweckte die Stimme der Glocke  
Mich, ich horchte, und o! — es tönte der achte der Schläge!  
Jegund eilt' ich hinweg zum schaurigen Dunkel des Parkes;  
Freundlich schimmerte durch die Nester die trauliche Luna,  
Und so wag' ich mich in die heimlichsten dunkelsten Gänge.  
Schaurig ist's hier fürwahr, mich bangt bei jeglichem Laute,  
Und es bildet die Angst mir trügend schreckliche Bilder —  
Sehe ich moderndes Holz, des Glühwurms kleine Laterne,  
Zaubert die Phantasie mir feurige Männer und Geister,  
Flinke Elfen, die sich im Tanze durchkreuzen, und Gnomen!



Bange wird es mir drin, und ich eile hinaus in das Freie,  
 In das freundliche Feld, wo schon der Weizen heranreift,  
 Und es rauschet das Korn; es zirpt die Grille im Grase,  
 Und es liegen umher in blauer Ferne die Berge,  
 Sanft beschienen vom Glanz des allbeleuchtenden Mondes.  
 Schweigend wandelte ich am silbern blinkenden Bache,  
 Und es stimmte mein Herz sich still zur Freude voll Wehmuth;  
 Wehmuthsvoll begann ich und sang voll innrer Empfindung:

„Sage, wo wohnet das Glück, wo wohnet die Ruhe des Herzens,  
 Wohnt es im goldnen Pallast und wohnt es im fürstlichen  
 Saal?

Ach, da herrschet der Neid, da herrschen der Eifersucht  
 Schreden,  
 Dort kann nicht wohnen das Glück, wo Bruder den Bruder  
 nicht liebt!

O so wohnt es vielleicht an Indiens reichen Gestaden —  
 Bei dem Wilden, der frei, Freiheit und Gleichheit nur kennt?  
 Aber die Mäusen, sie sind die Trösterinnen im Leben,  
 Sage, besitzt der das Glück, der nicht die Himmlischen kennt?

Ach, so wohnt es nicht hier, es wohnt nicht bei Reichthum  
 und Ehre,  
 Sage, wo wohnt denn das Glück, wo wohnet die friedliche  
 Ruh?

Suche das Glück in dir selbst, der Zufriedenheit, such's bei  
 den Mäusen,

Dem, der's im Busen nicht trägt, gibt es das Irdische nicht!“ —

Als ich geendet das Lied, so ging ich voll innerer Schwermuth  
 Still die Felder entlang, betrachtend die Wahrheit des Liedes,  
 Aber es löset Aeol des Westes gebundene Flügel,  
 Ha, wie schütteln sich schon des Parks erhabene Gipfel —  
 Ach, wie weht es so kalt und mahnt, nach Hause zu gehen!  
 Und ich folge dem Ruf und eile geschwind durch die Felder  
 Und den Garten ins Haus, wo lange das Essen schon wartet.

Annettens Spielgenossen waren die Geschwister, die um zwei Jahre ältere Schwester Jenny, die beiden jüngeren Brüder Werner und der früh mit neunundzwanzig Jahren gestorbene Ferdinand; an den letzteren hatte sich Annette mit besonderer Vorliebe angeschlossen, mit ihm auch wurden die meisten kleinen Schelmereien ausgeführt, deren beliebteste war, sich tief hinten im Garten hinter den Hecken versteckt die Schuhe und die Strümpfe auszuziehen und mit bloßen Füßchen umher zu laufen, ganz wie es die beneideten Röttlerkinder thun durften. Sah die Mutter solche Pflichtwidrigkeiten, so war in der nächsten Schulstunde unerbittlich ein langes Zuredestehen die Strafe.

Obwohl ganz auf dem Lande zugebracht, verfloß Annettens Leben in dieser ersten Periode nicht gerade, ohne wechselnde Eindrücke zu gewähren. Ziemlich häufig wurde Münster besucht, die Verwandten dort in den großen Adelshöfen, der musikalische Onkel Max, der Onkel Domherr, spätere würdige Domprobst Heinrich. Und auch mit dem damals in Münster lebenden Grafen Friedrich Leopold von Stolberg waren die Eltern befreundet, was dann wieder in Beziehungen zu dem späteren Kreise der Fürstin Gallizin, des Ministers Fürstenberg brachte — Gestalten, die freilich an dem Auge des Kindes vorübergingen, ohne tiefere Eindrücke zu hinterlassen, als andere ferner bleibende, z. B. die des späteren Erzbischofs von Köln, Grafen Spiegel, des Generals von Lübow und seiner Gattin hinterließen. Schon mehr mochte es erregen, wenn von Zeit zu Zeit der große Familienwagen besetzt und bespannt wurde und die Mutter mit den Kindern eine Reise zu den Ährigen antrat. Die Güter derselben, Abbenburg und Böckendorf, liegen in dem Theile des Fürstenthums Paderborn, der „Ob dem Walde“, jenseits des Waldgebirges, genannt wird, und Landschaft, Sitte und Brauch, sowie der ganze Menschenschlag hier sind von dem des Münsterlandes typisch verschieden; wie Annette sie beobachtet hat, hat sie später in ihrer „Judenbuche“ gezeigt. In Abbenburg war stets ein anregendes Leben,

viele Geschwister von mehr oder minder origineller Naturanlage und viele Interessen und Strebungen von einem, dem jungen Mädchen mehr oder minder verständlichen Kern bewegten sich da durcheinander. Die reichbegabten und genialen Oheime Werner und August namentlich waren Männer, die als Typen betrachtet werden dürften für die Zeit der Bewegungen von 1809, der späteren Freiheitskriege, der noch späteren nationalen Strebungen auf den deutschen Hochschulen und der Tage der Romantik. Zum paderbornischen Verwandtenstriebe gehörte auch Graf Dietrich von Bockholz zu Alme, der sich einen Namen gemacht hat durch seine Herausforderung des russischen Pamphletschreibers Stourdza, des Denuncianten der deutschen Universitäten (1818). Auf dessen schönem Schloß zu Alme, den Gütern anderer Verwandten in der Nachbarschaft, der hochragenden Hinnenburg der Grafen Hseburg, auf Wehrden und dem durch Carl des Großen Aufenthalt denkwürdigen Herstelle im anmuthigen Weserthal u. s. w. hat Annette mehrfach, bald länger, bald kürzer verweilt.

Von der Bewegung der Freiheitskriege wurde Westphalen, natürlich mit jener Mäßigung der Erregung, die für vaterländische Belangen einmal in seinem Naturell liegt, ergriffen. Auch Annette wurde von ihr erfaßt, das einzige Jugendgedicht aus jener Lebenszeit, welches sich erhalten hat, „das befreite Deutschland“, gibt Zeugniß davon.

Annette scheint in dieser Zeit, während sie zur Jungfrau heranreifte und sich nun mannigfach mit Lectüre, Musik, Zeichnen beschäftigte, vielleicht schon ihre kleinen Sammlungen begann — sie zeichnete Schäfer, turnierende Ritter, mittelalttrige Frauen — sonst keinen Drang zu dichterischem Schaffen empfunden zu haben. Ihre Umgebung in jener Zeit auf dem väterlichen Gute, die Art und Weise des Lebens, das alles spiegelt sich in dem Fragmente eines Romans wieder, das sie in späteren Jahren schrieb, in der Absicht, ein Buch zu schreiben, welches ganz in der Art, wie Washington Irving in seinem „Bracebridge-Hall“ englisches Landleben schildert,

so ein großes Charakterbild vom Familienleben auf einem westphälischen Edelhofe und von westphälischen ländlichen Sitten werden sollte. „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ war der gewählte Titel; die Form sollte ein Tagebuch sein, welches ein protestantischer Edelmann führt, der aus der Lausitz auf das Gut eines westphälischen Stamm- und Lehnsvetters gekommen ist, um mit ihm gewisse Angelegenheiten zu schlichten, die ihn in die alte gemeinsame Heimath des Geschlechts gerufen haben; denn der Vetter gehört einem Zweige an, der vor Zeiten nach den östlichen Gegenden hin ausgewandert ist. Es sind leider nur die Einleitung und zwei Kapitel des Buches, und auch diese nur im ersten Entwurfe fertig geworden. Nachdem sie in diesem Fragment mit einer Skizze des allgemeinen Charakters von Land und Leuten ihrer engsten Heimath begonnen, geht die Verfasserin dazu über, den Edelhof und seine Bewohner zu schildern, welcher der Mittelpunkt ihrer Lebensbilder werden sollte. Hierbei aber haben ihr ganz unverkennbar das väterliche Haus und die Gestalten der Ihrigen vorgelebt. Weit entfernt freilich, ein Portrait derselben in ihrer Federzeichnung geben zu wollen, hat sie den allgemeinen Charakter, den Ton und die besondere Färbung ihrer ersten Jugendumgebung doch im Ganzen getreu gezeichnet. Eine der hier geschilderten Gestalten hat unverkennbar vollständige Portraitähnlichkeit, und zwar die des Fräuleins Sophie; es ist die Dichterin selbst, die hier mit einer fast schonungslosen Klarheit über sich ihr treues Spiegelbild — so wie es ihr eben erscheint — zeichnet.

In dieser Umgebung konnte, wie man beim Durchlesen des Fragments empfinden wird, die Veranlassung und der Antrieb zu literarischem Produciren nicht gerade stark gewesen sein; noch auch lag in den damals den Geschmack beherrschenden Dichtern für Annette viel des zur Nachahmung, zum Einfallen in den Chor dieser Sänger Verlockendes. Es waren Matthiffon, Salis, Hölty, Bürger, welche bei der Welt in hohen Ehren standen und die doch für Annette nichts hatten, was sie

innerlich hätte bezwingen können. Ein junger Genius muß aber dennoch seine Schwingen regen; und als nun, nach der Periode der sentimentalen Matthiſſon'schen „Naturabſchilderung,“ die Romantik durch ihre Zauber ſich der Gemüther bemächtigte, begann ſie, von ihnen mitergriffen, noch in ihrer grünſten Jugendzeit ein romantiſches Ritter-Epoſ in ſechs Gefängen, das ſie Walter nannte.

Die Dichterin hat ſpäter das Werk für eine unbedeutende Jugendarbeit gehalten, biß ſie in ihren letzten Lebensjahren doch ſich zu einiger Anerkennung geneigt fühlte; und in der That verdient es dieſe aus mehr als einem Grunde. Es zeigt die Dichterin durchgängig bereits einer klaren und reinen Form mächtig, die Sprache mit einer für ein junges Mädchen bei ihrem erſten größeren Verſuch auffallenden Leichtigkeit handhabend, und obwohl die Erfindung von kindlicher Naivetät iſt, fehlen doch nicht Züge von größter Sinnigkeit und dichterischer Intention. Auffallend iſt dann ferner auch, daß die weitaus gelungenſte Epiſode des ganzen Gedichts die Schilderung einer Eberjagd iſt. Annette zeigt ſchon hier ihre wunderbare Gabe für die Darſtellung gewaltſamer und kriegeriſcher Scenen mit Farben, wie ſie ſonſt nur dem Manne zu Gebote ſtehen, jene Hand, die mit ſo kräftigen, markigen Strichen die Schlacht im Loener Bruch zeichnete. Auch das mag als charakteriſtiſch hervorgehoben werden, daß trotz des romantiſchen phantaſtiſchen Stoffes das auf reale Wahrheit gehende Naturell der Dichterin alle Maſchinerie des Märchenhaften und Wunderbaren von ihrem Gedicht völlig ausgeſchloſſen hat. —

Die einzige bekannte und durch bereits gedruckte Poeſien bewährte Dichterin der Heimath war damals meine Mutter, und dieß führte in jener Zeit Annette zu dieſer. Annette brachte mit ihrer tiefgründigen, erregbaren Natur der jungen Frau, die ſie ſpäter „Weſtphalens Dichterin“ in dem Gedichte auf ihren Heimgang nannte, eine große Verehrung entgegen; und beide blieben ſich warm befreundet. Eine andere, wenn auch

ihr in den Jahren bedeutend vorgerücktere Freundin gewann um dieselbe Zeit Annette in Wilhelmine von Charpentier, der Gattin des aus den Freiheitskriegen rühmlich bekannten Generals Thielmann, der, aus sächsischen in preussische Dienste übergetreten, 1816 zum commandirenden General des siebenten Armeecorps ernannt worden war und als solcher bis 1820 das Schloß zu Münster bewohnte. Die Generalin Thielmann war eine ausgezeichnete Frau, mit hervorragenden Eigenschaften des Geistes und Gemüthes ausgestattet; Mutter von vier Kindern bereits und von zarter Constitution, von Nervenleiden heimgesucht, zu denen sich später Anfälle seltsamen, magnetischen Hellsiehens gesellten. Aus Freiberg in Sachsen stammend, war sie der Hardenberg'schen Familie befreundet, ihre Schwester Julie war die Braut von Novalis gewesen, der General selbst mit letzterem innig befreundet.<sup>1</sup> Mit der Familie Thielmann nun entstand ein lebhafter Verkehr, diese war oft auf Hülshoff zu Gast, die Frauen und Kinder machten gemeinsame Ausflüge. — Frau von Thielmann mochte den in dem jungen Fräulein schlummernden Geist erkennen, daß sie trotz der Altersverschiedenheit ihr so nahe trat, und Annette durch sie eine große Erweiterung ihrer Anschauungen gewinnen. Beide blieben in warmer Freundschaft, bis zu dem, am Ende der Dreißiger Jahre erfolgten Tode der Generalin Thielmann. Es ist auch anzunehmen, daß jene durch die Familie der Freundin auf den Stoff hingeführt wurde, welchen Annetens erstes reiferes Gedicht behandelt. Ein Bruder der Frau von Thielmann, Johann von Charpentier, war Director der Minen und Salinen zu Devens bei Ver an der Rhone, im Pays de Vaud, also am Fuße des großen St. Bernhard; die Geschwister, die ihn dort besucht, waren mit der Natur und den Scenerien des obern Rhonethals und der anstoßenden Alpenwelt vertraut geworden, und aus ihren Schilderungen hat Annette die Anregung zu ihrem „Hospiz auf dem großen St. Bern-

<sup>1</sup> Vergl. in Novalis' Schriften, herausgegeben von L. Tieck und Friedrich Schlegel, Tiecks Vorrede zur dritten Auflage.

hard“ geichöpft. Während der Arbeit daran holte sie später noch brieflich von der Freundin Aufklärung über das Hospiz und seine Umgebung in einem Briefe ein, dessen betreffende Stelle hier folgen mag, weil sie zeigt, mit welcher gewissenhaften Aufmerksamkeit auf die Wahrheit jedes Einzelnen sich in Annette das Schaffen und Arbeiten der zeugenden Phantasie verbinden konnte. „Du weißt,“ schreibt sie aus Rüschaus am 2. November (1834?) „daß ich ein Gedicht unter der Feder habe, welches auf dem St. Bernhard spielt, und deine liebe Julie war schon in Godesberg so gütig, mir einige Notizen über jene Gegend und das Kloster mitzutheilen. Da die Unruhe und Zerstreuung der Reise mich nicht Alles so fest hat halten lassen, als es sonst wohl meinem vortrefflichen Gedächtniß eigen ist, so wird deine liebe Tochter wohl so gütig sein, mir einige Fragen über die Gegenstände, so wie sie grade unmittelbar in das Gedicht eingreifen, zu beantworten. — Der zweite Gesang des Gedichts nämlich spielt im Kloster selbst und beginnt damit, daß ein Mönch in der Nacht im Thurm an der Kirche steht und läutet. Das Gewand der Mönche ist mir bekannt, sie sind Bernhardiner<sup>1</sup>, und die Tracht ihres Ordens überall gleich; aber über das Innere der Kirche und Sakristei wären mir einige Bemerkungen sehr lieb, ja, sogar unumgänglich nothwendig, ob sie groß, wie ihre Form, einige besondere Particularités, z. B. wenn sich irgend auffallende Gemälde darin befinden, oder ein besonderes Heiligenbild u. s. w. Denn, da ich nachher diesen Mönch mit seiner kleinen Laterne durch die Kirche ins Kloster zurückkehren lasse und die Beschreibung dieses nächtlichen Ganges einen nicht unbedeutenden Punkt der Erzählung ausmacht, so kann ich nicht umhin, mich so genau wie möglich über die Lokalität zu unterrichten. Ich bin nicht so unbescheiden, eine förmliche Beschreibung dieser Gegenstände zu verlangen, nur einige Andeutungen, damit ich

<sup>1</sup> Dies ist irrig, sie gehören dem Augustinerorden an.

nicht z. B. von den hohen Gewölben der Kirche rede, wenn die Mönche vielleicht nur eine kleine Betkapelle besitzen, oder von den Bildern, auf welche der Schein der Laterne fällt, wenn überall nichts als glatte Mauern zu finden sind; auch wünschte ich zu wissen, ob der Weg von der Kirche ins Kloster über einen freien Hofraum oder bloß durch Gewölbe oder Gänge führt. — Nachher ziehen die Mönche aus, um einen Verunglückten zu suchen. Könnte ich nicht erfahren, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten kleiden? Sie führen ohne Zweifel Alpstöcke bei sich, aber auch sonst eine besondere Art von Fuß- oder Kopfbedeckung, zum Schutz gegen die Kälte? und Werkzeuge oder sonstige Hilfsmittel, die für ihren Zweck passen? was z. B. wird wohl angewandt, um die Verunglückten fortzuschaffen? Tragbahren? oder wollene Decken? große Leintücher? Auch weiß ich nicht, ob es irgend ein Mittel gibt, was in solchen Fällen gleich auf der Stelle angewandt wird, oder ob man die Erfrorenen erst ins Hospital bringt, ehe etwas geschehen kann. Wenn die Mönche ausziehen, so hätte ich gern eine Idee von dem Wege, der aus dem Kloster ins Freie führt. Vom Bernhardsberge selbst habe ich eine recht genaue Beschreibung, doch weiß ich nicht, ob die Oberfläche desselben auf malerische Weise von hervorragenden Felszacken unterbrochen wird, oder ob sie eine einförmige, Wüsten ähnliche Schneemasse darbietet. Ist das Schneehuhn dort heimisch? Das sind viele Fragen, mein liebes Minchen, und ich fürchte, mich sehr unbescheiden auszunehmen, aber, wie gesagt, ich wünsche nur einen oberflächlichen Bescheid, auf manche dieser Fragen ist ein einfaches Ja oder Nein hinreichend, und ich muß mich zu dieser Bitte an die liebe Julie entschließen, oder das ganze Gedicht liegen lassen, da ich alle diese genannten Gegenstände nach dem Plan des Gedichts nicht unberührt lassen kann; ich bin zufrieden, wenn Julie mir ganz kurz bemerkt, z. B. die Kirche ist groß und länglich, der Hochaltar mit gedrehten Säulen und verguldet, an einem Nebenaltar ein altes schwärzliches Marienbild mit



dem Kinde u. s. w. Du siehst wohl, liebes Herz, wie ich es meine, nicht viel, aber doch die Hauptpunkte, doch werde ich jede genauere Angabe mit dem größten Danke annehmen.“

Die nächsten Ereignisse im Leben unserer Dichterin waren wieder Reisen zu den Verwandten auf deren Güter, namentlich zu den Geschwistern der Mutter auf Abbenburg und dem nahe dabei liegenden Böfendorf. Annette war zum jungen Mädchen herangereift, ihre Gesundheit hatte sich gekräftigt — es war die Zeit, von der sie später sagen konnte:

„Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,  
War jung noch und gesund.“

Ihre feine Gestalt mit den anmuthigen Bewegungen, ihr von einer reichen Fülle hellblonden Haars umrahmter aristokratischer Kopf, der mit den merkwürdig fein gezeichneten Zügen, voll Geist und Anmuth, doch durch die Uebergroße von Stirn und Auge nur eine wunderliche Art von Schönheit haben konnte — alles das mußte eine Erscheinung von großer Anziehungskraft für feinere Naturen bilden. Und sie selbst — man hat in ihren Gedichten nichts zu finden gewußt, was auf eine Mädchenneigung, auf eine Leidenschaft des Herzens, auf ein Durchleben jener Art von Seelenlyrik, wie sie in jedes andern Dichters Leben eine so große Rolle spielt, deute. Man hat das wohl anormal gefunden, man hätte von einer solchen Frauenseele auch eine solche Seite ihres Gefühls offenbart gewünscht. Das nun hat Annette von Droste freilich nicht gethan; ich habe schon in den einleitenden Worten darauf hingedeutet, daß sie eben ungleich den meisten andern Dichtern etwas wie ein lyrisches Tagebuch ihres innern Lebens aus ihrer Jugendzeit uns nicht gegeben hat, da sie zuerst lange objective Stoffe behandelte und die eigentliche Entfaltung ihrer Lyrik erst in das letzte Decennium ihres Lebens fällt. Läge solch ein lyrisches Tagebuch uns vor, so würde man sehen, daß sie dem allgemeinen Menschenloose nicht ent-

gangen ist; und auch jetzt könnte man das erkennen, wenn man mit einigem Verständniß das Gedicht „Die Taruswand“ durchläse oder auch das „Die Nadel im Baum“ sich verständlich zu machen wüßte.<sup>1</sup> Es war ein junger Arzt, der ihre Neigung gewann; die Verhältnisse aber ließen an eine Verbindung nicht denken, und neben ihrem tiefen Gemüthsleben stand eine Intelligenz, die schonungslos jeden Gedanken an eine Auflehnung gegen die Verhältnisse unterdrückte, eine Pietät, die nicht mit den Ihrigen in Widerspruch kommen konnte. — Nicht viel später wurde sie Gegenstand der Aufmerksamkeit eines andern Gastes bei den Geschwistern der Mutter, eines Mannes, der General im Kriegsheere König Jérôme's von Westphalen gewesen war und aus den Kriegen auf der pyrenäischen Halbinsel her eines nicht eben beneidenswerthen Ruhmes wegen seiner Tapferkeit, seiner wilden, dämonischen Natur und der tollen Excesse seines Corps genoß. Sie hat an ihn gedacht in ihrem späteren Gedichte: „Vanitas Vanitatum“, das mit der Frage schließt: „Wer war der General?“ Es war der General von Hammerstein, aus einer westphälisch-hannoverschen Familie, der eine ganz merkwürdige energische, gewaltthätige Individualität gewesen sein muß und in den Schriften über die Zeit mehrfach auftaucht.

Im Jahre 1826 verlor Annette von Droste ihren Vater, den wir sie so liebenswürdig in dem Fragment schildern sehen, wie er neue Blumenarten schafft und sein liber mirabilis vermehrt, worin wohl bei Recepten zu höchst wunderbaren Wirkungen, als da sind „Hedthaler anzufertigen“ oder „Sich unsichtbar zu machen“ oder „Quellen mit der Wünschelruthe zu finden“ von der Hand eines biedern Ahnherrn sich die Randglosse eingetragen fand: „hab ich probirt, is mich aber nich geglückt.“ — Zu dem Verluste des Vaters, dem Annette sich auß innigste seelenverwandt fühlte, kam kurze Zeit nachher der des geliebten jüngern Bruders Ferdinand, der im

<sup>1</sup> Vgl. auch das, in dieser Ausgabe zum ersten Mal gedruckte, Gedicht „Kinderspiel,“ geschrieben zu Bösendorf im Juni 1820.

Anhalt'schen Forstdienst stand. Die Erschütterung und der nicht zu verwindende Schmerz über den Doppelverlust warfen Annette aufs Krankenlager und versenkten sie in eine Schwermuth, die erst allmählig wich, als der Arzt eine Ortsveränderung geboten und sie demzufolge sich an den Rhein begeben hatte; zunächst nach Coblenz, wohin die Thielmann versetzt waren und einen anregenden Kreis, dem z. B. der geistreiche Minutoli (gestorben 1860 als Ministerresident in Teheran) angehörte, um sich versammelt hatten. Hier beobachtete Annette, die ja in hohem Grade die allgemeine Empfänglichkeit poetischer Naturen für das Gebiet des Mystischen besaß, mit lebendigem Interesse die clairvoyanten Zustände, welche mit dem Körperleiden ihrer Freundin, der Frau von Thielmann, verbunden waren. Ganze Winter brachte das junge Mädchen dann in Köln und Bonn zu. In Köln wohnte, jetzt als preussischer Regierungsrath dort angestellt, der Oheim, der schon genannte Freiherr und später Graf Werner von Harthausen.<sup>1</sup> Was Annette nach Bonn geführt,

<sup>1</sup> Der Oheim Werner, geboren 1780, studirte an der damaligen Universität zu Münster, wo er sich die warme Zuneigung des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg gewann, dann in Prag die Rechte. Im Jahre 1804 ward er Domherr zu Paderborn und bald nachher 1807 (?) mit seinem Freunde Graf Rudolph von Westphalen in eine Conspiration verwickelt, die im Ravensbergischen im Rücken der französischen Armee eingeleitet war. Dann, 1808, an den deutschen Zuständen verzweifelnd, entschloß er sich nach Indien zu gehen, um über Buddhismus und Brahminenweisheit Studien zu machen. Er trieb nun zuerst eifrig orientalische Sprachen und ging um des Arabischen und Persischen willen nach Göttingen, dann nach Halle, wo er zugleich Medizin studirte, um als Arzt in Indien die Unterstützung der Ostindischen Compagnie zu finden, und blieb dort bis Herbst 1811. Unterdeß hatten die sich kundgebenden Bewegungen in Deutschland aufs Neue seine Theilnahme gefordert, die Dörnberrgs, die Schlls, der Tugendbund, zu dessen Stiftern er gehörte; dabei lebte er in Halle in engsten Beziehungen mit einem Kreise bedeutender Männer (unter denen Steffens), bis die Kasseler (Jerôme'sche) Polizei zu Verhaftungen unter ihnen schritt und Harthausen sich durch die Flucht rettete. Er wandte sich über Schweden nach England, traf in London andre Flüchtlinge, ward mit dem auf einer geheimen Mission dorthin gesandten Oelsenau bekannt und praktisirte, um sich durchzuhelfen, als Arzt. Dem Herzog von York empfohlen, erhielt er endlich eine Anstellung als Arzt in Calcutta im Dienste der Ostindischen Compagnie; im Frühlinge 1813 sollte er dahin abreisen; unterdeß aber war der russische Winter von 1812 eingetreten, und

war ein anderer näher Verwandter, der Freiherr Clemens von Droste, Professor der Jurisprudenz an der rheinischen Hochschule, ein Mann von vielgerühmter Liebenswürdigkeit des Charakters und umfassender Gelehrsamkeit, wie das von ihm verfaßte, noch heute in Ehren stehende System des Kirchenrechts bezeugt. In Bonn war es auch, wo Annette von Droste zum ersten Male mit einer eigentlichen literarischen Berühmtheit in nähere Verührung kam. Es war dies Johanna Schopenhauer, die damals mit ihrer Tochter Adele am Rhein lebte, eng befreundet mit einer höchst merkwürdigen und originellen Frau, Sibylle Mertens-Schaaffhausen, einer Dame von ebenso großem Reichthum an Glücksgütern, wie an gelehrten Kenntnissen; im Besiz ausgezeichnete Kunstsammlungen und eines Gatten, der die curiossten Stücke dieser Sammlung durch seine harmlose Originalität noch übertreffen zu haben scheint; — nichts war ergötzlicher, als die Anekdoten, welche Annette später in echt kölnischem Dialekt von ihm zu erzählen wußte. Daß der bewegte Kreis dieser schöngeistigen Damen mit Eifer das interessante Fräulein aus

die Wendung der Dinge in Deutschland ließ ihn hoffnungsvoll mit den andern Verbannten heimkehren. Der Paderborner Domherr wurde nun Soldat, Offizier, Generaladjutant Wallmodens, nahm Theil an der Belagerung Hamburgs, ging dann, nachdem der Frieden erkämpft, zum Wiener Congreß, wo er mit Stein, dem Grafen Münster, Arndt verkehrte, sich auf die Sammlung neuer griechischer Volkslieder verlegte, der auch Goethe seine Theilnahme zuwandte, und trat endlich in den preussischen Staatsdienst ein, was ihn im Jahre 1816 als Regierungsrath nach Köln brachte. Endlich mit einer Erbtöchter eines alten rheinischen Geschlechts verheirathet, quittirte er den Staatsdienst, lebte auf den Gütern in Westphalen und gab hier das Aufsehen machende Buch „Ueber die Grundlagen unsrer Verfassung“ (o. D. 1833) heraus, das auf Haller'schen Prinzipien weiterbauend die Bureaucratie in ihrer damaligen Entwicklung als Larve der Revolution darstellte. Dadurch mit den Behörden in Konflikte gerathend, zog er nach Bayern, wo er, auf dem Gute Neuhaus ist. Eine Biographie des merkwürdigen, mit allen berühmten politischen Charakteren und allen geistigen Strebungen seiner Zeit in Verührung gekommenen Mannes müßte ein interessanter Beitrag zur Geschichte jener Tage sein. Steffens redet in seinem „Was ich erlebte“ wiederholt von ihm; auch das „Urkundenbuch“ zu den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege“ (S. 225) und Johannes von Müller (Werke VIII, 332).

Westphalen an sich zu ziehen suchte und es mit Sympathien umgab, mehr als diesem selbst immer bequem und angenehm sein mochte, ist natürlich. Annette von Droste hatte später noch oft, wenn sie wieder daheim in ihrem stillen Rüschaus war, die leise Sorge, daß eine ihrer schöngeistigen Freundinnen ihr dahin folgen und mit ihrem Besuche eine Ueerraschung zudenken könne — wie hätte sie eine solche geniale Persönlichkeit mit westphälischen Zuständen und mit den Anschauungen ihrer schlichten, ernstesten und strengdenkenden Mutter in ein harmonisches Verhältniß und Verständniß gebracht! In der That aber brachte nur Adele Schopenhauer, wie wir später sehen werden, eine längere Zeit auf ihrem Landstz bei ihr zu, und diese mußte durch die bescheidene Gediegenheit ihres Charakters alle Herzen zu gewinnen; und außerdem hatte die Natur der guten Adele zu ihrer Reise ins tugendhafte Westphalenland das Zeugniß unwandelbarer Solidität längst ausgestellt — sie hatte mit eigenthümlicher Hartnäckigkeit alle Grazien abgehalten, an ihre Wiege zu treten.

Annette von Droste erhielt wohl in dem Bonner Leben etwas wie den Abschluß ihrer Jugendbildung. Die literarischen Verhältnisse jener Zeit traten ihr hier näher, das verschiedenartigste belletristische und gelehrte Geistes-Interesse, und namentlich auch künstlerisches und kunstgeschichtliches Leben und Streben umgaben sie und warfen in ihre empfängliche, mit so unendlicher Lebhaftigkeit aufnehmende Seele die mannigfachsten Eindrücke und Anregungen. Der Sammlereifer des Oheims Werner, der Frau Mertens weckte den ihrigen. Dazu fand sie hier zuerst Gelegenheit, ganz andere Sitten und Charaktere zu beobachten, als die heimischen waren. Sie hatte ein großes Talent, rasch einen fremden Dialekt aufzufassen. Auch der rheinische wurde ihr bald geläufig. Aus Köln namentlich brachte sie eine Menge humoristischer Geschichten, Anekdoten, Scenen aus dem Volksleben mit, die, mit ihrer unvergleichlichen Erzählgabe im Volksdialekt vorgetragen, den heitersten Eindruck machten.

In der Literatur jener Jahre überhaupt wie in Annetten's Lebenskreise im Besondern herrschte die Romantik. Das neue und verjüngte Leben, welches der nationale Gedanke erhalten hatte, erweckte den historischen Sinn; die Romantik wandte die Gemüther dem Ideenleben der Vorzeit und dem vaterländischen Wesen zu, und als treuer Bewahrer desselben wurde das Volksthum aufgesucht und gepflegt. Die restaurirende, „historische Schule,“ der sich in eifriger Geschäftigkeit die Brüder von Harthausen angeschlossen, suchte dieser Zeitströmung die Richtung zur Wiederbelebung feudaler Institutionen zu geben. In Annette aber lag gegen diese Tendenzen, gegen die herrschenden Vorstellungen von der Vergangenheit als der allein „guten“ alten Zeit, ein mehr oder minder bewußtes Mißtrauen; sie hatte ihnen im „Walthar“ ihren harmlosen Tribut gezollt und folgte ihnen nicht weiter; sie blieb, wie einst Matthiſſon, Hölty, Salis keine Zugkraft auf sie geübt, auch ohne tiefere Eindrücke von Novalis, Tieck und Arnim, die sie wohl ergriffen, aber nicht sich nachzogen und umstritten, wie sie es bei Immermann thaten, während Annette desto mehr bewegt wurde von den Goldadern echter alter Volkspoesie, denen z. B., die in „des Knaben Wunderhorn“ zu Tage gefördert wurden. Dann aber wie ein erfrischender Windstoß in die phantastisch und unschöpferisch gewordene Zeit fahrend, erschien Walter Scott, später Washington Irving. Was in ihnen Annette anzog, war nicht allein, daß sie künstlerischer, plastischer waren, als die Romantiker; sie waren realistischer; sie fühlte das, was sie im Leben wie in der Literatur vor Allem suchte, die Wahrheit, aus ihren Gemälden heraus.

Ich glaube jedoch, daß dieser Drang nach Wahrheit, gesellt zu dem andern Grundzuge ihrer Natur, der Vorliebe für das Einfache, Schlichte, Anspruchslose und seinen innern Werth scheu Verhüllende, sie ganz von selbst zu ihrer Art der Poesie geführt hat, und daß fremder Einfluß nicht auf die Dauer bestimmend auf sie wirken konnte. Sie mußte ganz aus sich

selbst heraus, unabhängig von jeder Schule und in einfacher Consequenz ihres Wesens eine Erscheinung werden, wie ihrer freilich gleichzeitig ähnliche in der europäischen Literatur auftauchten, die Latisten in England und Runenberg in Schweden. Annette von Droste kannte damals das Evangelium der Dichter an den fernen Cumberlandsseen, die unbedingte Rückkehr zu dem Natürlichen und der Poesie des Alltäglichen noch nicht — aber sie übte es, durch den gesunden Realismus in Walter Scott, in Washington Irving, in den Dramen der Johanna Baillie nur gekräftigt und in ihren Anschauungen bestärkt; freier dabei bleibend, wie Wordsworth, der die Theorie hatte, der Dichter solle sich an einen Fleck Erde fetten — denn Annette ist nicht westphälisch geblieben, wie jener nordenglisch. Auch durch Humor war sie den Latisten überlegen. — Walter Scott hatte meisterhaft die wilden Scenerien des Loch Rathrin in seiner „Jungfrau vom See“ geschildert. Annetten drängte es, in dieser Weise die Schauer der Alpenwelt zu schildern, die sie durchaus nicht kannte und dennoch intuitiv wie in völliger Lebenswahrheit vor sich sah. Nur wenn Walter Scott als Staffage des Gemäldes eine glänzende romantische Ritterwelt genommen, lag Annette ein ganz Anderes am Herzen, das Elend des verirrtten Wanderers, des armen Kindes, das unbelohnte rührende Wirken der armen Mönche in der Schnee- und Eismwelt, dieser Heroen der Aufopferung und Entfagung. Und so entstand in jener Zeit ihr Gedicht „Das Hospiz auf dem großen St. Bernhard“ mit seiner wie clairvoyanten genauen Schilderung, mit seiner frappanten Malerei eines Schauplatzes der Handlung, den sie doch nie gesehen hatte.

Das Gedicht versetzt uns auf einen bereits hoch liegenden Punkt der Alpenstraße. Schon durch tiefen Schnee und Eis sucht Benoit, ein Greis aus dem im Unterwallis liegenden Dorfe St. Pierre, begleitet von seinem Enkel Henry, einem Knäblein von wenig Jahren, den Weg über den Bernhardspaß, um zu seinen Verwandten auf der andern Seite zu

kommen. Aber er verirrt sich im Schneegestöber der früh einbrechenden Nacht; schon nahe dem Hospiz brechen seine Kräfte zusammen, die Ermattung versenkt ihn endlich in den Schlummer, aus welchem kein Erwachen ist — das Kind jedoch wird von dem treuen Barry, einem der großen Bernhardsöhunde, gefunden und gerettet. Mit einer außerordentlichen Kraft und Gabe lebendiger Darstellung, mit einer ergreifenden Naturwahrheit ist das Alles geschildert; im ersten Gesang der Untergang des alten Mannes in der grausenhaften Alpenwüste, im zweiten die Rettung des Kindes durch die Brüder des Hospizes, sowie das Leben der Mönche in diesem letzteren selbst.

Die Dichterin hatte jedoch noch einen dritten Gesang geschrieben. In diesem werden wir nach dem Dorfe St. Remy geführt; die Verwandten des armen alten Mannes erhalten die Trauerbotschaft und machen sich auf den Weg nach dem Hospiz, wo sie jedoch zu ihrer freudigen Ueberraschung den erstarrten Greis durch die Bemühungen der Brüder ins Leben zurückgerufen finden. Dieser dritte Gesang ist in die Sammlung der „Gedichte“ nicht mit aufgenommen und nur der Anfang davon unter der Ueberschrift „Fragment“ dort mitgetheilt worden. Die Dichterin war unschlüssig darüber, sie fürchtete durch die Aufnahme die Harmonie des Ganzen zu stören; sie fürchtete den Vorwurf des Unwahrscheinlichen und Banalen durch diese Rettung zu verdienen. Es wurde mit ihren Freunden viel darüber debattirt und des armen Benoit Tod oder Leben sehr ernsthaft in Frage gestellt. Die definitive Todesentsatz behielt endlich das Uebergewicht. Annette entschied sich für die Weglassung des dritten Gesanges. Wie ich glaube, mit Unrecht; gewiß ist wenigstens, daß der Beginn dieses dritten Gesanges, diese vortreffliche Schilderung eines Sonntagmorgens in einem Alpendorfe, nicht verdient unterdrückt zu werden. Und so ist der vorliegenden Ausgabe der Gesang eingefügt worden.

In derselben Zeit, in welcher Annette an ihrem ersten



größeren Gedicht arbeitete, pflegte sie auch ihr musikalisches Talent. Mit einem ausgezeichneten musikalischen Gedächtniß begabt, wußte sie eine Menge Melodien nationaler und volkstümlicher Gesänge, die sich ihr eingeprägt hatten, in charakteristischer Weise vorzutragen; dazu schuf sie selbst eine große Anzahl einfacher, aber origineller Weisen, die sich stets ebenso charakteristisch dem Ton und der Farbe der Zeit, welcher der dichterische Text angehörte, anschmiegen. Einst hatte der Oheim Werner zu Köln ein altes Werk mit Minneliedern aufgetrieben, deren Notenschrift jedoch so unverständlich und wirr war, daß er Annette anging, sie ins Klare zu bringen, sie in moderne Musikschrift umzusetzen. Die Dichterin fand die Arbeit schwierig und es einfacher, den alten, von dem Onkel hoch über alles Moderne erhobenen Weisen heimlich eigene Compositionen zu unterstellen. Volks- und Minneliedertexte schuf sie dann auch dazu und war ob der gelungenen Schelmerei höchlich ergötzt. Was von diesen Compositionen in ihrem Nachlaß sich gefunden hat, ist veröffentlicht worden;<sup>1</sup> sie gehören sämmtlich jener Zeit an, da sie die Beschäftigung mit der Musik in dem Maße ruhen ließ, wie sie mehr und mehr der Poesie sich zuwandte. In ihren späteren Lebensjahren trat nun ein ganz wunderbares Talent hervor, einen Strom musikalischer Gedanken in freien Phantasien sich mächtig fesselnd, ergreifend ergehen zu lassen, in großartigen Improvisationen, die verklungen und verweht sind, ohne daß je ein Klang, ein Motiv daraus von ihr festgehalten worden wäre.

Der Tod des Vaters hatte übrigens auch in Annettes äußere Lage eine Veränderung gebracht. Der Bruder Werner Constantin erhielt nun das gesammte Stammerbe; nach der damals herrschenden Gesetzgebung hätten die Mutter, die Schwestern die gleiche Theilung des Vermögens verlangen können, diese aber verzichteten ohne jedes Bedenken als selbst-

<sup>1</sup> Lieder mit Pianoforte-Begleitung. Componirt von Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Rüssel 1877.

verständlich auf ihre Ansprüche, um der Zusammenhaltung des Stammerbes willen, und bezogen dann das kleine, der Mutter als Wittwensitz eingerichtete Gut Rüschhaus, eine Meile von Hülshoff, eine Stunde westlich von Münster gelegen;<sup>1</sup> Annette außerdem mit einer kleinen Leibrente ausgestattet, während die ältere Schwester Jenny durch einen Stiftsdamenplatz versorgt war. Das Haus Rüschhaus, um 1750 von einem General Schlaun, einem ausgezeichneten Architekten, als Sommeritz ganz nach der Analogie eines westphälischen Bauernhauses erbaut, nur daß mit außerordentlich sinnreicher Raumbenutzung die Rückseite zu herrschaftlichen Gemächern verwendet ist, aus denen ein Perron und eine Steintreppe hinabführt in den von breiten Gräben umbegrenzten mäßig großen Garten. Es liegt völlig allein zwischen Wallbeden, Alderkampen und Gebüsch versteckt; wenn Annette aus den Fenstern der vier niedern Entresol-Kammerchen blickte, welche hier ihre Wohnung bildeten, sah sie nur grüne oder — in unsern langen milden Wintern — entlaubte und verschneite Gotteswelt, mit einem blauenden Bergzug in der Ferne — nicht einmal das Dach einer Häuslerhütte mahnte an Menschennachbarschaft. Und jahrelang — wie viele Jahre — oft sogar ganz allein, hat sie hier verlebt! Im Anfang freilich nicht von der Mutter getrennt, nicht von der Schwester und einem Fräulein von Gallieris, das in den kleinen Kreis aufgenommen war, bis diese schied, und bis (1834) die Schwester Jenny sich dem Reichsfreiherrn Joseph von Laßberg auf Eppishausen im Thurgau vermählte. Nach und nach verminderten sich auch die Beziehungen zur Nachbarstadt Münster für Annette; der Stolberg'sche Kreis hatte sich wie der Thielmann'sche gelöst; nur mit einer im letzteren angeknüpften Bekanntschaft, der der verwitweten Herzogin von Loos-Corsswarem, einer Tochter des früheren französischen Präfecten Generals du Saillant, setzten sich die Beziehungen

<sup>1</sup> Eine Abbildung enthält das „Malerische und Romantische Westphalen.“ Paderborn 1872. S. 197.

fort und ebenso zu einer Familie von Böselager, welcher die erste nach halbjähriger Ehe gestorbene Frau von Annetzens Vater angehört hatte; doch wurden diese Beziehungen zur Nachbarstadt wieder lebhafter, als Annette im Anfange der Dreißiger Jahre mit der Familie eines angesehenen, um die Feststellung des westphälischen Provinzialrechts verdienten Juristen, des späteren Geheimen Justizraths Schlüter bekannt wurde. Der jüngere Sohn desselben hatte sich der akademischen Laufbahn gewidmet, philosophischen, philologischen und literarischen Studien und war durch den weiten Umfang seines Wissens, wie durch die Eigenschaften seines reichen und warmen Gemüths eine Erscheinung, welche bald die wärmste Freundschaft der Dichterin gewann; durch ihn wurde sein jüngerer, poetisch reich begabter Freund, W. Junkmann, jetzt Professor der Geschichte in Breslau, in den Kreis der der Dichterin nächst befreundeten Gestalten eingeführt.<sup>1</sup> Zwischen dem Professor Schlüter und ihr entspann sich ein lebhafter Briefwechsel, und die jüngst von ihm herausgegebenen Briefe<sup>2</sup> sind ein unvergleichlich anziehender Spiegel ihres Wesens in jener Zeit ihres Dichtens und Denkens und bieten eine bessere Charakteristik ihres in schlichter Einfachheit sich gebenden reichen Innern, als irgend ein Biograph sie geben könnte. Der anregende und lebhafteste Verkehr mit dem Schlüter'schen Hause, die Correspondenz spannen sich in gleicher Lebhaftigkeit fort bis zum Jahre 1846, wo Annette für längere Zeit zu ihrer Schwester nach der Meersburg reiste.

Ihre Arbeiten in diesen — den Dreißiger — Jahren waren, nachdem der St. Bernhard vollendet, zunächst das, wohl keiner bekannten und je angebauten Art von Poesie zuzählende „des Arztes Vermächtniß“, und sodann „die Schlacht im Loener Bruch.“

Jenes zweite erzählende Gedicht von Annette von Droste wurde von ihr mit einer ganz besondern Absicht geschrieben,

<sup>1</sup> S. von ihm: W. Junkmann, Gedichte. Zweite Auflage, Münster 1844.

<sup>2</sup> Briefe der Freiin Annette v. Droste-Hülshoff. Münster, Ruffel 1877.

und ist eine Studie zu nennen, wie sie meines Wissens noch nie versucht wurde. Der Leser kennt die merkwürdige Geschichte des Pfarrers von Drotning auf Seeland, welche dem Philosophen Schelling den Stoff zu seinem schönen, in den regelmäßigsten Terzinen geschriebenen Gedichte gab. Dies Gedicht erregte in hohem Grade das Interesse Annettens; aber weniger der Inhalt, weniger das schauerlich Räthselhafte desselben, als der Gedanke an den Einfluß und die Wirkung, welche ein solches Erlebniß auf das Gemüth des Zeugen haben mußte. So erhielt sie den Anlaß zu der Ausarbeitung einer in ihrem Motiv ähnlichen, ganz fingirten Erzählung, die sie „des Arztes Vermächtniß“ überschrieb. Das Vermächtniß besteht aus einer Schrift, welche ein Verstorbener seinem Sohne hinterläßt. Er hat darin beschrieben, wie er einst in einer verlassenem Gegend des böhmischen Waldgebirges, wo er sich seit Wochen schon angesiedelt, um botanische Studien zu treiben, gewaltsam Nachts aus seiner Wohnung geholt sei; wie zwei fremde Männer ihn bald zu Roß, bald zu Fuß, mit verbundenen Augen, in die schaurigsten Gebirgswildnisse geführt; wie er so in ein Höhlenlabyrinth, unter Räuber und Mörder gerathen; wie er dort einem schwerverwundeten, sterbenden Manne habe Hülfe leisten sollen; wie er neben demselben ein schönes, stolzes, schweigendes Weib gefunden, das er früher in den Salons der Wiener Gesellschaft erblickt hatte, und das damals einer verbrecherischen Leidenschaft hingegeben war. Der Verwundete stirbt; über das, was mit dem Arzt zu machen, ob man ihn tödte oder heimsende, berathen nun die Räuber; man läßt ihn endlich frei, nachdem man ihm das Schrecklichste gedroht, wenn er das Schweigen über sein Abenteuer breche; aber auf dem Heimwege wird er noch Zeuge, wie man jenes Weib in einen Felsenabgrund schleudert.

Das ist das Erlebniß des Arztes. Der nähere Zusammenhang zwischen dem Verwundeten und der unglücklichen Frau und die Frage, was sie in die Hände der Räuber gebracht,

wird uns nicht aufgeklärt. Es ist aber auch der Dichterin gar nicht darum zu thun, die Theilnahme des Lesers für diese Personen und ihr Schicksal zu gewinnen. Ihre Absicht ist einzig und allein darzustellen, welchen Eindruck die Schrecken einer einzigen Nacht auf das Gemüth eines gutmüthigen, scheuen, phantasiereichen Menschen für seine ganze übrige Lebenszeit hervorgebracht haben. Und mit einer eigenthümlichen Virtuosität löst sie die schwierige psychologische Aufgabe, uns den ganzen Menschen aus dem heraus erkennen zu lassen, was er und wie er erzählt. Wir lesen zwischen seinen Zeilen, daß sich Gebilde des Wahns nach und nach unter das wirklich Erlebte geschlichen haben; daß seine Verstandes- und Unterscheidungskraft schwer gelitten hat; und seine Worte verrathen zuweilen ein plötzliches Ermatten, ein Einschlummern der geistigen Kraft, das höchst charakteristisch ist, z. B. wenn er, nachdem die Schauer und Schrecken, die ihn in der Räuberhöhle umgeben, geschildert sind, mit den matten Worten fortfährt:

O, daß man mich an diesen Ort geführt!  
 Von übler Vorbedeutung schien mir's gleich;  
 Denn wie man die Umgebung so vergaß —  
 Nachlässig war es über alles Maß!

Und dann ist ein Etwas, ein Wesen da, welches aus den Schauern dieser Nacht vor ihm emporgestiegen, um ihn nie wieder zu verlassen, in welchem jene Schauer sich gleichsam für immer verkörpert haben — eine düstre Gestalt, auf welche er nur scheu deutet:

Ungern gedenk' ich Deß, den du wohl weißt,  
 Des Dunklen, der allnächtlich mich umkreist,  
 Auf meine Scheitel legt die heiße Hand —  
 Ungern gedenk' ich Deß, der vor mir stand!

Dieses Wahngebilde, das seitdem nicht mehr von ihm gewichen ist, das ihn bis in seine letzten Lebensstage verfolgt:

Ach Gott, du weißt nicht, wie voll Brand mein Hirn,  
Wenn mir der Dunkle nächtlich rührt die Stirn —

dies Gebilde mischt sich auch in die Gestalten, von denen er berichtet, und verwirrt augenscheinlich seine Erzählung.

Ohne diesen Schlüssel zu dem Ganzen ist das Gedicht nicht zu verstehen. Es wird den Eindruck willkürlicher Seltsamkeit und unbegreiflicher Dunkelheit machen, wenn man es als ein romantisches Abenteuer, das spannen und erschüttern soll, nimmt: dies aber ist, wie gesagt, keineswegs die Absicht, worin es geschrieben wurde; es ist ein Gemälde, das uns nicht um des dargestellten Gegenstandes, sondern um seines Urhebers willen gezeigt wird.

Des Arztes Vermächtniß entstand im Jahre 1836 und Anfang von 1837 — als es vollendet, wandte Annette sich der „Schlacht im Loener Bruch“ zu. In einem in Knittelsversen abgefaßten Briefe an ihren Freund Schlüter vom 18. November 1837 sagt sie, daß sie den ersten Gesang des Braunschweig am gestrigen Tage vollendet, und setzt dann über diese Arbeit hinzu:

„Mit meinem Christian geht es so, so,  
Und troch mir heut ins Ohr ein derber Floh.  
Was ich täglich schrieb, daß war ich froh,  
Und schien mir einzeln ein jedes gut;  
Nun ich's übersehe, sinkt mir der Muth.  
Zu klingelnd ist es, zu weichlich weit  
Und dann vor allen Dingen zu breit;  
Fürwahr, die Scheere soll noch hinein,  
Und eine Heden'scheer' muß es sein!“

Trotz dieser ihrer Sorge über das Ganze scheint mir der Schlacht am Loener Bruch der Vorzug vor den andern poetischen Erzählungen zu gebühren. Der Schauplatz war hier die Heimath, der Gegenstand eine entscheidende und große Waffenthat des dreißigjährigen Krieges, die Schlacht, welche an dem tollen Herzog Christian von Braunschweig die Gräuel

und Unmenschlichkeiten, die seine Schaaren im Lande verübt hatten, rächte und ihn vernichtet und verloren über die nahe Reichsgrenze hinauswarf. Er war von Osten her, aus Niedersachsen durch Westphalen gezogen, in der Richtung nach den Niederlanden hin; Tilly mit dem Heere der Ligue immer dicht auf seinen Fersen, bis er den wilden Herzog, der vergeblich auf die Hilfe des Mannsfelders geharrt hatte, bei Stadtloen, nahe der holländischen Grenze, auf einer ausgedehnten Heide, dem „Bruch“, am 7. August 1623 zum Stehen zwang und ihm die vernichtende Niederlage beibrachte. In dem Gemälde dieser Episode des gräuelvollen großen deutschen Krieges zeigt die Dichterin ganz die merkwürdige Kraft und den weiten Umfang ihres Talents. Sie unternimmt ein Werk, wie es von einer Frauenhand nie unternommen ist, und in der Ausführung ist nicht der leiseste Strich, der die Frauenhand verräth. Alles ist plastisch, in festen kühnen Zügen mit festem Griffel hingezeichnet; nichts ist weich und verschwommen, und jede Farbe, die nothwendig war zu einem Bilde einer blutigen und schrecklichen Zeit, ist von der schaffenden Hand ohne Zagen aufgetragen worden. Darum stehen alle diese vortrefflich geschilderten, nach ihrer verschiedenen Individualität scharf gesonderten Charaktere der Hauptanführer auf beiden Seiten so lebendig vor uns; darum steht die ganze Handlung mit dem Hintergrund ihrer Umgebung uns vor Augen, als ob es ein wirkliches, in festen Linien und markigen Farben ausgeführtes Gemälde sei. Und doch wird der Realismus dieser dichterischen Darstellung nirgends unpoetisch; er bleibt immer innerhalb der Grenzlinien des Aesthetischen. Gerade dies ist hervorzuheben; bei ihrem Drang, die Wahrheit in concretester Gestalt wiederzugeben, wird die Dichterin nie versucht, den Fehler zu begehen, in welchen so leicht die Frauen verfallen, nämlich maßlos zu werden und ins Extrem zu gerathen. Sie scheut sich nicht, Wunden, Blut und Leichen mit festem Blick ins Auge zu schauen, aber ihre Phantasie ist weit davon entfernt, im Schrecklichen zu schwelgen,

und nirgends wird die Keuschheit eines reizbaren Schönheitsgefühls verlegt.

Neben diesen drei größern erzählenden Gedichten waren nach und nach im Laufe der Jahre einige kleine lyrische Gedichte entstanden. Der Cycluz „Das geistliche Jahr“ war begonnen. Alles war geschrieben worden ohne die Absicht unmittelbarer Veröffentlichung. Der Gedanke, als Dichterin öffentlich aufzutreten, lag Annetten von Droste schon deshalb ferner, weil sie sehr bezweifeln mußte, ob dies in den Wünschen der Ihrigen liege. Doch fehlten von anderer Seite die dringenden Aufforderungen, mit den Gedichten vor das Publikum zu treten, nicht; die Genehmigung der Mutter wurde — wenn auch mit einer gewissen, wohl zu rechtfertigenden Zögerung und nicht eben großer Freude an dem Schritt der Tochter, sich der Schaar der deutschen schriftstellernden Damen zuzugesellen — erteilt, und so erschien im Jahre 1838 in einem Münster'schen Verlage ein sauberer Band Poesien unter dem Titel „Gedichte von Annette Elisabeth v. D. H.“<sup>1</sup> —

Sie hatten nicht den Erfolg, den ihre Freunde sich davon versprochen. Die Zeit war überhaupt nicht gestimmt zur Theilnahme an lyrischen und langen erzählenden Gedichten. Das junge Deutschland hatte andere Töne angeschlagen, andere Stoffe dem öffentlichen Interesse zugeschoben, andere Formen zur Tagesherrschaft gebracht. Der große Kirchenstreit nahm die Gemüther ein. So blieb die, noch obendrein anonyme, in einer entlegenen Provinzhauptstadt erschienene Sammlung im Allgemeinen ganz unbeachtet. Von der Dichterin wurde dieser Mißerfolg mit einem philosophischen Gleichmuth aufgenommen; er hatte nur den Erfolg, daß sie sich zu fragen begann, ob ihr Talent sie nach einer andern Richtung hin weise, ob sie nicht vielleicht besser thue, sich dem lyrischen Gedichte oder auch der Prosadichtung zuzuwenden.

Annettens Gesundheit hatte sich unterdeß nur wenig ge-

<sup>1</sup> Gedichte von Annette Elisabeth v. D. . . . H. . . . Münster 1838. In der Aschendorff'schen Buchhandlung.



kräftigt. Wohl war sie stärker geworden, hatten ihre Formen sich gerundet, das feine Incarnat der Wangen sich vertieft — aber dann und wann stellte sich ein bedenklicher Bluthusten ein — und, ihr furchtbarer als dies, oft ein äußerst heftiges nervöses Kopfweh oder rheumatische und Gesichtschmerzen. Lange Zeit hatte sie eine Idiosynkrasie wider warme Fleischspeisen, wider warme Speisen überhaupt. Asthmatische Beschwerden kamen hinzu, die rasches Gehen erschwerten. Doch fand dies alles sich gemildert, erleichtert in der reinen Alpenluft, in der die Schwester sich aufhielt; in Eppishausen, das sie zum erstenmale im Sommer 1836 besuchte und von wo aus sie im October und November dieses Jahres den interessantesten ihrer Briefe an Schlüter, enthaltend die Schilderung ihres mehrtägigen Besuchs bei der benachbarten Familie des Grafen Thurn, schrieb.<sup>1</sup> Im Sommer 1837 war sie wieder in Rüschhaus zurück. Im Sommer 1838 war Annette zu längerem Aufenthalt nach Abbenburg gegangen; über ihr Leben dort berichten zwei ihrer Briefe an Schlüter, auch wie sich ihr jezt der schon früher gefaßte Voratz, eine einst hier auf den Gütern der Verwandten vorgefallene Begebenheit zu einer Erzählung zu benutzen, erneuert habe — sie hat eine solche Erzählung dann später unter dem Titel „Die Judenbuche“ geschrieben. Auf den Harthausen'schen Gütern weilte damals als Gast mit seiner Familie der bekannte hessische Minister Hassenpflug, der in Kassel unmöglich geworden und jezt ohne Stellung und Halt sich zu der befreundeten Familie aufs Land zurückgezogen hatte, bis ihm Ende 1838 gelang, in Hohenzollern-Sigmaringen einen neuen Wirkungskreis zu finden. Seine schöne und geistig hochbegabte Schwester Amalie Hassenpflug gewann wohl schon durch den merkwürdigen Gegensatz ihrer Naturen Annettens warme Freundschaft, die doch zu keinem bleibenderen Verkehr führte, als einer durch ein paar Jahre sich hinziehenden Correspondenz; über den Gegensatz

<sup>1</sup> Siehe Briefe. E. 46.

ihrer grundverschiedenen Naturen spricht sich Annette in einem ihrer Briefe<sup>1</sup> aus, wo sie sagt, daß sie, andern Wesens, wie die in Traum und Romantik verlorene Freundin, der unaufhörlich die Helden Calderons und die krausen Märchenbilder Arnims und Brentano's im Kopfe spukten, nur im Naturgetreuen, durch Poesie veredelt, etwas leisten könne. Sie hat ihr jedoch das schöne Gedicht „Der Traum“ gewidmet. —

Ich habe früher in der von mir angeführten kleinen Schrift erzählt, unter welchen Umständen ich (1830) Annette von Droste kennen lernte, dann (1838) ihr näher trat und ihre Freundschaft gewann. Ich kann mithin Alles, was mich selbst betrifft, hier fortlassen und mich auf das dort bereits Gesagte zur Vervollständigung dieser Blätter beziehen. Aus meiner ursprünglichen Laufbahn, der juristischen, in die literarische hinübergezogen, war ich mit mancherlei Arbeiten beschäftigt, und Annette fand in ihnen Anregungen für eine werktätige Theilnahme. Ich konnte für sie ein neues verbindendes Band mit der Literatur werden, das ihr in ihre Abgeschiedenheit Briefe, Bücher, Journale, Arbeiten Interessiren brachte, als Hauptinteresse ihre sich steigende Theilnahme an meinem Streben und Versuchen. Es war eben die Zeit, in welcher sie selbst den Drang einer Bethätigung ihrer schöpferischen Kraft empfand und über die Form dafür schwankend und ungewiß war. Ihre epischen Gedichte hatten ihr keine Anerkennung gebracht; eine Menge Stoffe drängten sich ihr zu — darunter ein Roman „Ledonia,“ ein Trauerspiel „Johann von Leiden;“ sie zählt sie sammt und sonders auf in einem Briefe an W. Juntmann vom 4. August 1837.<sup>2</sup> In lyrischen Gedichten sich zu ergeben, drängte es sie nicht, ihre Natur war nicht subjectiv, nicht iclebig genug, um sich lyrisch ausdrücken zu müssen — von den andern Stoffen war keiner, der sie so innerlich erfaßt hätte, daß er sie zur Ausführung

<sup>1</sup> Siehe Briefe. S. 119

<sup>2</sup> Siehe Briefe. S. 90

gebrängt. So nahm sie in dieser Muße und Pause eigenen Schaffens Theil an dem meinen, füllte kleine Lücken in dem Buch, welches mich damals beschäftigte, dem malerischen und romantischen Westphalen, indem sie einzelne Landschaftscenerien skizzirte, und dichtete die meisten jener ausgezeichneten Balladen für dasselbe, welche jetzt eine Abtheilung ihrer Gedichte bilden. Der in diesen enthaltene „Geierpfiff“ wurde für den Musenalmanach geschrieben, welchen damals A. Ruge und Th. Ecktermeyer, die Diosturen der Halle'schen Jahrbücher, herausgaben; der „Meister Gerhard von Köln“ für eine kleine Schrift, worin ich für die Vollendung des Kölner Doms zu plaidiren suchte.

In den Bekanntenkreis der Dichterin traten in jener Zeit noch die Dichterin Louise von Bornstedt, eine Conventitin, die ihre Lebensschicksale von Berlin nach Münster geführt, und eine Tochter der Schriftstellerin Elise von Hohenhausen; diese Tochter wohnte mit ihrem Gatten längere Zeit in Münster und versammelte hier die jüngeren „schönen Geister“ um sich; es war natürlich, daß sie sich Annetten zu nähern suchte; nach und nach enger mit ihr befreundet, ist sie später nach dem Tode der Dichterin in rühriger Weise unter dem Namen F. v. Hohenhausen in der Journalistik bemüht gewesen, die Gestalt derselben dem Publikum, das sich ja anfangs so spröde gegen diese Poesie verhielt, zu zeichnen und den Hintergrund, die Umgebung ihrer Erscheinung, zu schildern und manches dabei, mehr als nöthig, romantisch auszumalen. —

Annette hatte, länger als gewöhnlich, in der Zeit von 1839 bis 1841 ihr stilles Rüschhaus nicht verlassen, wo sie, wenn die Mutter abwesend, oft viele Monate, ja den ganzen Winter von 1840 auf 1841 hindurch, in vollständiger Einsamkeit weilte — die nur ein paar Domestiken und ein gutes uraltes Bauernfräulein in gestickter Nebelkappe, ihre alte Amme, theilten. Ober an Sonntagen im tiefsten Winter auch wohl, durch Schnee und Eis herangestapft kommend, in seinen Schuhen so groß wie „Bigelinen,“ wie Annette sagte, der

„Mann ohne Falsch und mit der offenen Hand,“

der Hausgeistliche von Hülshoff, der kam, um dem Fräulein und ihrer kleinen Hausgenossenschaft die Messe zu lesen; im Gartensalon wurde dazu ein Stück des Wandgetäfels geöffnet und so ein kleiner, mit allem Nöthigen versehener Altar dahinter aufgedeckt. Er war ein urgemüthliches Original, dieser geistliche Herr, in seiner kindlichen Einfalt und Naivetät, die unwillkürlich zu Redereien herausforderte. Annette hat ihm später in dem Gedicht „*Sit illi terra levis*“ ein schönes Blatt der Erinnerung gewidmet.

Im Mai 1840 hatte sie die große Freude, ihre Freundin von den Bonner Tagen her, Adele Schopenhauer, auf mehrere Wochen in Rüsshaus zum Besuche bei sich zu sehen. Adele Schopenhauer war ein Charakter voll ruhiger Klarheit, voll praktischer Philosophie, mit der sie das Leben mit wohlthuerender Gelassenheit nahm, als ihr berühmter Bruder, und von einem ganz seltenen Umfang vielseitigster Bildung, wie dessen und ihrer andern Talente ja auch Goethe, in dessen Hause in Weimar sie viel verkehrt hatte, wiederholt erwähnt.<sup>1</sup> Ihre Erinnerungen aus dieser Zeit, ihre Schilderungen des Weimarer Lebens und so vieles, was Adele zu erzählen, worüber sie Auskunft zu geben wußte, alles das war um so fesselnder, als ein so großer Theil der posthumen Goethe-Literatur ja damals noch im Schooß der Zukunft schlummerte. Adele, welche selbst eine große Kunstfertigkeit besaß, nicht allein im Zeichnen und Malen, sondern auch im Ausschneiden graziöser Bildchen in Silhouetten-Manier, bewunderte im Wohnzimmer ihrer Freundin namentlich ein ganz eigenthümliches und merkwürdiges Kunstwerk, das Annette vor Jahren einmal zu Stande gebracht und im Rahmen aufgehängt hatte. Es war eine hübsche kleine Landschaft, deren einzelne Bestandtheile, Bäume, Hütten, Menschen und Thiere nebst den Hinter-

<sup>1</sup> In der „Vollständigen Ausgabe letzter Hand.“ Bd. 4, S. 150. Bd. 32, S. 207. Bd. 47, S. 214.

gründen von Hügeln und Felsen, nicht etwa gezeichnet, sondern aus weißem Papier ausge schnitten, mit der Scheere ein wenig gekräuselt und dann etwa wie kleine Theaterdekorationen vor einander befestigt waren, daß es einen ganz hübschen Effekt machte und jedenfalls etwas, mit großer Geduld zu Stande gebrachtes Absonderliches war. — Annetten war der Verkehr mit der treuen Freundin außerordentlich wohlthuernd, und sie ließ sie mit schwerem Herzen ziehen, da sie ohne Aussicht war, für lange, sie wiederzusehen! — Spät im Sommer 1841 dann entschloß sie sich wieder zu einem längern Aufenthalt bei der Schwester im Süden, deren Gatte unterdeß sein Gut im Thurgau verkauft und statt dessen sich auf der deutschen Uferseite des Bodensees, in dem großen uralten Schlosse zu Meersburg, mit seiner Bibliothek und seinen Sammlungen ansässig gemacht hatte.<sup>1</sup>

Im October 1841 folgte ich Annetten von Droste nach dem Schwabenlande, in das alte Schloß König Dagoberts, da mir von ihrem Schwager die Aufgabe geworden war, seine reichhaltige Sammlung von mittelalterigen und andern Manuscripten und Büchern zu katalogisiren. In der Burg ihres ritterlichen Schwagers bewohnte Annette ein rundes Thurmmzimmer, im Thurm rechts neben dem Eingang in die Burg. Es war ziemlich geräumig und mit großen Familienbildern geschmückt, aber, nach Nordosten gelegen, hatte es einen etwas melancholischen Charakter und sah aus, wie die Scenerie eines tragischen Kapitels aus einem englischen Familienroman. Ihre Gesundheit hatte sich gekräftigt, und durch fleißige Bewegung kämpfte sie gegen ihr Brustübel an. Ihr Lieblings-spaziergang war am Strande des Sees entlang, wenn dieser rauschend seine Wellen an das kieselige Ufer trieb und allerlei Schneckengehäuse und Muscheln auswarf, welche sie emsig sammelte. Im Ganzen lebte sie auch hier einsiedlerisch zurückgezogen, und nur selten gab sie sich der Anregung hin, welche

<sup>1</sup> Vergl. Briefwechsel zwischen J. Freiherrn v. Laßberg und Ludwig Uhland. Wien 1870. S. 237.

irgend ein besonders willkommener Besuch brachte, z. B. der Uhlands, Justinus Kerner, Wessenbergs, G. Schwabs, A. Kellers, Frommanns, Neuchlins, der Herren von Madroux, von Rapenfisch und von Pfaffenhofen, welch letzterer Conservator der fürstlich Fürstenberg'schen Sammlung war und deßhalb mit dem Burgherrn sowohl wie mit dessen Schwägerin dieselben Sammler-Interessen hatte. Im Allgemeinen jedoch ließ das Bedürfnis körperlicher Ruhe schon sie ihre Zurückgezogenheit als Regel festhalten, und in nähere Beziehungen trat sie zu keinem der berühmten und gelehrten Wallfahrer zu den Schätzen der Meersburg, mit Ausnahme etwa des liebenswürdigen Hermann Neuchlin, des Verfassers eines Werks über Port Royal, eines Lebens von Pascal und einer Geschichte Italiens, und dann ferner Uhlands, dem sie auch bei seiner Volksliedersammlung förderlich zu werden suchte, indem sie ihm alte Lieder aus Niederdeutschland zu verschaffen wußte.<sup>1</sup> Zu dem ritterlichen gelehrten Schwager sah sie dagegen mit einer gewissen scheuen Befangenheit empor und ihr Verkehr mit ihm behielt etwas kühl Ceremonielles.<sup>2</sup>

In Beziehung auf ihr dichterisches Schaffen bemächtigte sich ihrer jetzt wohl ein melancholisches Gefühl, welches sie in ihrem Gedicht „Der zu früh geborene Dichter“ ausgesprochen hat. Des Mißerfolgs ihrer langen erzählenden Gedichte sich erinnernd, suchte sie dann wieder nach der eigentlichen Form für das mächtige, nach Aeußerung verlangende Talent, welches sie in sich fühlte; die Unsicherheit darüber, ob dies Talent für die prosaische Darstellung, für die Lyrik, für das Epos eigentlich geschaffen, ging am Ende gerade aus dem Gefühl,

<sup>1</sup> Vergl. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, herausgegeben von Ludwig Uhland. Stuttgart, Cotta 1845. Band I. Abtheilung II. S. 930, dann S. 1006, 1008, 1011.

<sup>2</sup> Ueber Joseph von Laßberg vergl. den Nekrolog in Nr. 194 der Allgemeinen Zeitung (Beilage). Jahrgang 1855. — Historisch-politische Blätter. Band 53, S. 424 u. f. S. 505 u. f. Jahrgang 1864. — Gartenlaube Nr. 43 vom Jahre 1868, wo auch ein Bildniß Laßbergs mitgetheilt ist.

daß es auf allen diesen Gebieten gleich bedeutend, gleich original und mächtig sich zeigen würde, hervor, und was sie darüber schwanken ließ, wohin sich wenden, war eben das Bewußtsein ihrer Kraft. Oft lenkte sich zwischen uns die Unterhaltung darauf, bei den nachmittäglichen Spaziergängen am Seeufer oder zu dem reizenden Punkt „Fiegels Häuschen,“ wo in einer, die Aussicht auf die Appenzeller Alpen, den Säntis, die sieben Kurfürsten und das Thurgau bietenden Nebenlaube einst rasch improvisirt das Gedicht „Die Schenke am See“ entstand.

Daß das lyrische Gedicht ihr eigentlichster Beruf, war die Ansicht und Ueberzeugung, die ich dann zu verfechten pflegte, ohne der Dichterin dabei wohl meine Meinung vorzuentshalten, wie es jedoch geraumer Zeit bedürfen würde, um mit einer Sammlung lyrischer Gedichte vor die Welt treten zu können, weil eben die lyrischen Stimmungen und Empfindungen ja nicht alle Tage kommen und eine neue Blüthe treiben, sondern nur von Zeit zu Zeit, wenn irgend ein tieferes Ergriffensein oder gar ein Sturm oder eine Leidenschaft den schlummernden Meerespiegel des Gemüths ins Wogen und Wellenschlagen bringt. Das Fräulein hörte mir dann meist mit einem skeptischen Lächeln um ihren kleinen anmuthigen Mund zu; auch eines Morgens in der Bibliothek, wo sie meinem Arbeiten zuschaute; hoffärtig hatte sie mehrmals den Kopf in den Nacken geworfen, wie ein muthiges Köpflein, und was aus ihren Augen mich anblickte, sah weit mehr wie gutmüthiger Spott über die ästhetische Doctrin, die ich entwickelte, aus, denn als ein Einverständniß damit.

Annette von Droste dachte wohl nicht gerade in diesem Augenblick an das Goethe'sche:

Gebt ihr euch einmal für Poeten,  
So commandirt die Poesie —

aber gewiß ist, daß sie sich in diesem Augenblick stark genug dazu fühlte, sie herbei zu commandiren, daß sie in sich einen

Reichthum des Gemüths, der Empfindung und der Gedanken fühlte, aus dem sie gewiß war, nur immer schöpfen zu können, ohne den Schatz zu mindern; eine Fülle lyrischer Stoffe, die ja eigentlich und im Ganzen von ihr noch gar nicht angetastet und angebrochen war. Sie versicherte deßhalb mit großer Zuversicht, einen reputirlichen Band lyrischer Gedichte werde sie mit Gottes Hilfe, wenn sie gesund bleibe, in den nächsten Wochen leicht schreiben können. Als ich widersprach, bot sie mir eine Wette an und stieg dann gleich in ihren Thurm hinauf, um sofort ans Werk zu gehen. Triumphirend las sie am Nachmittag bereits das erste Gedicht ihrer Schwester und mir vor, am folgenden Tage entstanden gar zwei, glaub' ich; meine Doctrin erhielt von nun an fast Tag für Tag ihre wohlaußgemessene und verdiente Züchtigung. So entstand in weniger Monate Verlauf, in jenem Winter von 1841 bis 1842, die sicherlich weitaus größere Zahl der lyrischen Poesien, welche den Band ihrer „Gedichte“ füllen.

Ich war dadurch geschlagen — so wie es Freiligrath war, der mir damals aus Darmstadt 22. Februar 1842 — schrieb: „Was macht die Drost'e denn jetzt für Gedichte? Schweizerische oder Westphälische? Alle Tage eins? Das ist stark, auf Ehre! Non multa, sed multum, meine Gnädige! Schauen Sie auf mich, der ich froh bin, wenn mir heuer alle Woche eins entsteht! Aber Ihre Ermordung des Bischofs Engelbert: „Der Anger dampft, es kocht die Ruhr“ ist süperbe, das muß wahr sein, und wenn Ihre Meersburger Lieder ebenso schön sind, so werf' ich mein Barrett vor Freuden an die Decke. Den Engelbert hab' ich erst vor einer halben Woche kennen gelernt.“

Die Gedichte aus dem Winter 1841 bis 1842 haben diese Voraussetzung vollauf gerechtfertigt, nur tragen sie oft mehr noch als die früheren das Gepräge von Dunkelheit und Unglätte, welches anfangs der Poesie Annettens in den Weg zu rascher Verbreitung und Geltung trat. Ich habe viel mit ihr darüber gesprochen und meinen Wunsch nach emfigerer Feile geltend zu machen gesucht. Heute würde ich es nicht



mehr, weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehört, als ich damals einsah. Auch drang ich mit meinen Wünschen wenig durch. *Sint ut sunt!* sagte selbstbewußt die Dichterin.

Im Stillen für sich, sah Annette von Droste es sehr wohl ein, daß das Publikum ihre Dichtungen zuweilen dunkel, unklar und der Feile entbehrend finden müsse, wenn sie auch Gründe hatte, diese Dunkelheiten stehen zu lassen. Sie hatte früher bereits einmal eine Art kleinen Lustspiels geschrieben, in welchem in harmloser Weise ihre nächsten Bekannten portrairt waren; es war ein für die Oeffentlichkeit nicht bestimmter Scherz; auch sie selbst spielte eine Rolle darin unter dem Namen „Frau von Thielen,“ und sie hatte sich nicht darin gescheut, wie die folgende Scene zwischen Speth, einem Verleger, und Seybold, einem Recensenten, der Jenem die Gedichte der Frau von Thielen zum Verlage anbietet, zeigt:

„Speth. Sehn Sie, ich spreche der Frau einiges Talent gar nicht ab. —

Seybold. Das danke Ihnen der Rufuf!

Speth. Ein bedeutendes Talent, wenn Sie wollen; aber es scheint ihr auch so gar nichts daran gelegen, ob sie verstanden wird, oder nicht. Mit ein paar Worten, mit einer Zeile könnte sie zuweilen das Ganze klar machen, und sie thut's nicht . . .

Seybold (schweigt).

Speth. Ist's nicht so?

Seybold. Das habe ich ihr auch schon gesagt.

Speth. Und sie thut's doch nicht! Was ist das? Eigensinn! Ich wette, die Frau ist reich und in glänzenden aristokratischen Verhältnissen.

Seybold. Das haben Sie getroffen.

Speth. Sehn Sie — sehn Sie? Die schreibt für ihre Kaste, und wenn wir Andern es nicht lesen wollen, so können wir es lassen. Aber damit ist mir nicht geholfen. — Wenn sie es will auf eigene Kosten drucken lassen . . .

Seybold (schneid). Das geht nicht, das ist schimpflich.

Speth. Oder wenn sie sich zu einer Umarbeitung herbeiließe . . . .

Seybold. O Jesus, damit darf ich ihr nicht kommen! —

Von den im Winter 1841 bis 1842 entstandenen Gedichten wurden einige im „Morgenblatt“ veröffentlicht. Dann unterzog sich Annette dem für sie so mühsamen Geschäfte, die auf kleinen Blättern hieroglyphisch niedergekrizelten Gedichte sauber abzuschreiben — es war das eine lange, peinvolle Arbeit für sie, da nichts ihr beschwerlicher war, als in gebückter Stellung, das Auge dicht auf das Papier geheftet, zu schreiben. Erst im Jahre 1843 konnte sie das starke, saubere Manuscript in meine Hände legen, um es zu veröffentlichen. Die früheren erzählenden Gedichte, zu denen unterdeß noch ein viertes, der „Spiritus familiaris des Rosttäuschers“ gekommen war, wurden hinzugefügt, und der ansehnliche Band erschien im Laufe des Jahres 1844 in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.<sup>1</sup>

Ich hatte die Meersburg Ostern 1842 verlassen müssen und besorgte diese Herausgabe von Augsburg aus, wo ich an der Allgemeinen Zeitung theilhaftig und eben verheirathet, im Mai 1844 mich aufmachte, ihr meine junge Gattin zuzuführen. Sie hatte sich unterdessen an den Gedanken gewöhnt, bleibend ihren Aufenthalt auf der Meersburg zu nehmen, und ein großes anderes Thurmgemach war für sie hergerichtet worden, in welchem sich ihre Sammlungen von Autographen, geschnittenen Steinen, Münzen, alterthümlichem Schmuck neben ihr befanden und sie den größten Theil ihres Tages zubrachte. Ihre Gesundheit hatte abgenommen, obwohl sie nicht viel darüber klagte, was überhaupt nicht ihre Weise war. Der Arzt hatte viele Bewegung angerathen, und um ein Ziel für diese zu haben, hatte sie einen Weingarten mit einem Pavillon darin und schönster Aussicht dicht vor Meersburg

<sup>1</sup> Gedichte von Annette Freiin von Droste-Hülshoff. Stuttgart. J. G. Cotta, 1844.

erstanden;<sup>1</sup> das kleine Besizthum und die Pflege desselben machte ihr eine große Freude, und wir mußten sie täglich dahin begleiten. Als wir dann geschieden, um noch einen Blick in die Schweiz zu werfen, ward der Abschied ihr zur Veranlassung des Gedichts „Lebt wohl, es kann nicht anders sein“ in den „letzten Gaben.“ Da auch ihre Mutter mehr und mehr Meersburg zu ihrem Aufenthalt nahm, kehrte Annette seitdem nur noch einmal im Frühjahr 1847 nach Westphalen zurück; im Herbst desselben Jahres begab sie sich über Bonn, wo sie bedenklich erkrankte und eine Zeitlang weilte, an den Bodensee zurück. Ihre tief erschütterte Gesundheit schien sich zu heben; sie fühlte sich besser den Winter hindurch. Dann aber kam der Lenz, der Lenz des Jahres 1848 und seine Stürme im Großherzogthum Baden! Er konnte nicht ohne eine tiefe und verhängnißvolle Erschütterung an ihr vorübergehen, nicht ohne in diese wunde Brust die Stacheln der Sorge und des Entsezens zu drücken vor dieser neuen Welt, die sich rund um sie her chaotisch bilden zu wollen schien. Wenn

<sup>1</sup> Sie hatte mir darüber aus Meersburg, 14. Dec 1843, geschrieben: „Ich habe mich durch die Billigkeit des Preises verleiten lassen, das am Wege zum „Frieden“ liegende Fürstenthäuschen mit allen dazu gehörenden Neben zu kaufen — allerdings wohlfeil, aber doch um weit mehr als einen jährlichen Betrag meiner Leibrente, weshalb ich eine Anleihe bei meinem Bruder machen mußte. Dafür habe ich nun freilich bei allen denkbaren Wechselfällen ein nützliches Asyl von fünf Zimmern, einer Küche, Keller, Bodenraum — und zwar in der Luft, die mir allein zusagt und endlich wohl meine heimische werden muß — dabei in guten Jahren einen Weinertrag von etwa vierzig Dhm. Die Vortheile des Kaufs kommen erst später, die Neben sind schlecht gehalten — zuerst alles gute Sorten gewesen, aber die ausgegangenen durch ganz gemeine ersetzt, so muß ich sowohl an Verbesserung des Bodens, als junge eblere Stöcke noch Vieles verwenden, auch im Hause einiges repariren lassen und darf mich freuen, wenn in den ersten Jahren der Ertrag die Ausgabe deckt und ich nicht zuschießen muß. Am härtesten ist es mir, so viele reichlich tragende Stöcke ausroden und durch solche ersetzen zu lassen die mir noch Jahre lang nichts einbringen, aber es muß sein! Die schlechten Trauben zwischen den guten verderben den ganzen Wein, der sonst der Lage nach zu den besten hiesigen gehören könnte. Das sind Schattenseiten! — Dennoch bin ich übergelüthet, und die Aussicht auf mein künftiges kleines Tusculum macht mir Alles leicht!“ — Das ansehnliche Honorar, welches ich im Jahr darauf für ihre Gedichte ihr von der J. G. Cotta'schen Buchhandlung erwirkte, glied dann die dafür gemachten Auslagen aus.

der Sturm auch nur gebrochene Wellen bis an den Fuß des Thurmes warf, von welchem aus sie auf den Aufruhr da draußen in der Welt lauschte — Wellen und brandende Bogen waren es doch, die das Asyl ihrer letzten Tage bedrohten. Denn ihre letzten Tage waren gekommen. Ihr Athem ward beklemmender, und das Haupt mit der gewaltigen Stirn ward ihr schwerer und schwerer aufrecht zu tragen. Endlich, gegen das Ende des Maimonats hin, erlosch die Lebensflamme, und es schlossen sich die großen Augen, die so oft mit feuchtverklärtem Sinnen in die Ferne oder in das Antlitz Derer, die ihr theuer waren, geblickt hatten. Es war ein Herzschlag, der ihrem Leben ein Ziel setzte, in einem Alter von fünfzig Jahren am 24. Mai 1848.

In dem letzten Jahrzehnt ihres Lebens hatte Annette sich von Zeit zu Zeit mit der Vollendung jenes schon erwähnten Cyclus von religiösen Gedichten, den sie „das geistliche Jahr“ nannte, beschäftigt; im letzten Winter ihres Lebens, während sie die Ahnung ihres baldigen Todes in der Seele trug, brachte sie es zum völligen Abschluß; früher Vollendetes hatte sie bereits ihrem Freunde, dem Professor Schlüter anvertraut, und dieser, wie der Professor Junkmann unterzogen sich jetzt der Aufgabe, das schwer zu entziffernde Manuscript des letzten Theiles klar zu stellen und das Ganze so herauszugeben.<sup>1</sup> Dann waren seit der Herausgabe der Hauptsammlung eine Anzahl größerer oder kleinerer Gedichte entstanden und diese, von der Schwester, der unterdeß verwitweten Frau von Lashberg, Hand geordnet und zusammengestellt mit den prosaischen Schriften, übertrug mir letztere, der Oeffentlichkeit zu übergeben; sie erschienen im Jahre 1860.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Das geistliche Jahr. Nebst einem Anhang religiöser Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag 1852.

<sup>2</sup> Letzte Gaben. Nachgelassene Blätter von Annette Freiin v. Droste-Hülshoff. Hannover. C. Rümpler 1860.

Wie schon erwähnt, war Annette von Droste von kaum mittelgroßer Gestalt und in ihren früheren Jahren zart und schlank; man mußte an ein Gebilde der Romantik, an eine Wasserfei oder Nixe denken bei dieser jungen Mädchen-Erscheinung vom feinsten, zierlichsten Bau mit dem vornübergebeugten Haupt, der unerhört großen Stirn und den übergroßen blauen Augen mit ihrem feuchten Schimmer; einem Haupt, das dann wieder eben so auffallend war durch die seltene Schönheit des anmuthigen kleinen Mundes, und das mit seinen feinen vornehmen Zügen Augenblide einer ganz eigenthümlichen Verklärung zu seelenvollster Anmuth haben konnte. Von einem seltenen Reichthum war ihr üppiges hellblondes Haar, das sie in ihrer Jugend in langen Ringellocken an den Schläfen, später ganz auf dem Scheitel in einer Flechtenkrone trug. Gegen das Ende ihrer Dreißiger Jahre war sie voller, fast stark geworden, ohne daß ihre Gesundheit darum dauernd viel besser geworden wäre. Dieser Mangel an körperlicher Gesundheit hat schwer auf ihrem Leben gelegen und vielfach die Bethätigung ihrer geistigen Kraft gelähmt. Ohne ein eigentlich organisches Leiden, waren es Neuralgien, langwährende Kopfschmerzen, dann Gesichtsz- und Ohrenschmerzen, welche sie heimsuchten, wozu sich Brustleiden und asthmatische Beklemmungen gesellten. Und dann war ihr Auge trotz einer beispiellosen Schärfe für ganz nahe Gerüchtes von einer ebenso großen Blödsichtigkeit für das Entferntere — sie hat die Welt stets nur durch einen Schleier gesehen und verschwimmende Umrisse der Dinge. — In ihrer Toilette war sie von der größten Einfachheit, es hat wohl niemals eine Tochter unserer Stammutter im Paradiese weniger Werth auf „Chiffons“ gelegt wie sie; sie erschien nie anders als mit einer sauberen Einfachheit, die ihr eben erlaubt hatte, mit der mindesten Zeitvergeudung so zu erscheinen — in einem einfachen Kleide, meist von dunklem Wollstoffe, mit einer einfachen Krause am Halse. Und so stellte sie in ihrer schlichten und einfachen Umgebung in ihren Entresolzimmerchen auf

Rüschhaus, in ihrer durchaus einfach angelegten Natur, ihrem völlig anspruchslosen sich Geben und Sein, in ihrer innern Eintracht mit dem, was sie umgab, vor Allem mit den Gestaltungen und dem Wesen ihres geliebten Heimathlandes — so stellte sie eine durchaus harmonische Erscheinung dar und war wie ein Gedicht von Coleridge oder Wordsworth — oder besser, wie ein Gedicht von Annette von Droste-Hülshoff. Diese innere Harmonie drückte sich durch eine stets gleichmäßige heitere Seelenstimmung aus. Zwar galt sicherlich auch bei ihr das Wort Vulvers: „Dig but deep enough, and under all earth runs water, under all life runs grief,“ aber ihre gewöhnliche Stimmung war eine stete, sich nicht verändernde, ruhige Heiterkeit, in welcher sie mit dem naivsten und reizendsten Humor erzählend, plaudernd, ihre Sammlungen ordnend, ihren Phantasien oder ihren kleinen Sorgen nachhängend, sich stets als die Gleiche zeigte. Was etwa von Leidenschaft in ihrer Natur lag, das hat ihr ungewöhnlich scharfer, realistisch mit dem Leben rechnender Verstand stets gezähmt; sie hat ein Feuer niemals in sich emporlodern und die Harmonie ihres Seins, ihres Lebensganges und den Einklang mit ihrer Umgebung stören lassen. Eher hat ihr Denken, das Sinnen und Grübeln diese Harmonie bedroht, namentlich in Zeiten ihrer tiefen Einsamkeit, die sie wohl endlich in Momenten so affizirte, daß ein Schwindel sie anwandelte, daß sie sich fragte, ob sie in der „Zeit“ oder in der „Ewigkeit“ sei. — Oder in Zeiten jener innern Kämpfe, von denen das „geistliche Jahr“ Kunde gibt. —

Bei aller seltenen Güte und rührenden Fülle des Gemüths mußte doch ihre kritische Intelligenz, ihre Gabe scharfer Beobachtung, ihr ganzes Naturell, das stets dem wahren Kern der Dinge nachging, sie in mancher Beziehung, bei mancher Frage wohl oppositionell zu der sie umgebenden geistigen Strömung in einer aristokratisch feudalen Welt stellen. In der That war ihr die Art, wie die Oheime Propaganda für den Feudalismus machten, wie im Jahre 1837 die katholischen Stimm-

führer die ersten Schritte zu einer Verwandlung der Kirche Deutschlands in eine politische Partei machten, durchaus nicht behaglich. Aber ihrer ganzen Lebensanschauung nach bedurfte die Gesellschaft, um in den Schranken der Sittlichkeit zu bleiben und sich den ethischen Zielen der Welt immer mehr zu nähern — der politischen und der religiösen Schranken, die sie möglichst fest im Boden des Bestehenden gegründet sehen wollte, fester Formen und organischer Gliederungen im Staat, grundlegender Dogmen für das religiöse Leben. Eine nach solchen Anschauungen construirte Welt umgab sie eben, und diese war durchweht und durchflochten von tausend Beziehungen ihres Gemüths; alles Leben ihres Herzens beinahe hatte in diesem Boden seine Wurzeln. Darin lag ja eben das Harmonische ihrer Existenz, das bei einem so außerordentlichen Geiste Seltene, daß zwischen ihrem innersten Fühlen und Denken und der Weltgestaltung um sie her kein Zwiespalt war, daß nie ein inneres Sichauslehnen sie erfaßte, und der „Untergrund von Trauer“ in ihr nur die Trauer über die Flüchtigkeit des Lebens und alles Besten, Größten und Schönsten darin war. Was insbesondere ihre religiöse Anschauung anging, so hatte sie mit dem Zweifel gerungen, über den mystischen Ideen des Angelus Silesius gegrübelt und war schauernd, erschüttert vor den letzten Konsequenzen des kritischen Denkens zurückgeschreckt. Wenn der Mensch Spannweite der Vorstellungskraft, Flugkraft seiner Imagination, kurz Größe und Umfang geistigen Erfassens und Schauens genug hätte, um sich das unendliche All, die ganze grenzenlose, ohne erkennbares Endziel rast- und ruhelose Thatsache des Weltganzen lebendig vorzustellen, so müßte er verrückt werden über dem grausenhaft Unermeßlichen und schreckhaft Räthselvollen. Annette von Droste besaß aber solch eine, das uns Andern gesetzte Maß von Phantasie überflügelnde Spannweite der Vorstellungskraft — und so erschrocken und geängstigt, klammerte sie sich an den Glauben ihrer geistlichen Lieber. In der Reconvalescenz von einer schweren Krankheit,

in einem Zustande großer nervöser Reizbarkeit, als ihre Natur sie zu einer innern Beschwichtigung gebieterisch drängte, begann sie „das geistliche Jahr“ zu schreiben und empfand die erste Beruhigung von dieser Thätigkeit. Daß diese religiösen Gedichte jedoch nicht aus einem Gemüthe voll ruhigen unangreifbaren Glaubens hervorgehen, sondern daß sie aussehen, wie Blut, welches aus in religiösen Kämpfen erhaltenen Wunden strömt, wie Hülfserufe der vor sich selber flüchtenden Skepsis, wird Niemanden, der sie liest, entgehen. Man wird dabei erinnert an das schöne Gedicht der Louise Aldermann auf Pascal:

Lorsque tu te courbais sous la croix qui t'accable,  
 Tu ne voulais, hélas! qu'endormir ton tourment,  
 Et ce que tu cherchais dans un dogme implacable,  
 Plus que la vérité, c'était l'apaisement.  
 Car ta foi n'était pas la certitude encore;  
 Aurais-tu tant gémi, si tu n'avais douté?<sup>1</sup>

Daß sie ferner über die historische Gestaltung der Kirche sich ihre Gedanken zollfrei erhielt, zeigt schon die offenbare Sympathie, welche sie in ihrer „Schlacht im Loener Bruch“ auf die Seite des Regers, des Halberstadt, stellt. — Im Uebrigen war ihr Reich die Phantasie, der sich ein starkes Organ für das Wunderbare gesellte und die sich steigern konnte bis zu den Gebilden der Hallucination, die uns so charakteristisch aus ihren Gedichten entgegen tritt — es ist unverkennbar ein Sichverweben, ein Hinübergleiten des Wirklichen und Realen ins Gebilde der Hallucination in manchem ihrer Naturbilder. Etwas von gleicher poetischer Wirksamkeit dieses Elements ist im ganzen Gebiet der Literatur wohl höchstens stellenweise bei Charles Dickens wieder anzutreffen. Daß aber gilt hauptsächlich nur für das Ferne, wohin die Tragweite ihres Auges nicht reichte. „Das Fräulein,“ sagte einer

<sup>1</sup> L. Aldermann, Poésies. Paris, Alphonse Lemerre, 1874.



ihrer persönlichen Bekannten, „war wie leiblich, so auch mit dem Blick der Seele beisehtig, daher ihr Scharfsinn und Unterscheiden, discernere im Kleinen, worin sie stärker war, als im Sehen des Großen und Fernen.“ Darin lag gewiß Wahres, und mit der Schärfe des Discernirens hing auch ihre für ihre Werke bestimmend gewordene Richtung auf das Wahre, das Wesen, die Sonderung des Echten von dem Geſchminkten zusammen, ihr rasches Erfassen des Charakteristischen an jedem Dinge. Dieses scharf sondernde Erkennen hat sie nie den Staub, der etwas übergoldet, dem Gold, das etwas überstäubt, um mit Shakespeare zu reden, vorziehen lassen. Nie hat Jemand mehr das Sein dem Scheinen vorgezogen und auf den Schein weniger Gewicht gelegt, mehr am Glänzenden und Großen vorüberschreitend das Sympathische, Rührende, Heilige im Anspruchslosen, Kleinen, Niedern gesucht und ihm Geltung zu geben gewußt, ohne es darum irgend zu idealisiren.

Und sollte ich nun nach allem diesem und nach allem, was sich über ihre Dichtungen sagen läßt und Geistreiches schon darüber gesagt ist, Annette von Droste's Persönlichkeit, so wie sie lebendig in meiner Erinnerung steht, mit einem Worte charakterisiren, so würde ich sagen, sie war der reinste, schönste, rührendste Typus echter Weiblichkeit. Sie war ganz und völlig Weib, mit ihrem innersten Empfinden. Mochte ihre Phantasie sie auch tragen inmitten von Schlachtendonner und Scenen, wie sie in ihrem Gedicht „Die Krähen“ meisterhafter als je in den Versen eines Mannes geschildert sind — sie selbst hätte nicht vermocht, nur eine Fliege unglimpflicher zu behandeln, als ihr das Fenster zu öffnen. Unwandelbare Treue, tiefstes Empfinden der Zusammengehörigkeit mit dem „eigenen Blut“, Aufopferungsfähigkeit, Kraft des Duldens, stärkstes Mitempfinden mit fremdem Leid, alle die Tugenden, welche das bilden, was Goethe das „ewig Weibliche“ nennt, waren in ihr zu ihrem schönsten und rührendsten Ausdruck gekommen. Darum wäre ihr eigentlichster, der ihr glück-

bringendste Beruf auch sicherlich der sorglicher Mütterlichkeit gewesen. Und wie das höchste Lob eines Mannes sich bei Shakespeare in die Worte faßt:

He was a man, take him for all in all —

so kann man das ganze Lob ihres persönlichen Wesens in die Worte fassen: sie war, alles in allem genommen, die Verkörperung edelster und reinsten Frauennatur. —

Annette von Droste hat ihre letzte Ruhestätte nicht in ihrer geliebten Heimath gefunden; sie ist beigesetzt worden neben ihrem Schwager, dem Freiherrn von Laßberg, unfern vom Grabe Mesmers, auf dem Friedhose von Meersburg; fern von Westphalens Eickämpen und grünen Hagen ruht sie dort, im Angesicht „der ew'gen Alpenbühne,“ der Kette des Sentis und des „deutschen Meers,“ an einem Punkte, der einst so mächtig den Dichter fesselte, welcher, ähnlich wie Annette, sein Grab in fremder — nur noch fernerer und fremderer — Erde finden sollte.<sup>1</sup>

Zu beklagen ist, daß kein gutes Bildniß von der Dichterin den Ihrigen zurückgeblieben. Ein größeres Portrait in Oel, aus den Dreißiger Jahren, befindet sich auf dem Familienstuhle zu Hülshoff, aber leider ist seine Aehnlichkeit völlig ungenügend. Um 1840 saß Annette einem Maler Sprick zu Münster zu einem kleinen, ebenfalls viel zu wünschen übrig

<sup>1</sup> Es ist Platen, der einst in sein Tagebuch schrieb: „In Meersburg könnte ich mich Jahre lang in steter Beschauung gefallen. Mich entzückt besonders die göttliche Aussicht von den mittleren Eälen auf den See. Das (neue) Schloß scheint mir ein Feenpalast, eine Götterhalle.“ Siehe Platens Tagebuch, S. 111.

lassenden Delportrait, welches sie mir schenkte und das in meinem Besitz ist. Im Jahre 1864 versuchte endlich der Bildhauer Carl Hassenpflug in Rom auf meine Veranlassung aus der Erinnerung und mit Hilfe der existirenden Anhaltspunkte in Bild und Photographie ihre Büste zu modelliren, mit einem Erfolg, der seine Arbeit wohl zum vergleichungsweise treuesten Spiegel ihrer Persönlichkeit macht. Die Büste ist im Besitz des westphälischen Kunstvereins. —

---

Was die der gegenwärtigen Gesamtausgabe zu Grunde gelegten Texte angeht, so habe ich darüber noch die Auskunft zu geben, daß zur Revision der Gedichte und der Erzählung der „Spiritus familiaris“ die Originalhandschrift, wie die Dichterin sie mir in sauberer eigenhändiger Copie zur ersten Herausgabe übergab, zu Grunde gelegt ist. Für die andern erzählenden Gedichte lieferte den Text die von der Dichterin selbst corrigirte erste Ausgabe — Münster 1838. — Was die in den „Lezten Gaben“ enthaltenen Gedichte und Schriften angeht, so dient diesen zur Grundlage eine, von der Hand der Schwester Annetens nach deren Tode gefertigte und mir so zur Herausgabe übergebene Abschrift der einzelnen Arbeiten, wie diese — so weit erkennbar — als letzter Hand sich in ihrem Nachlaß gefunden. Später hat sich herausgestellt,<sup>1</sup> daß mehrere dieser Gedichte, welche früher schon in periodischen Blättern einzeln abgedruckt waren, in diesen ersten Einzelbrüden Lesarten zeigen, welche offenbar vorzuziehen sind. Obwohl mir der Abdruck nach dem Manuscript der Frau

<sup>1</sup> Siehe die Abhandlung: Neue Gedichte von Annette v. Droste-Hülshoff, von Dr. Gustav Eschmann, in dem „Programm des Gymnasii Arnoldini zu Burgsteinfurt.“ Elberfeld 1873.

von Laffberg nun als Canon dienen mußte, da es die letzten, von der Dichterin selbst gemachten Redactionen enthielt, habe ich jetzt doch hie und da, wo die Vorzüglichkeit der ersten Abdrücke in die Augen springt, auf die letzteren Rücksicht genommen. — Ueber die Herstellung des Textes des „Geistlichen Jahres“ gibt das Wortwort zu diesem Rechenschaft. —

L. E.



# Beitbilder.

## Ungastlich oder nicht?

(In Westphalen.)

Ungastlich hat man dich genannt,  
Will deinen grünsten Kranz dir rauben,  
Volk mit der immer offenen Hand,  
Mit deinem argwohnlosen Glauben;  
O, rege dich, daß nicht die Schmach  
Auf deinem frommen Haupte laste,  
Und redlich, wie das Herz es sprach,  
So sprich es nach zu deinem Gaste:

Fremdling an meiner Marken Stein,  
Mann mit der Stirne trüben Falten,  
O, greif in deines Busens Schrein  
Und laß die eigne Stimme walten.  
Nicht soll bestochner Zeugen Schaar  
Uns am bestochnen Worte rächen,  
Rein, Zeug' und Richter sollst du klar  
Dir selbst das freie Urtheil sprechen!

Fühlst du das Herz in dir, nicht heiß,  
Doch ehrlich uns entgegen schlagen,  
Dein Wort kein falsch und trügend Gleis,  
Befleckend, was die Lippen tragen;  
Fühlst du ein Gast dich, wie er lieb  
Dir an dem eignen Hausaltare,  
Dann frisch heran — nicht wie ein Dieb,  
Rein, frisch, mit fröhlicher Fanfare!

Wer unsres Landes Sitte ehrt  
 Und auch dem seinen hält die Treue —  
 Hier ist der Sitz an unserm Herd,  
 Hier unsres Bruderkusses Weihe!  
 Wer fremden Volkes Herzen stellt  
 Gleich seinem in gerechter Wage —  
 Hier unsre Hand, daß er das Zelt  
 Sich auf bei unsern Zelten schlage!

Doch sagt ein glüh' Erröthen dir,  
 Du gönntest lieber einer andern  
 Als deiner Schwelle gleiche Zier —  
 Brich auf, und mögest eilends wandern!  
 Wir sind ein friedlich still Geschlecht  
 Mit lichtem Blick und blonden Haaren,  
 Doch unsres Herdes heilig Recht,  
 Das wissen kräftig wir zu wahren.

Die Lust, die unsern Odem regt,  
 Der Grund, wo unsre Gräber blühen,  
 Die Scholle, die uns Nahrung trägt,  
 Der Tempel, wo wir gläubig knien:  
 Die soll kein frevler Spott entweihn,  
 Dem Feigen Schmach und Schamerröthen,  
 Der an des Heiligthumes Schrein  
 Läßt eine falsche Sohle treten!

Doch einem Gruß aus treuem Muth,  
 Dem nickt ehrlich wir entgegen;  
 Hat Jeder doch sein eignes Blut  
 Und seiner eignen Heimath Segen.  
 Wenn deine Ader kälter rinnt,  
 So müssen billig wir ermessen:  
 Wer könnte wohl das fremde Kind  
 Gleich eiguem an den Busen pressen?

Drum, jede Lieue sei geehrt,  
 Der Eichenkranz von jedem Stamme;  
 Heilig die Blut auf jedem Herd,  
 Ob hier sie oder drüben flamme;  
 Dreimal gesegnet jedes Band,  
 Von der Natur zum Lehn getragen,  
 Und einzig nur verflucht die Hand,  
 Die nach der Mutter Haupt geschlagen!

### Die Stadt und der Dom.

„Der Dom! der Dom! der deutsche Dom!  
 Wer hilft den Kölner Dom uns baun!“  
 So fern und nah der Zeitenstrom  
 Erdonnert durch die deutschen Gaun.  
 Es ist ein Zug, es ist ein Schall  
 Wie ein gewalt'ger Mogenschwall.  
 Wer zählt der Hände Legion,  
 In denen Opferheller glänzt?  
 Die Liederklänge wer, die schon  
 Das Echo dieses Rufs ergänzt?

Und wieder schallt's vom Elbestrand:<sup>1</sup>  
 „Die Stadt! die Stadt! der deutsche Port!“  
 Und wieder zieht von Land zu Land  
 Ein gabespennend Klingeln fort;  
 Die Schiffe kommen Mast an Mast,  
 Goldregen schüttet der Palast,  
 Wem nie ein eignes Dach beschert,  
 Der wölbt es über fremde Noth,  
 Wem nie geraucht der eigne Herd,  
 Der theilt sein schweißbenehtes Brod.

<sup>1</sup> Nach dem Brande von Hamburg im Jahre 1842.



Wenn eines ganzen Volkes Kraft  
 Für seines Gottes Heiligthum  
 Die Lanze hebt so Schaft an Schaft,  
 Wer glühte nicht dem schönsten Ruhm?  
 Und wem, wem rollte nicht wie Brand  
 Das Blut an seiner Adern Wand,  
 Wenn eines ganzen Volkes Schweiß  
 Gleich edlem Regen niederträuft,  
 Bis in der Aschensteppe heiß  
 Viel Tausenden die Garbe reißt?

Man meint, ein Volk von Heil'gen sei  
 Herabgestiegen über Nacht,  
 In ihrem Eichenfarg auf's neu  
 Die alte deutsche Treu erwacht.  
 O werthe Einheit, bist du Einz —  
 Wer stände dann des Heil'genscheins,  
 Des Kranzes würdiger als du,  
 Gesegnete, auf deutschem Grund!  
 Du trägst den goldnen Schlüssel zu  
 Des Himmels Thort in deinem Bund.

Wohlan, ihr Kämpen denn, wohlan,  
 Du werthe Kreuzesmassonei,  
 So gebt mir eure Zeichen dann  
 Und euer edles Feldgeschrei!  
 Da, horch! da stieß vom nächsten Schiff  
 Die Bootmannspfeife grollen Pfiff,  
 Da stiegen Flaggen ungezählt,  
 Cantate sumnte und Gedicht —  
 Der Demuth Braun nur hat gesehlt,  
 Jehova's Namen hört' ich nicht!

Wo deine Legion, o Herr,  
 Die knieend am Altare baut?

Wo, wo dein Samariter, der  
 In Wunden seine Thräne thaut?  
 Ach, was ich fragte und gelauscht,  
 Der deutsche Strom hat mir gelauscht,  
 Die deutsche Stadt, der deutsche Dom,  
 Ein Monument, ein Handelsstift,  
 Und drüber sah wie ein Phantom  
 Verlöschen ich Jehova's Schrift.

Und wer den Himmel angebellt,  
 Vor keiner Hölle je gebeht,  
 Der hat sich an den Krahn gestellt,  
 Der seines Babels Zinne hebt.  
 Wer nie ein menschlich Band geehrt,  
 Mit keinem Leid sich je beschwert,  
 Der stülhet aus des Busens Schrein  
 Unsäglicher Gefühle Strom,  
 Am Elbestrand, am grünen Rhein,  
 Da holt sein Herz sich das Diplom.

Weh euch, die ihr den zorn'gen Gott  
 Gehöhnt an seiner Schwelle Rand,  
 Meineid'gen gleich in frevlem Spott  
 Hobt am Altare eure Hand!  
 Er ist der Herr, und was er will,  
 Das schaffen Leu und Krokodil! —  
 So baut denn, baut den Tempel fort,  
 Mit ird'schem Sinn den heil'gen Haag,  
 Daß euer beßrer Enkel dort  
 Für eure Seele beten mag!

Kennt ihr den Dom, der unsichtbar  
 Mit tausend Säulen aufwärts strebt?  
 Er steigt, wo eine gläub'ge Schaar  
 In Demuth ihre Arme hebt.

Kennt ihr die unsichtbare Stadt,  
 Die tausend offne Häfen hat,  
 Wo euer werthes Silber klingt?  
 Es ist der Samariter Bund,  
 Wenn Rechte sich in Rechte schlingt  
 Und nichts davon der Linken kund.

O, er, der Alles weiß, er kennt  
 Auch eurer Seele ödes Haus;  
 Baut Magazin und Monument,  
 Doch keinen Namen laßt daraus!  
 Er ist kein Sand, der glitzernd stäubt,  
 Kein Dampftrad, das die Schiffe treibt,  
 Ist keine falsche Flagge, die  
 Sich stahl der See verlornen Sohn,  
 Barol' nicht, die zur Felsonie  
 In's Lager schmuggelt den Spion!

Baut, baut! — um euer Denkmal ziehn  
 Doch Seufzer fromm und ungeschmückt,  
 Baut! — neben eurem Magazin  
 Wird doch der Darbende erquickt.  
 Ob eures Babels Zinnenhaag  
 Zum Weltenvolk euch stempeln mag?  
 Schaut auf Palmyrens Steppenbrand,  
 Wo scheu die Antilope schwebt,  
 Die Stadt schaut an, wo, ein Gigant,  
 Das Colosseum sich erhebt.

Den Wurm, der im Geheimen schafft,  
 Den kalten nackten Grabeswurm,  
 Ihn tödtet nicht des Armes Kraft,  
 Noch euer toller Liedersturm.  
 Ein frommes, keusches Volk ist stark,  
 Doch Sünde zehrt des Landes Mark;

Sie hat in deiner Glorie Bahn,  
 O Roma, langsam dich entleibt,  
 Noch steht die Säule des Trajan,  
 Und seine Kronen sind zerstäubt!

---

### Die Verbannten.

Ich lag an Bergeshang,  
 Der Tag war schon gesunken,  
 In meine Wimper drang  
 Des Westens letzter Funken.  
 Ich schlief und träumte auch vielleicht,  
 Doch hört' ich noch der Amsel Pfeifen,  
 Wie Echo's letzte Hauche, feucht  
 Und halb verlöscht, am Schilse streifen.

Mein äußres Auge sank,  
 Mein innres ward erschlossen:  
 Wie wild die Klippenbank!  
 Wie grau die Moose sprossen!  
 Der Dede Odem zog so schwer,  
 Als ob er siecher Brust entgleite;  
 Wohin ich blickte, Rohres Speer  
 Und Dornestrüpp und Waldesweite.

Im Grase knistert' es,  
 Als ob die Grille hüpfte,  
 Im Strauche flüstert' es,  
 Als ob das Mäuslein schlüpfte;  
 Ein morscher halbverdorrtter Stamm  
 Senkte die bräunliche Gardine,  
 Zu Füßen mir der feuchte Schwamm  
 Und überm Haupt die milde Biene.

Da raschelt' es im Laub  
 Und rieselte vom Hange,  
 Zertretenen Pilzes Staub  
 Flog über meine Wange.  
 Und neben mir ein Knabe stand,  
 Ein blondes Kind mit Taubenblicken,  
 Das eines blinden Greises Hand  
 Schien brünstig an den Mund zu drücken.

Von linder Thränen Lauf  
 Sein Auge glänzte trübe;  
 „Steh auf,“ sprach es, „steh auf!  
 Ich bin die Kindesliebe,  
 Verbannt, zum wüsten Wald verbannt,  
 In's öde Dickicht ausgesetzt,  
 Wo an des sumpf'gen Weiher's Rand  
 Der Storch die kranken Eltern äget!“

Dann faltete es hoch  
 Die hagern Händchen beide,  
 Und sackte abwärts bog  
 Es des Geröhres Schneide.  
 Ich sah, wie blut'ge Striemen leis  
 An seinen Armen niederflossen,  
 Wie tappend ihm gefolgt der Greis,  
 Bis sich des Rohres Wand geschlossen.

Ich ballte meine Hand,  
 Versuchte mich zu schwingen,  
 Doch fester, fester wand  
 Der Taumel seine Schlingen.  
 Und wieder hörte ich den Schlag  
 Der Amsel und der Grille Hüpfen,  
 Und wieder durch den wilden Haag  
 Der Biene sterbend Summen schlüpfen.

Da schleift' es, schwer wie Blei,  
Da flüstert' es auf's neue:  
„O wache! steh mir bei!  
Ich bin die Gattentreue.“  
Das Auge hob ich, und ein Weib  
Sah ich wie halbgebrochen bücken,  
Das eines Mannes wunden Leib  
Mühselig trug auf seinem Rücken.

Ein feuchter Schleier, hing  
Ihr Haar am Antlitz nieder,  
Des Schweißes Perle hing  
Sich in der Wimper wieder.  
„Verbannt! verbannt zum wilden Wald,  
Wo Nacht und Dede mich umschauern!  
Verbannt, wo in der Felsen Spalt  
Die Tauben um den Tauber trauern!“

Sie sah mich lange an,  
Im Auge Sterbeklagen,  
Und langsam hat sie dann  
Den Wunden fortgetragen.  
Sie kloss den Klippensteig entlang,  
Ihr Knecht scholl vom Steine nieder,  
Wo grade unterm Schieferhang  
Sich regte bläuliches Gefieder.

Ich dehnte mich mit Macht  
Und langte nach dem Wunden,  
Doch als ich halb erwacht,  
Da war auch er verschwunden,  
Zerronnen wie ein Wellenschäum,  
Ich hörte nur der Wipfel Stöhnen  
Und unter mir, an Weihers Saum,  
Der Unken zart Geläute tönen.

Die Glöckchen schliefen ein,  
 Es schwell der Kronen Rauschen,  
 Ein Licht wie Mondenschein  
 Begann am Aste zu lauschen,  
 Und lauter raschelte der Wald,  
 Die Zweige schiengn sich zu breiten,  
 Und eine dämmernde Gestalt  
 Sah ich durch seine Hallen gleiten.

Das Kreuz in ihrer Hand,  
 Um ihre Stirn die Binde,  
 Ihr langer Schleier wand  
 Und rollte sich im Winde.  
 Sie trat so sacht behutsam vor,  
 Als ob sie jedes Kräutlein schone;  
 O Gott, da sah ich unterm Flor,  
 Sah eine blut'ge Dornenkrone!

Die Fraue weinte nicht  
 Und hat auch nicht gesprochen,  
 Allein ihr Angesicht  
 Hat mir das Herz gebrochen;  
 Es war wie einer Königin,  
 Pilgernd für ihres Volkes Sünden;  
 Wo find' ich Worte, wo den Sinn,  
 Um diesen Dulderblick zu künden!

Als sie vorüber schwand  
 Mit ihren blut'gen Haaren,  
 Da riß des Schlummers Wand,  
 Ich bin empor gefahren.  
 Der Amsel Stimme war verstummt,  
 Die Mondenscheibe stand am Hügel,  
 Und über mir im Aste summt'  
 Und raschelte des Windes Flügel.

Ob es ein Traumgefißt,  
 Das meinen Geist umflossen?  
 Vielleicht ein Seherlicht,  
 Das ihm geheim erschlossen?  
 O wer, dem eine Thrän' im Aug,  
 Den fromme Liebe je getragen,  
 Wer wird nicht, mit dem letzten Hauch,  
 Die heiligen Verbannten klagen!

### Der Prediger.

Langsam und schwer vom Thurme stieg die Klage,  
 Ein dumpf Gewimmer zwischen jedem Schlage,  
 Wie Memnons Säule weint im Morgenflor.  
 Am Glockenstuhle zitterte der Balke,  
 Die Dohlen flatterten vom Nest, ein Falte  
 Stieg pfeifend an der Fahne Schaft empor.

Wem dröhnt die Glocke? — Einem, der entkettet,  
 Deß müden Leib ein Fackelzug gebettet  
 In letzter Nacht bei seinem einz'gen Kind.  
 Wer war der Mann? — Ein Christ im echten Gleise,  
 Kein Wucherer, kein Ehrendieb, und weise,  
 Wie reiche Leute selten weise sind.

Darum so mancher Greis mit Stock und Brille,  
 So manches Regentuch und Handpostille,  
 Sich mühsam schiebend durch der Menge Drang.  
 Er war ein heitrer Wirth in seinem Schlosse, —  
 Darum am Thor so manche Staatskarosse,  
 So mancher Flor das Kirchenschiff entlang.

Die Glocken schwiegen, alle Kniee sanken.  
 Posaunenstoß! Die Wölbung schien zu wanken.

v. Droste-Hülshoff, Gesammelte Schriften. I.

5



O „Dies irae, dies illa!“ Blut  
 Auf Sünderſchwielen, Thau in Bűßermalen!  
 Mir war, als ſah ich des Gerichtes Schalen,  
 Als hört' ich tröpfeln meines Heilands Blut.

Das Amen war verhallt. Ein zitternd Schweigen  
 Lag auf der Menge, nur des Odems Steigen  
 Durchäufelte den weiten Hallenbau.  
 Nur an der Tumba ſchwarzer Flämmchen Knistern  
 Schien leiſe mit dem Grabe noch zu flüſtern,  
 Der Weihrauchwirbel ſtreute Aſchengrau.

„Geliebte!“ ſcholl es von der Wölbung nieder,  
 Die Wolke ſank, und mählich ſtiegen Glieder,  
 Am Kanzelbord ein junger Prieſter ſtand.  
 Kein Schattenbild, dem alle Luſt verronnen,  
 Ein friſcher ſaſt'ger Stamm am Lebensbronnen,  
 Ein Adler, ruhend auf Jehova's Hand!

„Geliebte,“ ſprach er, „ſelig ſind die Todten,  
 So in dem Herrn entſchliefen, treue Boten,  
 Von ihrer Sendung raſtend.“ Dann entſtieg  
 Das Wort, gewaltig wie des Jordans Wallen,  
 Mild wie die Luſt in Horeb's Cedernhallen,  
 Als er bezeugte des Gerechten Sieg.

Die Stimme ſank, des Stromes Wellen ſchwollen,  
 Mir war, als hört' ich ferne Donner rollen:  
 „Weh über euch, die weder warm noch kalt!  
 O, wäret kalt ihr oder warm! Die Werke  
 Von eurer Hand ſind todt, und eure Stärke  
 Iſt gleich dem Hornſtoß, der am Fels verhallt.“

Und tiefer griff er in der Zeiten Wunde,  
 Die Heller ließ er klingen, und vom Grunde

Hob er den seidnen Mottenfraß ans Licht.  
 Erröthen ließ er die bescheidne Schande  
 In ihrem ehrbar schonenden Gewande,  
 Und zog der Lust den Schleier vom Gesicht.

Die Kerzen sind gelöscht, die Pforte dröhnte.  
 Ich hörte schluchzen — am Gemäuer lehnte  
 Ein Weib im abgetragnen Regentuch.  
 Ich hörte säuseln — neben mir, im Chore,  
 Ein Fräulein gähnte leise hinterm Flore,  
 Ein Fahnenjunker blätterte im Buch.

Und alle die bescheidnen Menschenkinder,  
 Wie sich's geziemt für wohlerzogene Sünder,  
 Sie nahmen ruhig, was der Text beschert.  
 Und Abends im Theater sprach der Knabe,  
 Der achtzehnjähr'ge Fahnndröck: „Heute habe  
 Ich einen guten Redner doch gehört!“

## An die Schriftstellerinnen

in Deutschland und Frankreich.

Ihr steht so nüchtern da gleich Kräuterbeeten,  
 Und ihr gleich Fichten, die zerspellt von Wettern,  
 Haucht wie des Hauches Hauch in Stryngflöten —  
 Laßt wie Dragoner die Trompeten schmettern;  
 Der kann ein Schattenbild die Wange röthen —  
 Die wirft den Handschuh Zeus und allen Göttern;  
 Ward denn der Führer euch nicht angeboren  
 In eigner Brust, daß ihr den Pfad verloren?

Schaut auf! zur Rechten nicht — durch Thränengründe,  
 Mondscheinalleen und blaße Nebeldecken,

Wo einsam die veraltete Selinde  
 Zur Luna mag die Lilienarme strecken;  
 Glaubt, zur Genüge hauchten Seufzerwinde,  
 Längst überfloß der Sehnsucht Thränenbeden;  
 An eurem Hügel mag die Hirtin klagen  
 Und seufzend drauf ein Gänseblümchen tragen.

Doch auch zur Linken nicht — durch Winkelgassen,  
 Wo tückisch nur die Diebslaternen blinken,  
 Mit wildem Druck euch rohe Hände fassen  
 Und Smollis Wüßling euch und Schwelger trinken, —  
 Zum Bacchanal der Sinne, wo die blassen  
 Betäubten Opfer in die Rosen sinken  
 Und endlich, eures Sarges letzte Ehre,  
 Man drüber legt die Kränze der Hetäre.

O dunkles Loos! o Preis, mit Schmach gewonnen,  
 Wenn Ruhmesstaffel wird der Ehre Bahre!  
 Grad', grade geht der Pfad, wie Strahl der Sonnen,  
 Grad', wie die Flamme lodert vom Altare,  
 Grad', wie Natur das Verberroß zum Bronnen  
 Treibt mitten durch die Wirbel der Sahare!  
 Ihr könnt nicht fehlen: er, so mild umlichtet,  
 Der Führer ward in euch nicht hingerichtet.

Treu schützte ihn der Länder fromme Sitte,  
 Die euch umgeben wie mit Heil'genscheine,  
 Sie hielt euch fern die freche Liebesbitte  
 Und legte Anathem auf das Gemeine.  
 Euch nahte die Natur mit reinem Schritte,  
 Kein trunkner Schwelger über Stod und Steine,  
 Ihr mögt ihr willig jedes Opfer spenden,  
 Denn Alles nimmt sie, doch aus reinen Händen.

Die Zeit hat jede Schranke aufgeschlossen,  
 An allen Wegen hauchen Naphthablüthen,

Ein reizend scharfer Duft hat sich ergossen,  
 Und Jeder mag die eignen Sinne hüten.  
 Das Leben stürmt auf abgeheßten Rossen,  
 Die noch zusammenbrechend haun und wüthen.  
 Ich will den Griffel eurer Hand nicht rauben,  
 Singt, aber zitternd, wie vom Weih' die Tauben.

Ja, treibt der Geist euch, laßt Standarten ragen!  
 Ihr wurdet Zeugen wild bewegter Zeiten,  
 Was ihr erlebt, das läßt sich nicht erschlagen,  
 Feldbind' und Helmszier mag ein Weib bereiten;  
 Doch seht euch vor, wie hoch die Schwingen tragen.  
 Stellt nicht das Ziel in ungemessne Weiten,  
 Der jede Falt ist überall zu finden,  
 Doch einsam steigt der Ar aus Alpengründen.

Vor Allem aber pflegt das anvertraute,  
 Das heil'ge Gut, gelegt in eure Hände,  
 Weckt der Natur geheimnißreichste Laute,  
 Kniet vor des Blutes gnadenvoller Spende;  
 Des Tempels pflegt, den Menschenhand nicht baute,  
 Und schmückt mit Sprüchen die entweiheten Wände,  
 Daß dort, aus dieser Wirren Staub und Mühen,  
 Die Gattin mag, das Kind, die Mutter knien.

Ihr hörtet sie, die unterdrückten Klagen  
 Der heiligen Natur, geprägt zur Dirne.  
 Wer hat sie nicht gehört in diesen Tagen,  
 Wo nur ein Gott, der Gott im eignen Hirne?  
 Frisch auf! — und will den Lorbeer man versagen,  
 O Glückliche mit unbefränkter Stirne!  
 O arm Gefühl, das sich nicht selbst kann lohnen!  
 Mehr ist ein Segen als zehntausend Kronen!

---

## Die Gaben.

Nie fand, so oft auch scherzend ward gefragt,  
Ich einen Mann, vom Grafen bis zum Schneider,  
Der so bescheiden oder so betagt,  
So hülflos, keinen so Gescheiten leider,

Der nicht gemeint, des Herrscherthumes Bürde  
Sei seinen Schultern grad das rechte Maß.  
War Einer zweifelnd je an seiner Würde,  
So schätzt' er seine Kräfte desto baß:

Der hoffte auf der Rede Zauberbann;  
Schlau aus dem Winkel wollte Jener zielen,  
Kurz, daß er wisse, wie, und auch den Mann,  
Ließ Jeder deutlich durch die Blume spielen.

Ihr Thoren! glaubt ihr denn, daß Gott im Zorne  
Die Großen schuf, ungleich der Menschenschaar,  
Pecus inane, daß sein Haupt zum Borne  
Hinstreckt wie weiland Nebukadnezar?

Daß, weil zuweilen unter Zotten schlägt  
Ein Herz, wo große Elemente schlafen,  
Deßhalb, wer eine feine Wolle trägt,  
Unfehlbar zählt zu den Merinoschafen?

Daß langes Schauen zweifellos erblinde,  
Und wer den Fäden rastlos nachgespürt,  
Daß dieser, gleich dem überreizten Kinde,  
So dümmer wird, je länger er studirt?

Wer zweifelt, daß ein Herz, wie's Throne schmückt',  
Gar oft am Acker fröhnt und Forstgehege,  
Daß manche Scheitel sich zur Furche bückt,  
Hochwerth, daß eine Krone drauf man lege?

Doch ihr, des Lebens abgehegte Alten,  
Ihr innerlichen Greise, seid es nicht.  
Bewahr' der Himmel uns vor eurem Walten,  
Vor dem im Sumpfe angebrannten Licht!

Ihr würdet mahnen an des Fröhners Sohn,  
Der, woll' ihm Gott ein Königreich verschreiben,  
Fürs Leben wüßte keinen bessern Lohn,  
Als seine Schweine dann zu Rosß zu treiben.

---

### Vor vierzig Jahren.

Da gab es doch ein Sehnen,  
Ein Hoffen und ein Glühn,  
Als noch der Mond „durch Thränen  
In Fliederlauben“ schien,  
Als man dem „milden Sterne“  
Gesellte, was da lieb,  
Und „Lieder in die Ferne“  
Auf sieben Meilen schrieb!

Ob dürftig das Erkennen,  
Der Dichtung Flamme schwach,  
Nur tief und tiefer brennen  
Verdeckte Gluten nach.  
Da lachte nicht der leere,  
Der übersatte Spott,  
Man baute die Altäre  
Dem unbekannten Gott.

Und drüber man den Brodem  
Des liebsten Weihrauchs trug,  
Lebend'gen Herzens Odem,  
Das frisch und kräftig schlug,

Das schamhaft, wie im Tode,  
In Traumes Wundersarg  
Noch der Begeistrung Ode,  
Der Lieb' Ekloge barg.

Wir höhnen oft und lachen  
Der kaum vergangnen Zeit,  
Und in der Wüste machen  
Wie Strauße wir uns breit.  
Ist Wissen denn Besitzen?  
Ist denn Genießen Glück?  
Auch Eises Gletscher blitzen  
Und Basiliskenblick.

Ihr Greise, die gesunken  
Wie Kinder in die Gruft,  
Im letzten Hauche trunken  
Von Lieb' und Aetherdust,  
Ihr habt am Lebensbaume  
Die reinste Frucht gepflegt,  
In farger Spannen Raume  
Ein Eden euch gehegt.

Nun aber sind die Zeiten,  
Die überwerthen da,  
Wo offen alle Weiten  
Und jede Ferne nah.  
Wir wühlen in den Schätzen,  
Wir schmettern in den Kampf,  
Windsbräuten gleich versehn  
Uns Geistesflug und Dampf.

Mit unsres Spottes Gerten  
Zerhaun wir, was nicht Stahl,  
Und wie Morgana's Gärten  
Zerrinnt das Ideal;

Was wir daheim gelassen,  
 Das wird uns arm und klein,  
 Was Fremdes wir erfassen,  
 Wird in der Hand zu Stein.

Es wagt von End' zu Ende,  
 Es grüßt im Fluge her,  
 Wir reichen unsre Hände,  
 — Sie bleiben kalt und leer. —  
 Nichts liebend, achtend Wen'ge,  
 Wird Herz und Wange bleich,  
 Und bettelhafte Kön'ge  
 Stehn wir im Steppenreich.

### An die Weltverbesserer.

Pohest du an — poch' nicht zu laut,  
 Eh du geprüft des Nachhalls Dauer.  
 Drückst du die Hand — drück' nicht zu traut,  
 Eh du gefragt des Herzens Schauer.  
 Wirfst du den Stein — bedenke wohl,  
 Wie weit ihn deine Hand wird treiben.  
 Oft schreht ein Echo dumpf und hohl,  
 Reicht goldne Hand dir den Obol,  
 Oft trifft ein Wurf des Nachbars Scheiben.

Höhlen gibt es am Meeresstrand,  
 Gemaltge Stalaktitendome,  
 Wo bläulich zuckt der Fadeln Brand  
 Und Röhne gleiten wie Phantome.  
 Das Ruder schläft, der Schiffer legt  
 Die Hand dir angstvoll auf die Lippe,  
 Ein Räuspern nur, ein Fuß geregt,



Und donnernd überm Haupte schlägt  
Zusammen dir die Niesenklippe.

Und Hände gibt's im Orient,  
Wie Schwäne weiß, mit blauen Malen,  
In denen zwiefach Feuer brennt,  
Als gält' es, Liebesglut zu zahlen;  
Ein leichter Thau hat sie genäßt,  
Ein leises Zittern sie umflogen,  
Sie fassen krampfhaf, drücken fest —  
Hinweg, hinweg! du hast die Pest  
In deine Poren eingesogen!

Auch hat ein Dämon einst gesandt  
Den gift'gen Pfeil zum Himmelsbogen;  
Dort rührt' ihn eines Gottes Hand,  
Nun starrt er in den Aetherwogen.  
Und läßt der Zauber nach, dann wird  
Er niederprallen mit Geschmetter,  
Daß das Gebirg in Scherben klirrt,  
Und durch der Erde Adern irrt  
Fortan das Gift der Höllengötter.

Drum poche sacht, du weißt es nicht,  
Was dir mag überm Haupte schwanken;  
Drum drücke sacht, der Augen Licht  
Wohl siehst du, doch nicht der Gedanken.  
Wirf nicht den Stein zu jener Höh',  
Wo dir gestaltlos Form und Wege,  
Und schnelltest du ihn einmal je,  
So fall auf deine Knie und fleh,  
Daß ihn ein Gott berühren möge.

---

# Alte und neue Kinderzucht.

## 1.

In seiner Buchenhalle saß ein Greis auf grüner Bank,  
Vor ihm, in grünlichem Pokal, der Rebe Feuertrank;  
Zur Seite seiner Jugend Sproß, sich lehnend an den Zweigen,  
Ein ernster Bierziger, vernahm des Alten Wort in Schweigen.

„Sohn,“ sprach der Patriarch, es klang die Stimme schier  
bewegt:

„Das Kissen für mein Sterbebett, du hast es weich gelegt;  
Ich weiß es, eine Thräne wird das Leichentuch mir netzen,  
In meinen Sessel wird dereinst ein Ehrenmann sich setzen.

„Zu Gottes Ehr' und deiner Pflicht und nach der Vordern Art  
Zog ich in aller Treue dich, als schon dein Kinn behaart.  
Nicht will die neue Weise mir zum alten Haupte gehen,  
Ein Sohn hat seinen Herrn, so lang zwei Augen offen stehen.

„Mein Vater — tröst' ihn Gott, er fiel in einem guten  
Strauß! —

War Diener seinem Fürsten und ein König seinem Haus,  
Sein treues Auge wußte wohl der Kinder Heil zu wahren,  
Den letzten Schlag von seiner Hand fühlt' ich mit zwanzig  
Jahren.

„So macht' er mich zum Mann, wie du, mein Sohn, zum  
frohen Greis,

Zum Mann, der tragen kann und sich im Glück zu fassen weiß;  
Wie mag, wer seiner Laune Knecht, ein Herrenamt bezwingen?  
Wer seiner Knospe Kraft verpraßt, wie möcht' er Früchte  
bringen?

„Nur von der Pike dient sich's recht zum braven General.  
Gesegnet sei die Hand, die mir erspart der Thorheit Wahl!

Mit tausend Thränen hab' ich sie in unsre Gruft getragen,  
Denn eines Vaters heil'ge Hand hat nie zu hart geschlagen.

„Mein Haar ist grau, mein blödes Aug' hat deinen Sproß  
gesehn,  
Bald füllst du meinen Sitz, und er wird horchend vor dir stehn.  
Gedenk' der Rechenschaft, mein Sohn, lehr' deinen Blick ihn  
lesen,  
Gehorsam sei er dir, wie du gehorsam mir gewesen!“

So sprach der Patriarch und schritt entlang die Buchenhall',  
Ehrfürchtig folgte ihm der Sohn, wie Fürsten der Basall,  
Und seinen Knaben winkt' er sacht herbei vom Blüthenhagen,  
Dieß küssen ihn des Alten Hand und seinen Stab ihn tragen.

## 2.

An blühender Asazie lehnt ein blonder, bleicher Mann,  
Sehr mangelt ihm der Sitz, allein die Kinder spielen dran,  
So schreibt er stehend, immer Ball und Peitschenhieb  
gewärt'gend,  
Schnellfingrig für die Druckerei den Lückenbüßer fert'gend:

„In Osten steigt das junge Licht, es rauscht im Eichenhain,  
Schon schlang der alte Crebus die alten Schatten ein,  
Des Geistes Siegel sind gelöst, der Aether aufgeschlossen,  
Und aus vermorschter Dogmen Staub lebend'ge Cedern  
sprossen.

„O Geistesfessel, härter du, als jemals ein Tyrann  
Geschlagen um des Sklaven Leib, du tausendjäh'ger Bann!  
Geheim, doch sicher hat der Rost genagt an deinem Ringe,  
Nun wackelt er und fürchtet sich vor jedes Knaben Klinge!

„Hin ist die Zeit, wo ein Gespenst im Büßermantel schlich,  
In seinen Bettelsack des Deutschen Gold und Ehre strich,  
Wo Greise, Schulmonarchen gleich, die stumpfe Geißel  
schwenkten,  
Des Sonnenrosses Zaum dem Grab verfallne Hände lenkten.

„Nicht wird im zarten Kinde mehr des Mannes Keim erstickt,  
Frei schießt die Eichenlobe, unbeengt und ungeknickt;  
Was mehr als Wissen, wirkender als Gaben, die zerstückelt —  
Des kräft'gen Wollens Einheit wird im jungen Mark entwickelt.

„Wir wuchsen unter Peitschenhieb an der Galeere auf,  
Und dennoch riß das Document vom schönsten Seelenkauf  
Durch deutsche Hand, durch unsre Hand, die, nach Egyptens  
Plagen,  
Noch immer stark genug, den Brand ans Bagnothor zu tragen!

„Doch ihr, die ihr den ganzen Saft der Muttererde trinkt,  
An deren Zweig das erste Blatt schon wie Smaragde blinkt,  
Ihr“ — unser Dichter stutzt — er hört an den Hollunder-  
sträucher  
Sein Erstlingsreiß, den Göttinger, wie eine Walze reuhen.

Und auf der Bank — sein Manuscript — o Pest! sein  
Dichterkranz,  
Dort fliegt er, droben in der Luft, als langer Drachenschwanz!  
Und was — ein Guß? Bei Gott, da hängt der Bub,  
die wilde Kage,  
Am Ast und leert den Wasserkrug auf seines Vaters Glaze!

---

## Die Schulen.

Kennst du den Saal? — ich schleiche sacht vorbei:  
„Der alte Teufel todt, die Götter neu“ —  
Und was man Großes sonst darin mag hören.  
Wie üppig wogend drängt der Jugend Schwarm!  
Wie reich und glänzend! — aber ich bin arm,  
Da will ich lieber eure Lust nicht stören.

Dann das Gewölb' — mir wird darin nicht wohl,  
Wo man der Gruft den modernden Obol  
Entschaufelt und sich drüber legt zum Streite;  
Ergraute Häupter nickten rings herum,  
Wie weiß' und gründlich! — aber ich bin dumm,  
Da schleich' ich lieber ungesehn bei Seite.

Doch die Katheder im Gebirge nah,  
Der Meister unsichtbar, doch laut Hurrah  
Ihm Wälder, Strom und Sturmesflügel rauschen,  
Matritel ist des Herzens frischer Schlag,  
Da will Zeitlebens ich, bei Nacht und Tag,  
Demüth'ger Schüler, seinen Worten lauschen.



# Haidebilder.



## Die Lerche.

Hörst du der Nacht gespornten Wächter nicht?  
Sein Schrei verzittert mit dem Dämmerlicht,  
Und schlummertrunken hebt aus Purpurdecken  
Ihr Haupt die Sonne; in das Aetherbeden  
Taucht sie die Stirn, man sieht es nicht genau,  
Ob Licht sie zünde, oder trink' im Blau.  
Glühbrothe Pfeile zucken auf und nieder  
Und weden Thaues Blicke, wenn im Flug  
Sie streifen durch der Haide braunen Zug.  
Da schüttelt auch die Lerche ihr Gefieder,  
Des Tages Herold seine Liverei;  
Ihr Köpfchen streckt sie aus dem Ginster scheu,  
Blingt nun mit diesem, nun mit jenem Aug';  
Dann leise schwankt, es spaltet sich der Strauch,  
Und wirbelnd des Mandates erste Note,  
Schießt in das feuchte Blau des Tages Bote.

„Auf! auf! die junge Fürstin ist erwacht!  
„Schlaftrunkne Kämmerer, habt des Amtes Acht;  
„Du mit dem Sapphirbeden, Genziane,  
„Zwergweide du mit deiner Seidenfahne,  
„Das Amt, das Amt, ihr Blumen allzumal,  
„Die Fürstin wacht, bald tritt sie in den Saal!“

Da regen tausend Wimpern sich zugleich,  
Masliebchen hält das klare Auge offen,  
Die Wasserlilie sieht ein wenig bleich,  
Erschrocken, daß im Bade sie betroffen;



Wie steht der Zitterhalm verschämt und zage!  
 Die kleine Weide pudert sich geschwind  
 Und reicht dem West ihr Seidentüchlein lind,  
 Daß zu der Hoheit Händen er es trage.  
 Ehrfürchtig beut den thauigen Pokal  
 Das Genzian, und nieder langt der Strahl;  
 Prinz von Geblüte hat die erste Stätte  
 Er, immer dienend an der Fürstin Bette.

Der Purpur lisch gemacht im Rosenlicht,  
 Am Horizont ein zuckend Leuchten bricht  
 Des Vorhangs Falten, und auf's neue singt  
 Die Lerche, daß es durch den Aether klingt:

„Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!  
 „Frischauf, ihr Musikanten in den Hallen,  
 „Laßt euer zartes Saitenspiel erschallen,  
 „Und, florbesflügelt Volk, heb' an den Chor,  
 „Die Fürstin kommt, die Fürstin steht am Thor!

Da krimmelt, wimmelt es im Haidgezweige,  
 Die Grille dreht geschwind das Beinchen um,  
 Streicht an des Thaues Kolophonium  
 Und spielt so schäferlich die Liebesgeige.  
 Ein tüchtiger Hornist, der Käfer, schnurrt;  
 Die Mücke schleift behend die Silberschwingen,  
 Daß heller der Triangel möge klingen;  
 Distant und auch Tenor die Fliege surrt;  
 Und, immer mehrend ihren werthen Gurt,  
 Die reiche Kaze um des Leibes Mitten,  
 Ist als Bassist die Biene eingeschritten:  
 Schwerfällig hockend in der Blüthe, rummeln  
 Das Contraviolon die trägen Hummeln.  
 So tausendarmig ward noch nie gebaut  
 Des Münsters Halle, wie im Haidefraut

Gewölbe an Gewölben sich erschließen,  
 Gleich Labyrinth in einander schießen;  
 So tausendstimmig stieg noch nie ein Chor,  
 Wie's musizirt aus grünem Haid hervor.

Jetzt sitzt die Königin auf ihrem Throne,  
 Die Silberwolke Teppich ihrem Fuß,  
 Am Haupte flammt und quillt die Strahlentrone,  
 Und lauter, lauter schallt des Herolds Gruß:

„Bergleute 'auf, herauf aus eurem Schacht,  
 „Bringt eure Schätze, und du, Fabrikant,  
 „Breit' vor der Fürstin des Gewandes Pracht,  
 „Kaufherrn, enthüllt den Sapphir, den Demant!“

Schau, wie es wimmelt aus der Erde Schooß,  
 Wie sich die schwarzen Knappen drängen, streifen  
 Und mühsam stemmend aus den Stollen schleifen  
 Gewalt'ge Stufen, wie der Träger groß;  
 Ameisenvolk, du machst es dir zu schwer!  
 Dein roh Gestein lockt keiner Fürstin Gnaden.  
 Doch sieh die Spinne, rutschend hin und her,  
 Schon zieht sie des Gewebes letzten Faden,  
 Wie Perlen klar, ein duftig Elfenkleid;  
 Viel edle Funken sind darin entglommen;  
 Da kommt der Wind und häkelt es vom Haid,  
 Es steigt, es flattert, und es ist verschwommen. —

Die Wolke dehnte sich, scharf strich der Hauch,  
 Die Lerche schwieg und sank zum Ginsterstrauch.

## Die Jagd.

Die Lust hat schlafen sich gelegt,  
 Behaglich in das Moos gestreckt,  
 Kein Rispeln, das die Kräuter regt,  
 Kein Seufzer, der die Halme weckt.  
 Nur eine Wolke träumt mitunter  
 Am blassen Horizont hinunter,  
 Dort, wo das Lannicht überm Wall  
 Die dunkeln Candelaber streckt.  
 Da horch, ein Ruf, ein ferner Schall:  
 „Halloh! hoho!“ so lang gezogen,  
 Man meint, die Klänge schlagen Wogen  
 Im Ginsterfeld, und wieder dort:  
 „Halloh! hoho!“ — am Didicht fort  
 Ein zögernd Echo — Alles still!  
 Man hört der Fliege Angstgeschrill  
 Im Mettennetz, den Fall der Beere,  
 Man hört im Kraut des Käfers Gang,  
 Und dann wie ziehnder Kranichbeere  
 Kling klang! von ihrer lust'gen Fähr,.  
 Wie fernen Untenruf: Kling! klang!  
 Ein Läuten das Gewäld' entlang —  
 Hui schlüpft der Fuchs den Wall hinab,  
 Er gleitet durch die Binsenspeere  
 Und zuckelt fürder seinen Trab:  
 Und aus dem Didicht, weiß wie Flocken,  
 Nach stäuben die lebend'gen Gloden,  
 Radschlagend an des Dammes Hang;  
 Wie Male schnellen sie vom Grund,  
 Und weiter, weiter Fuchs und Hund.  
 Der schwankende Wachholder flüstert,  
 Die Binse rauscht, die Haide knistert  
 Und stäubt Phalänen um die Meute.  
 Sie jappen, klaffen nach der Beute,

Schaumfloden sprühn aus Nas' und Mund.  
 Noch hat der Fuchs die rechte Weite,  
 Gelassen trabt er, schleppt den Schweif,  
 Zieht in dem Thau dunklen Streif  
 Und zeigt verächtlich seine Soden.  
 Doch bald hebt er die Lunte frisch,  
 Und, wie im Weiher schnellt der Fisch,  
 Fort setzt er über Kraut und Schmehlen,  
 Wirft mit den Läusen Riez und Staub;  
 Die Reute mit geschwollnen Kehlen  
 Ihm nach wie rasselnd Winterlaub.  
 Man höret ihre Riefen knaden,  
 Wenn fletschend in die Luft sie haden;  
 In weitem Kreise so zum Tann  
 Und wieder aus dem Dickicht dann  
 ertönt das Glodenpiel der Braden.

Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?  
 Im helprichten Galopp stampft es den Grund;  
 Ha, brüllend Heerdenvieh! voran der Stier,  
 Und ihnen nach klast ein versprengter Hund.  
 Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,  
 Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,  
 Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,  
 Oh Posto wird gefaßt im Haidegrunde.  
 Nun endlich stehn sie, murren noch zurück,  
 Das Dickicht messend mit verglastem Blick,  
 Dann sinkt das Haupt, und unter ihrem Zahne  
 Ein leises Rupsen knirrt im Thymiane;  
 Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,  
 Das Guter streifend am Wachholderstrauch,  
 Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke  
 Von summendem Gewürm und Fliegenvolke.  
 So, langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,  
 Fort grasen sie bis zu dem Haidefolke.

Ein Schuß: „Halloh!“ — ein zweiter Schuß: „Hoho!“  
 Die Heerde stutzt, des Rolles Spiegel kraußt  
 Ihr Blasen, dann die Hälse streckend, so  
 Wie in des Dammes Mönch der Strudel saugt,  
 Ziehn sie das Wasser in den Schlund, sie pusten,  
 Die kranke Stärke schaukelt trüg herbei,  
 Sie schaudert, schüttelt sich in hohlem Husten,  
 Und dann — ein Schuß, und dann — ein Jubelschrei!

Das grüne Käppchen auf dem Ohr,  
 Den halben Mond am Lederband,  
 Trabt aus der Lichtung rasch hervor  
 Bis mitten in das Haideband  
 Ein Waidmann ohne Tasch' und Büchse;  
 Er schwenkt das Horn, er ballt die Hand,  
 Dann setzt er an, und tausend Füchse  
 Sind nicht so kräftig todtgeblasen,  
 Als heut es schmettert übern Rasen.

„Der Schelm ist todt, der Schelm ist todt!  
 „Laßt uns den Schelm begraben!  
 „Kriegen ihn die Hunde nicht,  
 „Dann fressen ihn die Raben,  
 „Hoho halloh!“

Da stürmt von allen Seiten es heran,  
 Die Bracken brechen aus Genist und Tann;  
 Durch das Gelände sieht in wüsten Reisen  
 Man johlend sie um den Hornisten schweifen.  
 Sie ziehen ihr Geheul so hohl und lang,  
 Daß es verdunkelt der Fanfare Klang,  
 Doch lauter, lauter schallt die Gloria,  
 Braußt durch den Ginster die Victoria:

„Hängt den Schelm, hängt den Schelm!  
 „Hängt ihn an die Weide!

„Mir den Balg und dir den Talg,  
 „Dann lachen wir alle Beide;  
 „Hängt ihn! Hängt ihn,  
 „Den Schelm, den Schelm! — —“

### Die Vogelhütte.

Regen, Regen, immer Regen! will nicht das Geplätscher enden,  
 Daß ich aus dem Sarge brechen kann, aus diesen Bretter-  
 wänden?

Sieben Schuhe ins Gevierte, das ist doch ein ärmlich Räumchen,  
 Für ein Menschenkind, und wär' es schlank auch wie ein  
 Rosenbäumchen!

O, was ließ ich mich gelüsten, in den Vogelherd zu flüchten,  
 Als nur schwach die Wolke tropfte, als noch flüsterten die  
 Fichten:

Und muß nun bestehn das Ganze, wie wenn zögernd man  
 dem Schwächer  
 Raum gegeben, dem langweilig Seile drehenden Phrasenfeßer;

Und am Knopfe nun gehalten, oder schlimmer an den Händen,  
 Zappelnd wie der Halbgehängte langet nach des Strides Enden!

Meine Unglücksstrich' sind dieser Wasserstriemen Läng' und  
 Breite,  
 Die verkörpertten Hyperbeln, denn Bindfäden regnet's heute.

Denk' ich an die heitre Stube, an das weiche Kanapee,  
 Und wie mein Gedicht, das meine, dort zerlesen wird beim  
 Thee;

Den' ich an die schwere Zunge, die statt meiner eß zerdrischt,  
 Bohrend wie ein Schwertsich möcht' ich schießen in den  
 Wassergischt.

Paß, was kümmern mich die Tropfen, ob ich naß, ob  
 säuberlich!  
 Aber besser stramm und trocken als durchnäßt und lächerlich.

Da — ein Fleck, ein Loch am Himmel; bist du endlich  
 doch gebrochen,  
 Alte Wassertonne, hab' ich endlich dich entzwei gesprochen?

Aber wehe! wie's vom Fasse brodelst, wenn gesprengt der  
 Zapfen,  
 Hör' ich's auf dem Dache rasseln, förmlich wie mit Füßen  
 stapfen.

Regen! unbarmherz'ger Regen! mögst du braten oder siedeln!  
 Wehe, diese alte Rufe ist das Faß der Danaiden!

Ich habe mich gesetzt in Gottes Namen;  
 Es hilft doch Alles nicht, und mein Gedicht  
 Ist längst gelesen, und im Schloß die Damen,  
 Sie saßen lange zu Gericht.

Statt einen neuen Lorbeerfranz zu drücken  
 In meine Phöbuslöden, hat man sacht  
 Den alten losgezupft und hinterm Rücken  
 Wohl Gelsöhren mir gemacht.

Bekannte Seele, fasse dich im Leiden,  
 Sei stark, sei nobel, denk, der Ruhm ist leer,  
 Das Leben kurz, es wechseln Schmerz und Freuden,  
 Und was dergleichen Neugedachtes mehr!

Ich schau' mich um in meiner kleinen Zelle:  
Für einen Klausner wär's ein hübscher Ort;  
Die Bank, der Tisch, das hölzerne Gestelle  
Und an der Wand die Tasche dort;

Ein Netz im Winkelfchen, ein Rechen, Spaten —  
Und Betten? nun, das macht sich einfach hier;  
Der Thymian ist heuer gut gerathen  
Und blüht mir grade vor der Thür.

Die Waldung drüben — und das Quellgewässer —  
Hier möcht' ich Haidebilder schreiben, zum Exempel:  
„Die Vogelhütte,“ nein — „der Herd,“ nein, besser:  
„Der Knieende in Gottes weitem Tempel.“

's ist doch romantisch, wenn ein zart Geriesel  
Durch Immortellen und Wachholderstrauch  
Umzieht und gleitet wie ein schlüpfend Wiesel,  
Und drüber flirrt der Stöberrauch;

Wenn Schimmer wechseln, weiß und seladonen;  
Die weite Ebne schaukelt wie ein Schiff,  
Hindurch der Ribiz schrillt, wie Halcyonen  
Wehklagend ziehen um das Riff.

Am Horizont die kolossalen Brücken —  
Sind's Wolken, oder ist's ein ferner Wald?  
Ich will den Schemel an die Lude rücken,  
Da liegt mein Hut, mein Hammer — halt:

Ein Teller am Gestell! — was mag er bieten?  
Fundus! bei Gott, ein Fund das Badwerk drin,  
Für einen armen Hund von Eremiten,  
Wie ich es leider heute bin!



Ein seidner Beutel noch — am Bort zerrissen;  
 Ich greife, greife Mundes mit der Hand;  
 Weh! in die dürr: Erbs' hab ich gebissen —  
 Ich dacht', es seie Zuckerland.

Und nun die Tasche! he, wir müssen klopfen —  
 Vielleicht liegt ein Gefangner hier in Haft;  
 Da — eine Flasche! schnell herab den Pfropfen —  
 Ist's Wasser? Wasser? — edler Nebensaft!

Und Edlerer, der ihn dem Sack vertraute,  
 Splendid barmherziger Wildhüter du,  
 Für einen armen Schelm, der Erbsen taute,  
 Den frommen Bruder Luch im Ivanhoe!

Mit dem Geförn will ich den Ribitz legen,  
 Es aus der Lude streun, wenn er im Flug  
 Herschwirrt, mir auf die Schulter sich zu setzen,  
 Wie man es liest in manchem Buch.

Mir ist ganz wohl in meiner armen Zelle;  
 Wie mir das Klausnerleben so gefällt!  
 Ich bleibe hier, ich geh' nicht von der Stelle,  
 Bevor der letzte Tropfen fällt.

Es verrieselt, es verraucht,  
 Mählich aus der Wolke taucht  
 Neu hervor der Sonnenadel.  
 In den feinen Dunst die Fichte  
 Ihre grünen Dornen streckt,  
 Wie ein schönes Weib die Nadel  
 In den Spitzenschleier steckt;  
 Und die Haide steht im Lichte  
 Zahllos blanker Tropfen, die  
 Am Wachholder zittern, wie

Glasgehänge an dem Lüster.  
 Ueberm Grund geht ein Geflüster,  
 Jedes Kräutchen reckt sich auf,  
 Und in lang gestrecktem Lauf,  
 Durch den Sand des Pfades eilend,  
 Blikt das goldne Panzerhemd  
 Des Kuriers;<sup>1</sup> am Halme weiland  
 Streicht die Grille sich das Nas  
 Von der Flügel grünem Glas.  
 Grashalm glänzt wie eine Klinge,  
 Und die kleinen Schmetterlinge,  
 Blau, orange, gelb und weiß,  
 Tummeln sich im Kreis.  
 Alles Schimmer, Alles Licht,  
 Bergwald mag und Welle nicht  
 Solche Farbentöne hegen,  
 Wie die Haide nach dem Regen.

Ein Schall — und wieder — wieder — was ist das?  
 Bei Gott, das Schloß! Da schlägt es Acht im Thurme —  
 Weh, mein Gedicht! o weh mir armem Wurme,  
 Nun fällt mir Alles ein, was ich vergaß!  
 Mein Hut, mein Hammer, hurtig fortgetrabt —  
 Vielleicht, vielleicht ist man discret gewesen  
 Und harrete meiner, der sein Federlesen  
 Indes mit Kraut und Würmern hat gehabt. —  
 Nun kommt der Steg und nun des Teiches Ried,  
 Nun steigen der Alleen schlanke Streifen;  
 Ich weiß es nicht, ich kann es nicht begreifen,  
 Wie ich so gänzlich mich vom Leben schied —  
 Doch freilich — damals war ich Eremit!

<sup>1</sup> Buprestis, ein in allen Farben schimmernder Prachtläfer, der sich in Haidekraut aufhält.

## Der Weiher.

Er liegt so still im Morgenlicht,  
 So friedlich wie ein fromm Gewissen;  
 Wenn Weste seinen Spiegel küssen,  
 Des Ufers Blume fühlt es nicht;  
 Libellen zittern über ihn,  
 Blaugoldne Stäbchen und Karmin,  
 Und auf des Sonnenbildes Glanz  
 Die Wasserspinne führt den Tanz;  
 Schwertlilienkranz am Ufer steht  
 Und horcht des Schilfes Schlummerliede;  
 Ein lindes Säufeln kommt und geht,  
 Als flüstr' es: Friede! Friede! Friede!

## Das Schilf.

Stille, er schläft! stille, stille!  
 Libelle, reg die Schwingen sacht,  
 Daß nicht das Goldgewebe schrille,  
 Und, Ufergrün, halt gute Wacht,  
 Kein Kieselchen laß niederfallen.  
 Er schläft auf seinem Wolkenflaum,  
 Und über ihn läßt säufelnd wallen  
 Das Laubgewölb der alte Baum;  
 Hoch oben, wo die Sonne glüht,  
 Wieget der Vogel seine Flügel,  
 Und wie ein schlüpfend Fischlein zieht  
 Sein Schatten durch des Teiches Spiegel.  
 Stille, stille! er hat sich geregt,  
 Ein fallend Reiz hat ihn bewegt,  
 Das grad zum Nest der Hänfling trug;  
 Su, Su! breit', Ist, dein grünes Tuch —  
 Su, Su! nun schläft er fest genug.

### Die Linder.

Ich breite über ihn mein Blätterdach,  
 So weit ich es vom Ufer strecken mag.  
 Schau her, wie langaus meine Arme reichen,  
 Ihm mit den Fächern das Gewürm zu scheuchen,  
 Das hundertfarbig zittert in der Luft.  
 Ich hauch' ihm meines Odems besten Duft,  
 Und auf sein Lager laß' ich niederfallen  
 Die lieblichste von meinen Blüthen allen;  
 Und eine Bank lehnt sich an meinen Stamm,  
 Da schaut ein Dichter von dem Uferdamm,  
 Den hör ich flüstern wunderliche Weise  
 Von mir und dir und der Libell' so leise,  
 Daß er den frommen Schläfer nicht gewedt;  
 Sonst wahrlich hätt' die Raupe ihn erschreckt,  
 Die ich geschleudert aus dem Blätterhag.  
 Wie grell die Sonne blüht; schwül wird der Tag.  
 O, könnt' ich, könnt' ich meine Wurzeln strecken  
 Recht mitten in das tief krystallne Becken,  
 Den Fäden gleich, die, grünlicher Asbest,  
 Schaun so behaglich aus dem Wassernest,  
 Wie mir zum Hohne, die im Sonnenbrande  
 Hier einsam niederleht vom Uferrande.

### Die Wasserfäden.

Neid' uns! neid' uns! laß die Zweige hängen,  
 Nicht weil flüssigen Krystall wir trinken,  
 Neben uns des Himmels Sterne blinken,  
 Sonne sich in unserm Netz gefangen —  
 Nein, des Teiches Blutsverwandte, fest  
 Hält er all uns an die Brust gepreßt,  
 Und wir bohren unsre feinen Ranten  
 In das Herz ihm, wie ein liebend Weib,

Dringen Adern gleich durch seinen Leib,  
 Dämmern auf wie seines Traums Gedanken;  
 Wer uns kennt, der nennt uns lieb und treu,  
 Und die Schmerle birgt in unsrer Hut  
 Und die Karpfenmutter ihre Brut;  
 Welle mag in unserm Schleier tosen;  
 Uns nur traut die holde Wassersay,  
 Sie, die schöne, lieblicher als Rosen.  
 Schleuß, Trifolium,<sup>1</sup> die Glocken auf,  
 Kurz dein Tag, doch königlich sein Lauf!

#### Kinder am Ufer.

O sieh doch! siehst du nicht die Blumenwolke  
 Da drüben in dem tiefsten Weiherkolke?  
 O, das ist schön! hätt' ich nur einen Steden,  
 Schmalzweiße Kelch' mit dunkelrothen Flecken,  
 Und jede Glocke ist frisirt so fein  
 Wie unser wächsern Engelen im Schrein.  
 Was meinst du, schneid' ich einen Haselstab  
 Und wat' ein wenig in die Furt hinab?  
 Pah! Frösche' und Hechte können mich nicht schrecken —  
 Allein, ob nicht vielleicht der Wassermann  
 Dort in den langen Kräutern hocken kann?  
 Ich geh', ich gehe schon — ich gehe nicht —  
 Mich dünkt, ich sah am Grunde ein Gesicht —  
 Komm, laß uns lieber heim, die Sonne sinkt!

<sup>1</sup> Trifolium, Dreiblatt, Menianthes trifoliata, L. Wiberklee. Eine Wasserpflanze, die nur in sehr tiefem Wasser wächst, mit schöner, aber sehr vergänglichlicher Blüthe.

## Der Hünenstein.

Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag,  
Als wie ein fieber Greis die Haide lag  
Und ihr Gestöhn des Moores Teppich regte,  
Krankhafte Funken im verwirrten Haar  
Elektrisch bligten und, ein dunkler Mahr,  
Sich über sie die Wolfenschichte legte;

Zu dieser Dämmerstunde war's, als ich  
Einsam hinaus mit meinen Sorgen schlich  
Und wenig dachte, was es draußen treibe.  
Nachdenklich schritt ich und bemerkte nicht  
Des Krautes Wallen und des Wurmes Licht,  
Ich sah auch nicht, als stieg die Mondescheibe.

Grad war der Weg, ganz sonder Steg und Bruch;  
So träumt' ich fort, und wie ein schlechtes Buch,  
Ein Pfennigs-Magazin uns auf der Reise  
Von Station zu Stationen plagt,  
Hab' zehnmal Weggeworfnes ich benagt  
Und fortgeleiert überdrüß'ge Weise.

Entwürfe wurden aus Entwürfen reif,  
Doch, wie die Schlange packt den eignen Schweif,  
Fand ich mich immer auf derselben Stelle;  
Da plötzlich fuhr ein plumper Schröter jach  
Ans Auge mir, ich schreckte auf und lag  
Am Grund, um mich des Haidekrautes Welle.

Seltames Lager, das ich mir erfor!  
Zur Rechten, Linken schwoll Gestein empor,  
Gewalt'ge Blöcke, rohe Porphyrbrode;  
Mir überm Haupte redte sich der Bau,  
Langhaar'ge Flechten rührten meine Brau,  
Und mir zu Füßen schwankt' die Ginsterlode.

Ich mußte gleich, es war ein Hünengrab,  
 Und fester drückt' ich meine Stirn hinab,  
 Wollüstig saugend an des Grauens Süße,  
 Bis es mit eis'gen Krallen mich gepadt,  
 Bis wie ein Gletscher-Bronn des Blutes Taft  
 Aufquoll und hämmert' unterm Mantelblöße.

Die Decke über mir, gesunken, schief,  
 An der so blaß gehärrt das Mondlicht schlief,  
 Wie eine Wittve an des Gatten Grabe;  
 Vom Hirtenfeuer Kohlenscheite sahn  
 So leichenbrandig durch den Thymian,  
 Daß ich sie abwärts schnellte mit dem Stabe.

Husch fuhr ein Ribitz schreiend aus dem Moos;  
 Ich lachte auf; doch trug wie hügellos  
 Mich Phantasie weit über Spalt und Barren.  
 Dem Wind hab ich gelauscht so scharf gespannt,  
 Als bring' er Kunde aus dem Geisterland,  
 Und immer muß' ich an die Decke starren.

Ha! welche Sehnen wälzten diesen Stein?  
 Wer senkte diese wüsten Blöcke ein,  
 Als durch das Haid die Todtenklage schallte?  
 Wer war die Drude, die im Abendstrahl  
 Mit Run' und Spruch umwandelte das Thal,  
 Indeß ihr goldnes Haar im Winde wallte?

Dort ist der Osten, dort, drei Schuh im Grund,  
 Dort steht die Urne und in ihrem Rund  
 Ein wildes Herz zerstäubt zu Aschenflocken;  
 Hier lagert sich der Traum vom Opferhain,  
 Und finster schütteln über diesen Stein  
 Die grimmen Götter ihre Wolkenlocken.

Wie, sprach ich Zauberformel? Dort am Damm —  
 Es steigt, es breitet sich wie Wellentamm,  
 Ein Riesenleib, gewalt'ger, höher immer;  
 Nun greift es aus mit langgedehntem Schritt,  
 Schau, wie es durch der Eiche Wipfel glitt,  
 Durch seine Glieder zittern Mondenschimmer.

Komm her, komm nieder — um ist deine Zeit!  
 Ich harre dein, im heil'gen Bad geweiht;  
 Noch ist der Kirchenduft in meinem Kleide! —  
 Da fährt es auf, da ballt es sich ergrimmt,  
 Und langsam, eine dunkle Wolke, schwimmt  
 Es über meinem Haupt entlang die Haide.

Ein Ruf, ein hüpfend Licht — es schwankt herbei, —  
 Und — „Herr, es regnet“ — sagte mein Lafai,  
 Der ruhig übers Haupt den Schirm mir streckte.  
 Noch einmal sah ich zum Gestein hinab:  
 Ach Gott, es war doch nur ein rohes Grab,  
 Daß armen, ausgedorrtten Staub bedeckte!

## Die Steppe.

Standest du je am Strande,  
 Wenn Tag und Nacht sich gleichen,  
 Und sahst aus Lehm und Sande  
 Die Regenrinnen schleichen —  
 Zahllose Schmugglerquellen,  
 Und dann, so weit das Auge  
 Nur reicht, des Meeres Wellen  
 Gefärbt mit gelber Lauge? —



Hier ist die Dün' und drunten  
 Das Meer; Kanonen gleichend  
 Stehn Schäferkarrn, die Lunten  
 Verlösch't am Boden streichend.  
 Gilt's etwa dem Korsaren  
 Im flatternden Raftane,  
 Den dort ich kann gewahren  
 Im gelben Oceane?

Er scheint das Tau zu schlagen,  
 Sein Schiff verdeckt die Düne,  
 Doch sieht den Mast man ragen,  
 Ein dürrer Fichtenhüne;  
 Von seines Toppes Runkel  
 Die Seile stramm wie Nester,  
 Der Mastkorb, rau und dunkel,  
 Gleich einem Weihenneste!

---

### Die Mergelgrube.

Stoß deinen Scheit drei Spannen in den Sand,  
 Gesteine siehst du aus dem Schnitte ragen,  
 Blau, gelb, zinnoberroth, als ob zur Gant  
 Natur die Trödelbude aufgeschlagen.  
 Kein Pardelfell war je so bunt gefleckt,  
 Kein Rebhun, keine Wachtel so gescheckt,  
 Als das Gerölle, gleißend wie vom Schliff,  
 Sich aus der Scholle bröckelt bei dem Griff  
 Der Hand, dem Scharren mit des Fußes Spitze.  
 Wie zürnend sturt dich an der schwarze Gneis,  
 Spathkugeln tollern nieder, milchig weiß,  
 Und um den Glimmer fahren Silberblitze;

Gesprenkelte Porphyre, groß und klein,  
 Die Okerdruse und der Feuerstein —  
 Nur wenige hat dieser Grund gezeugt,  
 Der sah den Strand, und der des Berges Ruppe;  
 Die zorn'ge Welle hat sie hergeschleucht,  
 Leviathan mit seiner Riesenschuppe,  
 Als schäumend über'n Sinai er fuhr,  
 Des Himmels Schleusen dreißig Tage offen,  
 Gebirge schmolzen ein wie Zuckerkand,  
 Als dann am Ararat die Arche stand  
 Und eine fremde üppige Natur,  
 Ein neues Leben quoll aus neuen Stoffen. —  
 Findlinge nennt man sie, weil von der Brust  
 Der mütterlichen, sie gerissen sind,  
 In fremde Wiege, schlummernd unbewußt,  
 Die fremde Hand sie legt' wie's Findelkind.  
 O, welch ein Waisenhaus ist diese Haide,  
 Die Mohren, Blafsgesicht und rothe Haut  
 Gleichförmig hüllet mit dem braunen Kleide!  
 Wie endlos ihre Zellenreihn gebaut!

Tief ins Gebröckel, in die Mergelgrube  
 War ich gestiegen, denn der Wind zog scharf;  
 Dort saß ich seitwärts in der Höhlenstube  
 Und horchte träumend auf der Luft Geharf.  
 Es waren Klänge, wie wenn Geisterhall  
 Melodisch schwinde im zerstörten All;  
 Und dann ein Zischen, wie von Moores Klassen,  
 In sich zusammen brodelnd eingesunken,  
 Mir überm Haupt ein Rispeln und ein Schaffen,  
 Als scharre in der Asche man den Funken.  
 Findlinge zog ich Stück auf Stück hervor  
 Und lauschte, lauschte mit beraushtem Ohr.

Vor mir, um mich der graue Mergel nur,  
 Was drüber, sah ich nicht! doch die Natur

Schien mir verödet, und ein Bild erstand  
 Von einer Erde, mürbe, ausgebrannt;  
 Ich selber schien ein Funken mir, der doch  
 Erzittert in der todten Asche noch,  
 Ein Findling im zerfallnen Weltenbau.  
 Die Wolke theilte sich, der Wind ward lau;  
 Mein Haupt nicht wagt' ich aus dem Hohl zu strecken,  
 Um nicht zu schauen der Verödung Schrecken,  
 Wie Neues quoll und Altes sich zersepte —  
 War ich der erste Mensch oder der letzte?

Ha, auf der Schieferplatte hier Medusen —  
 Noch schienen ihre Strahlen sie zu zücken,  
 Als sie geschleudert von des Meeres Busen  
 Und das Gebirge sank, sie zu zerdrücken.  
 Es ist gewiß, die alte Welt ist hin,  
 Ich Petrefakt, ein Mammuthsknochen drin!  
 Und müde, müde sank ich an den Rand  
 Der staub'gen Gruft; da rieselte der Grand  
 Auf Haar und Kleider mir, ich ward so grau  
 Wie eine Leich' im Katafomben-Bau,  
 Und mir zu Füßen hört' ich leises Knirren,  
 Ein Rütteln, ein Gebrödel und ein Schwirren.  
 Es war der Todtenkäfer, der im Sarg  
 So eben eine frische Leiche barg;  
 Ihr Fuß, ihr Flügelchen empor gestellt  
 Zeigt eine Wespe mir von dieser Welt.  
 Und anders ward mein Träumen nun gewandelt,  
 Zu einer Mumie ward ich versandet,  
 Mein Linnen Staub, fahlgrau mein Angesicht,  
 Und auch der Scarabäus fehlte nicht.

Wie, Leichen über mir? — so eben gar  
 Rollt mir ein Byßfußknäuel in den Schooß;  
 Nein, das ist Wolle, ehrlich Lämmerhaar —  
 Und plötzlich ließen mich die Träume los.

Ich gähnte, dehnte mich, fuhr aus dem Hohl,  
 Am Himmel stand der rothe Sonnenball,  
 Getrübt von Dunst, ein glüher Karneol,  
 Und Schafe weideten am Haidewall.  
 Dicht über mir sah ich den Hirten sitzen,  
 Er schlingt den Faden, und die Nadeln blitzen,  
 Wie er bedächtig seinen Soden strickt.  
 Zu mir hinunter hat er nicht geblickt.  
 „Ave Maria“ hebt er an zu pfeifen,  
 So sacht und schläfrig, wie die Lüfte streifen.  
 Er schaut so seelengleich die Heerde an,  
 Daß man nicht weiß, ob Schaf er oder Mann.  
 Ein Räuspern dann, und langsam aus der Kehle  
 Schiebt den Gesang er in das Gargestrehle:

„Es stehet ein Fischlein in einem tiefen See,  
 Darnach thu ich wohl schauen, ob es kommt in die Hö;,  
 Wandl' ich über Grunheide bis an den kühlen Rhein,  
 Alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen sein.“

„Gleich wie der Mond ins Wasser schaut hinein,  
 Und gleich wie die Sonne im Wald gibt gülden Schein,  
 Also sich verborgen bei mir die Liebe findt,  
 All meine Gedanken, sie sind bei dir, mein Kind.“

„Wer da hat gesagt, ich wollte wandern fort,  
 Der hat sein Feinsliebchen an einem andern Ort;  
 Trau nicht den falschen Zungen, was sie dir blasen ein,  
 Alle meine Gedanken, sie sind bei dir allein.“

Ich war hinaufgekommen, stand am Bord,  
 Dicht vor dem Schäfer, reichte ihm den Knäuel;  
 Er steckt' ihn an den Hut und strickte fort,  
 Sein weißer Kittel zuckte wie ein Weihel.  
 Im Moose lag ein Buch; ich hob es auf —  
 „Vertuchz Naturgeschichte; lest Ihr das?“

Da zog ein Lächeln seine Lippen auf:  
 „Der lügt mal, Herr! doch das ist just der Spaß!  
 Von Schlangen; Bären, die in Stein verwandelt,  
 Als, wie Genesis sagt, die Schleusen offen;  
 Wär's nicht zur Kurzweil, wär' es schlecht gehandelt:  
 Man weiß ja doch, daß alles Vieh versoffen.“  
 Ich reichte ihm die Schieferplatte: „Schau,  
 Das war ein Thier.“ Da zwinkert' er die Brau  
 Und hat mir lange pffiffig nachgelacht —  
 Daß ich verrückt sei, hätt' er nicht gedacht!

### Die Krähen.

Heiß, heiß der Sonnenbrand  
 Drückt vom Zenith herunter,  
 Weit, weit der gelbe Sand  
 Zieht sein Gestäube drunter;  
 Nur wie ein grüner Strich  
 Am Horizont die Föhren;  
 Mich dünkt, man müßt' es hören,  
 Wenn nur ein Kanter schlich.

Der blasse Aether siecht,  
 Ein Ruhen rings, ein Schweigen,  
 Dem matt das Ohr erliegt;  
 Nur an der Düne steigen  
 Zwei Fichten, dürr, ergraut,  
 Wie Trauernde am Grabe,  
 Wo einsam sich ein Nabe  
 Die rupp'gen Federn kraut.

Da zieht's in Westen schwer  
 Wie eine Wetterwolke,

Kreißt um die Föhren her  
 Und fällt am Haidefalle;  
 Und wieder steigt es dann,  
 Es flattert und es ächzet,  
 Und immer näher krächzet  
 Das Galgenvolk heran.

Recht, wo der Sand sich dämmt,  
 Da lagert es am Hügel;  
 Es badet sich und schwemmt,  
 Stäubt Asche durch die Flügel,  
 Bis jede Feder grau;  
 Dann rasten sie im Bade  
 Und horchen der Suade  
 Der alten Krähenfrau,

Die sich im Sande redt,  
 Das Bein lang ausgehossen,  
 Ihr eines Aug' gesteckt,  
 Das andre ist geschlossen;  
 Zweihundert Jahr' und mehr  
 Gehezt mit allen Hunden,  
 Schnarrt sie nun ihre Kunden  
 Dem jungen Volke her:

„Ja, ritterlich und kühn all sein Gebahr!  
 Wenn er so herstolzirte vor der Schaar  
 Und ließ sein bäumend Roß so drehn und schwenken,  
 Da mußt' ich immer an Sanct Gorgen denken,  
 Den Wettermann, der — als am Schlot ich saß,  
 Ließ mir die Sonne auf den Rücken brennen —  
 Vom Wind getrillt mich schlug so hart, daß baß  
 Ich es dem alten Raben möchte gönnen,  
 Der dort von seiner Hopfenstange schaut,  
 Als sei ein Baum er und wir andern Kraut! —

„Kühn war der Halberstadt, daß ist gewiß!  
 Wenn er die Braue zog, die Lippe biß,  
 Dann standen seine Landsknecht' auf den Füßen  
 Wie Speere, solche Blicke konnt' er schießen.  
 Einst brach sein Schwert; er riß die Ruppel los,  
 Stieß mit der Scheide einen Mann vom Pferde.  
 Ich war nur immer froh, daß flügellos,  
 Ganz sonder Wiß der Mensch geboren werde:  
 Denn nie hab' ich gesehn, daß aus der Schlacht  
 Er eine Leber nur bei Seit' gebracht.

„An einem Sommertag — heut sind es grad  
 Zweihundert fünfzehn Jahr', es lief die Schnat  
 Am Damme drüben damals bei den Föhren —  
 Da konnte man ein frisch Drommeten hören,  
 Ein Schwerterklirren und ein Feldgeschrei,  
 Radschlagen sah man Reiter von den Rossen,  
 Und die Kanone fuhr ihr Hirn zu Brei;  
 Entlang die Gleise ist das Blut geflossen,  
 Granat' und Wachtel liefen kunterbunt  
 Wie junge Ribitze am sand'gen Grund.

„Ich saß auf einem Galgen, wo das Bruch  
 Man überschauen konnte recht mit Fug;  
 Dort an der Schnat hat Halberstadt gestanden,  
 Mit seinem Sehrohr streifend durch die Wanden,  
 Hat seinen Stab geschwungen so und so;  
 Und wie er schwenkte, zogen die Soldaten —  
 Da plötzlich aus den Mörjern fuhr die Loh',  
 Es knallte, daß ich bin zu Fall gerathen,  
 Und als kopfüber ich vom Galgen schoß,  
 Da pfiß der Halberstadt davon zu Noß.

„Mir stieg der Rauch in Ohr und Kehl', ich schwang  
 Mich auf, und nach der Qualm in Strömen drang;

Entlang die Haide fuhr ich mit Gefrächze.  
 Am Grunde, welch Geschrei, Geschnaub, Geächze!  
 Die Rosse wälzten sich und zappelten,  
 Todtwunde zuckten auf, Landsknecht' und Reiter  
 Knirschten den Sand, da näher trappelten  
 Schwadronen, manche krochen winselnd weiter,  
 Und mancher hat noch einen Stich versucht,  
 Als über ihn der Baier weggeflucht.

„Noch lange haben sie getobt, gefnallt,  
 Ich hatte mich geflüchtet in den Wald;  
 Doch als die Sonne färbt' der Föhren Spalten,  
 Ha, welch ein köstlich Mahl ward da gehalten!  
 Kein Geier schmaußt, kein Weihe je so reich!  
 In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,  
 Das gab ein Hacken, Bissen, Leich' auf Leich' —  
 Allein der Halberstadt war nicht darunter:  
 Nicht kam er heut, noch sonst mir zu Gesicht,  
 Wer ihn gefressen hat, ich weiß es nicht.“

Sie zuckt die Klaue, kraut den Schopf  
 Und streckt behaglich sich im Wade;  
 Da streckt ein grauer Herr den Kopf,  
 Weit älter als die Scheh'razade.  
 „Ha,“ krächzt er, „das war müßte Zeit —  
 Da gab's nicht Frauen, wie vor Jahren,  
 Als Ritter mit dem Kreuz gefahren  
 Und man die Münster hat geweiht!“  
 Er hustet, speit ein wenig Sand und Thon,  
 Dann hebt er an, ein grauer Seladon:

„Und wenn er kühn, so war sie schön,  
 Die heil'ge Frau im Ordenskleide!  
 Ihr mocht' der Weihel süßer stehn,  
 Als Andern Guldensstück und Seide.



Raum war sie holder an dem Tag,  
 Da ihr jungfräulich Haar man fällte,  
 Als ich ans Kirchenfenster schnellte  
 Und schier Tobias' Hündlein brach.

„Da stand die alte Gräfin, stand  
 Der alte Graf, geduldig harrend,  
 Er auf's Barettlein in der Hand,  
 Sie fest auf's Paternoster starrend;  
 Ehrbar, wie bronzen sein Gesicht —  
 Und aus der Mutter Wimpern glitten  
 Zwei Thränen auf der Schauben Mitten,  
 Doch ihre Lippe zuckte nicht.

„Und sie in ihrem Sammetkleid,  
 Von Perlen und Juwel' umfunkelt,  
 Bleich war sie, aber nicht von Leid,  
 Ihr Blick doch nicht von Gram umbunkelt.  
 So mild hat sie das Haupt gebeugt,  
 Als woll' auf den Altar sie legen  
 Des Haares königlichen Segen,  
 Vom Antlitz ging ein süß Geleucht.

„Doch als nun, wie am Blutgerüst,  
 Ein Mann die Seidenstränge packte,  
 Da faßte mich ein wild Gelüst,  
 Ich schlug die Scheiben, daß es knackte,  
 Und flattert' fort, als ob der Stahl  
 Nach meinem Nacken wolte zücken —  
 Ja, wahrlich, über Kopf und Rücken  
 Fühlt' ich den ganzen Tag mich fahl!

„Und später sah ich manche Stund  
 Sie betend durch den Kreuzgang schreiten,

Ihr süßes Auge übern Grund  
Entlang die Todtenlager gleiten;  
Ins Quadrum flog ich dann hinab,  
Spazierte auf dem Leichensteine,  
Sang oder suchte auch zum Scheine  
Nach einem Regenwurm am Grab.

„Wie sie gestorben, weiß ich nicht;  
Die Fenster hatte man verhängen,  
Ich sah am Vorhang nur das Licht  
Und hörte, wie die Schwestern sangen;  
Auch hat man keinen Stein geschafft  
Ins Quadrum, doch ich hörte sagen,  
Daß manchem Kranken Heil getragen  
Der sel'gen Frauen Wunderkraft.

„Ein Loch gibt es am Kirchenend',  
Da kann man ins Gewölbe schauen,  
Wo matt die ew'ge Lampe brennt,  
Steinsärge ragen, fein gehauen;  
Da stred' ich oft im Dämmergrau  
Den Kopf durchs Gitter, klage, klage  
Die Schlafende im Sarkophage,  
So hold, wie keine Krähenfrau!“

Er schließt die Augen, stößt ein lang „Krahah!“  
Gestredt die Zunge und den Schnabel offen;  
Matt, flügelhängend, ein zertrümmert Hoffen,  
Ein Bild gebrochenen Herzens, sitzt er da.  
Da schnarrt es über ihm: „Ihr Narren all!“  
Und nieder von der Fichte plumpt der Rabe:  
„Ist einer hier, der hörte von Walhall,  
Von Teut und Thor und von dem Hünengrabe?  
Sahst ihr den Opferstein“ — da mit Gefräß  
Hebt sich die Schaar und klatscht entlang dem Hügel.

Der Rabe blinzelt, er stößt ein kurz Geächz,  
 Die Federn sträubend wie ein zorn'ger Igel;  
 Dann duckt er nieder, kraut das kalte Ohr,  
 Noch immer schnarrend fort von Teut und Thor.

### Das Hirtenfeuer.

Dunkel, dunkel im Moor,  
 Ueber der Haide Nacht,  
 Nur das rieselnde Rohr  
 Neben der Mühle wacht,  
 Und an des Rades Speichen  
 Schwellende Tropfen schleichen.

Unke lauert im Sumpf,  
 Igel im Grase duckt,  
 In dem modernden Stumpf  
 Schlafend die Kröte zuckt,  
 Und am sandigen Hange  
 Rollt sich fester die Schlange.

Was glimmt dort hinterm Ginster  
 Und bildet lichte Scheiben?  
 Nun wirft es Funkenflinster,  
 Die löschend niederstäuben;  
 Nun wieder Alles dunkel —  
 Ich hör' des Stahles Bicken,  
 Ein Knistern, ein Gefunkel,  
 Und auf die Flammen zücken.

Und Hirtenbuben hocken  
 Im Kreis umher, sie strecken

Die Hände, Torfes Brocken  
Seh' ich die Lohes lecken;  
Da bricht ein starker Knabe  
Aus des Gestrüppes Windel  
Und schleifet nach im Trabe  
Ein wüßtes Wachholderbündel.

Er läßt's am Feuer kippen —  
Hei, wie die Buben johlen  
Und mit den Fingern schnippen  
Die Funken-Girandolen!  
Wie ihre Zipfelmützen  
Am Ohre lustig flattern,  
Und wie die Nadeln spritzen,  
Und wie die Nester knattern!

Die Flamme sinkt, sie hocken  
Aufs neu umher im Kreise,  
Und wieder fliegen Brocken,  
Und wieder schwehlt es leise;  
Glührothe Lichter streichen  
An Haarbusch und Gesichte,  
Und schier Dämonen gleichen  
Die kleinen Haidewichte.

Der da, der Unbeschuhte,  
Was streckt er in das Dunkel  
Den Arm wie eine Ruthe,  
Im Kreise welch Gemunkel?  
Sie spähn wie junge Geier  
Von ihrer Ginsterschütte:  
Ha, noch ein Hirtenfeuer,  
Necht an des Dammes Mitte!

Man sieht es eben steigen  
 Und seine Schimmer breiten,  
 Den wirren Funkenreigen  
 Ueberr Bachholder gleiten;  
 Die Buben flüster leise,  
 Sie räuspern ihre Kehlen,  
 Und alte Haideweisen  
 Verzittern durch die Schmehlen.

„Helo, heloe!  
 „Helo, loe!  
 „Komm du auf unsre Haide,  
 „Wo ich meine Schäflein weide,  
 „Komm, o komm in unser Bruch,  
 „Da gibt's der Blümelein genug! —  
 „Helo, heloe!“

Die Knaben schweigen, lauschen nach dem Tann,  
 Und leise durch den Ginster zieht's heran:

#### Gegenstrophe:

„Helo, heloe!  
 „Ich sitze auf dem Walle,  
 „Meine Schäflein schlafen alle,  
 „Komm, o komm in unsern Kamp,  
 „Da wächst das Gras wie Brahm so lang! —  
 „Helo, heloe!  
 „Helo, loe!“

---

Der Haidemann.<sup>1</sup>

„Geh, Kinder, nicht zu weit ins Bruch!  
 Die Sonne sinkt, schon surrt den Flug  
 Die Biene matter, schlafgehemmt,  
 Am Grunde schwimmt ein blaßes Tuch,  
 Der Haidemann kömmt!“ —

Die Knaben spielen fort am Raine,  
 Sie rupfen Gräser, schnellen Steine,  
 Sie plätschern in des Teiches Rinne,  
 Erhaschen die Phalän' am Ried  
 Und freun sich, wenn die Wasserspinne  
 Langbeinig in die Winzen flieht.

„Ihr Kinder, legt euch nicht ins Gras!  
 Seht, wo noch grad die Biene saß,  
 Wie weißer Rauch die Gloden füllt.  
 Scheu aus dem Busche gloßt der Has,  
 Der Haidemann schwillt!“ —

Raum hebt ihr schweres Haupt die Schmehle  
 Noch aus dem Dunst, in seine Höhle  
 Schiebt sich der Käfer, und am Halme  
 Die träge Motte höher krecht,  
 Sich flüchtend vor dem feuchten Qualme,  
 Der unter ihre Flügel steigt.

„Ihr Kinder, haltet euch bei Haus!  
 Lauft ja nicht in das Bruch hinaus;  
 Seht, wie bereits der Dorn ergraut,  
 Die Drossel ächzt zum Nest hinaus,  
 Der Haidemann braut!“

<sup>1</sup> Hier nicht das bekannte Gespenst, sondern die Rebelschicht, die sich zur Herbst- und Frühlingszeit Abends über den Haidegrund legt.

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen  
 Und vor ihm her die Heerde schwimmen,  
 Wie Proteus seine Robbenschaa'en  
 Heimschwemmt im grauen Ocean.  
 Am Dach die Schwalben zwitschernd fahren,  
 Und melancholisch kräht der Hahn.

„Ihr Kinder bleibt am Hofe dicht!  
 Seht, wie die feuchte Nebelschicht  
 Schon an des Pförtchens Klink' reicht;  
 Am Grunde schwimmt ein falsches Licht,  
 Der Haidemann steigt!“ —

Nun strecken nur der Föhren Wipfel  
 Noch aus dem Dunste grüne Gipfel,  
 Wie übern Schnee Wachholderbüsche;  
 Ein leises Brodeln quillt im Moor,  
 Ein schwaches Schrillen, ein Geziß  
 Dringt aus der Niederung hervor.

„Ihr Kinder, kommt, kommt schnell herein!  
 Das Irrlicht zündet seinen Schein,  
 Die Kröte schwillt, die Schlang' im Ried;  
 Jetzt ist's unheimlich draußen sein,  
 Der Haidemann zieht!“ —

Nun sinkt die letzte Nadel, rauchend  
 Zergeht die Fichte, langsam tauchend  
 Steigt Nebelschleimen aus dem Moore,  
 Mit Hünenschritten gleitet's fort;  
 Ein irrez Leuchten zuckt im Rohre,  
 Der Krötenchor beginnt am Bord.

Und plötzlich scheint ein schwaches Glühen  
 Des Hünen Glieder zu durchziehen;

Es siedet auf, es färbt die Wellen,  
 Der Nord, der Nord entzündet sich —  
 Glutpfeile, Feuerspeere schnellen,  
 Der Horizont ein Lavastrich!

„Gott gnad' uns! wie es zuckt und dräut,  
 Wie's schwehlet an der Dünenscheid'!  
 Ihr Kinder, faltet eure Händ',  
 Das bringt uns Pest und theure Zeit —  
 Der Haideemann brennt!“ —

### Das Haus in der Haide.

Wie lauscht, vom Abendschein umzuckt,  
 Die strohgedeckte Hütte,  
 Recht wie im Nest der Vogel duckt,  
 Aus dunkler Föhren Mitte.

Am Fensterloche streckt das Haupt  
 Die weißgestirnte Stärke,  
 Bläst in den Abenddust und schnaubt  
 Und stößt ans Holzgewerke.

Seitab ein Gärtchen, dornumhegt,  
 Mit reinlichem Gelände,  
 Wo matt ihr Haupt die Glocke trägt,  
 Aufrecht die Sonnenwende.

Und drinnen kniet ein stilles Kind,  
 Das scheint den Grund zu jäten,  
 Nun pflückt sie eine Lilie lind  
 Und wandelt längs den Beeten.



Am Horizonte Hirten, die  
Im Haidekraut sich strecken  
Und mit des Aue's Melodie  
Träumende Lüste wecken.

Und von der Tenne ab und an  
Schallt es wie Hammerschläge,  
Der Hobel rauscht, es fällt der Span,  
Und langsam knarrt die Säge.

Da hebt der Abendstern gemach  
Sich aus den Föhrenzweigen,  
Und grade ob der Hütte Dach  
Scheint er sich mild zu neigen.

Es ist ein Bild, wie still und heiß  
Es alte Meister hegten,  
Kunstvolle Mönche, und mit Fleiß  
Es auf den Goldgrund legten:

Der Zimmermann — die Hirten gleich  
Mit ihrem frommen Liede,  
Die Jungfrau mit dem Lilienzweig,  
Und rings der Gottesfriede,

Des Sternes wunderlich Geleucht  
Aus zarten Wolfenfloren —  
Ist etwa hier im Stall vielleicht  
Christkindlein heut geboren?

---

## Der Knabe im Moor.

O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,  
 Wenn es wimmelt vom Haiderauche,  
 Sich wie Phantome die Dünste drehn  
 Und die Rante häkelt am Strauche,  
 Unter jedem Tritte ein Quellchen springt,  
 Wenn aus der Spalte es zischt und singt —  
 O, schaurig ist's, übers Moor zu gehn,  
 Wenn das Röhricht knistert im Hauche!

Fest hält die Fibel das zitternde Kind  
 Und rennt, als ob man es jage;  
 Hohl über die Fläche sauset der Wind —  
 Was raschelt drüben am Hage?  
 Das ist der gespenstige Gräbertnecht,  
 Der dem Meister die besten Torfe verzecht;  
 Hu, hu, es bricht wie ein irres Kind!  
 Hinducket das Knäblein jage.

Vom Ufer starret Gestumpf hervor,  
 Unheimlich nickt die Föhre,  
 Der Knabe rennt, gespannt das Ohr,  
 Durch Riesenhalme wie Speere;  
 Und wie es rieselt und knittert darin!  
 Das ist die unselige Spinnerin,  
 Das ist die gebannte Spinnlenor',  
 Die den Haspel dreht im Geröhre!

Boran, voran, nur immer im Lauf,  
 Boran, als woll' es ihn holen;  
 Vor seinem Fuße brodelte es auf,  
 Es pfeift ihm unter den Sohlen  
 Wie eine gespenstige Melodei;  
 Das ist der Geigenmann ungetreu,

Das ist der diebische Fiedler Knauf,  
Der den Hochzeitbeller gestohlen!

Da birst das Moor, ein Seufzer geht  
Hervor aus der klaffenden Höhle;  
Weh, weh, da ruft die verdammte Margret:  
„Ho, ho, meine arme Seele!“  
Der Knabe springt wie ein wundes Reh,  
Wär' nicht Schuzengel in seiner Näh',  
Seine bleichenden Knöchelchen fände spät  
Ein Gräber im Moorgeschwehle.

Da mählich gründet der Boden sich,  
Und drüben, neben der Weide,  
Die Lampe flimmert so heimathlich,  
Der Knabe steht an der Scheide.  
Tief athmet er auf, zum Moor zurück  
Noch immer wirft er den scheuen Blick:  
Ja, im Geröhre war's fürchterlich,  
O, schaurig war's in der Haide!



# Fels, Wald und See.

## Die Elemente.

### Luft.

Der Morgen, der Jäger.

Wo die Felsenlager stehen,  
Sich des Schnees Daunen blähen,  
Auf des Chimborasso Höhen  
Ist der junge Strahl erwacht;  
Regt und dehnt die roß'gen Glieder,  
Schüttelt dann sein Goldgefieder,  
Mit dem Glimmerauge nieder  
Blingt er in des Thales Schacht.  
Hörst du, wie es fällt und steigt?  
Fühlst du, wie es um dich streicht?  
Dringt zu dir im weichen Duft  
Nicht der Himmelsodem — Luft?

In's frische Land der Jäger tritt:  
„Gegrüßt, du fröhlicher Morgen!  
Gegrüßt, du Sonn', mit dem leichten Schritt  
Wir Beiden ziehn ohne Sorgen.  
Und dreimal gegrüßt, mein Geselle Wind,  
Der stets mir wandelt zur Seite,  
Im Walde flüstert durch Blätter lind,  
Zur Höh' gibt springend Geleite.  
Und hat die Gerns, das listige Thier,  
Mich verlockt in ihr zackiges Felsrevier,  
Wie sind wir Drei dann so ganz allein,  
Du, Luft, und ich und der uralte Stein!“

## Wasser.

Der Mittag, der Fischer.

Alles still ringsum —

Die Zweige ruhen, die Vögel sind stumm.  
Wie ein Schiff, das im vollen Gewässer brennt  
Und das die Windsbraut jagt,  
So durch den Azur die Sonne rennt  
Und immer flammender tagt.  
Natur schläft — ihr Obem steht,  
Ihre grünen Locken hängen schwer,  
Nur auf und nieder ihr Pulsschlag geht  
Ungehemmt im heiligen Meer.  
Jedes Räupchen sucht des Blattes Hülle,  
Jeden Käfer nimmt sein Grübchen auf;  
Nur das Meer liegt frei in seiner Fülle  
Und blickt zum Firmament hinauf.

In der Bucht wiegt ein Kahn,  
Ausgestreckt der Fischer drin,  
Und die lange Wasserbahn  
Schaut er träumend überhin.  
Neben ihm die Zweige hängen,  
Unter ihm die Wellchen drängen,  
Plätschernd in der blauen Flut  
Schaufelt seine heiße Hand:  
„Wasser,“ spricht er, „Welle gut,  
Hauchst so kühl an den Strand.  
Du, der Erde köstlich Blut,  
Meinem Blute nah verwandt,  
Sendest deine blanken Wellen,  
Die jetzt kosend um mich schwellen,  
Durch der Mutter weites Reich,  
Börnlein, Strom und glatter Teich,  
Und an meiner Hütte gleich

Schlürf' ich dein geläutert Gut,  
 Und du wirfst mein eignes Blut,  
 Liebe Welle! heil'ge Flut!" —  
 Leiser plätschernd schläft er ein,  
 Und das Meer wirft seinen Schein  
 Um Gebirg und Feld und Hain;  
 Und das Meer zieht seine Bahn  
 Um die Welt und um den Rahn.

### Erde.

Der Abend, der Gärtner.

Röthliche Flöckchen ziehen  
 Ueber die Berge fort,  
 Und wie Purpurgewänder  
 Und wie farbige Bänder  
 Flattert es hier und dort  
 In der steigenden Dämmerung Hort.

Gleich einem Königsgarten,  
 Den verlassen die Fürstin hoch —  
 Nur in der Kühle ergehen  
 Und um die Beete sich drehen  
 Flüsternd ein paar Hoffräulein noch.

Da des Himmels Vorhang sinkt,  
 Oeffnet sich der Erde Brust,  
 Leise, leise Kräutlein trinkt  
 Und entschlummert unbewußt;  
 Und sein furchtsam Wächterlein,  
 Würmchen mit dem grünen Schein,  
 Zündet an dem Glühholz sein  
 Leuchtchen klein.

Der Gärtner, über die Blumen gebeugt,  
 Spürt an der Sohle den Thau,

Gleich vom nächsten Halme er streicht  
 Lächelnd die Tropfen lau;  
 Geht noch einmal entlang den Wall,  
 Prüft jede Knospe genau und gut:  
 „Schlafst denn,“ spricht er, „ihr Kindlein all,  
 Schlafet! ich laß' euch der Mutter Hut;  
 Liebe Erde, mir sind die Wimpern schwer,  
 Hab' die letzte Nacht durchwacht,  
 Breit' wohl deinen Thaumantel um sie her,  
 Nimm wohl mir die Kleinen in Acht.“

### Feuer.

Die Nacht, der Hammerschmied.

Dunkel! All Dunkel schwer!  
 Wie Riesen schreiten Wolken her —  
 Ueber Gras und Laub  
 Wirbelt's wie schwarzer Staub;  
 Hier und dort ein grauer Stamm,  
 Am Horizont des Verges Kamm  
 Hält die gespenstige Nacht,  
 Sonst Alles Nacht — Nacht — nur Nacht.  
 Was blüht dort auf? — ein rother Stern —  
 Nun scheint es nah, nun wieder fern;  
 Schau! wie es zuckt und zuckt und schweift,  
 Wie's ringelnd gleich der Schlange pfeift.  
 Nun am Gemäuer glimmt es auf,  
 Unwillig wirft's die Asch' hinauf,  
 Und wirbelnd überm Dach hervor  
 Die Funken säule steigt empor.  
 Und dort der Mann im ruß'gen Kleid,  
 — Sein Angesicht ist bleich und kalt,  
 Ein Bild der listigen Gewalt —  
 Wie er die Flamme dämpft und facht



Und hält den Eisenblock bereit!  
 Den soll ihm die gefangne Macht,  
 Die wilde hartbezähmte Glut  
 Zermalmen gleich in ihrer Wuth.

Schau, wie das Feuer sich zersplittert,  
 Wie's tückisch an der Kohle knittert,  
 Lang aus die rothe Kralle streckt  
 Und nach dem Kerkermeister redt!  
 Wie's vor verhaltneim Grimme zittert:  
 „O, hätt' ich dich, o könnte ich  
 Mit meinen Klauen fassen dich!  
 Ich lehrte dich den Unterschied  
 Von dir zu Elementes Zier,  
 An deinem morschen, staub'gen Glied,  
 Du rucklos Menschenthier!“

## Die Schenke am See.

An Levin Schücking.

Ist's nicht ein heitrer Ort, mein junger Freund,  
 Das kleine Haus, das schier vom Hange gleitet,  
 Wo so possierlich uns der Wirth erscheint,  
 So übermächtig sich die Landschaft breitet;  
 Wo uns ergötzt im neckischen Contrast  
 Das Wurzelmännchen mit verschmizter Miene,  
 Das wie ein Kal sich schlingt und kugelt fast,  
 Im Angesicht der stolzen Alpenbühne?

Siz nieder! — Trauben! — und behend erscheint  
 Pöpsfmedelnd der geschäftige Pigmäe;  
 O sieh, wie die verletzten Beere weint  
 Blutige Thränen um des Reifes Nähe;

Frish greif in die krySTALLNE Schale, frish,  
 Die saftigen Rubine glühn und loden;  
 Schon fühl' ich an des Herbstes reichem Tisch  
 Den targaN Winter nahn auf leisen Soden.

Das sind dir Hieroglyphen, junges Blut,  
 Und ich, ich will an deiner lieben Seite  
 Froh schlürfen meiner Neige lehtes Gut.  
 Schau' her, schau' dräben in die Näh' und Weite:  
 Wie uns zur Seite sich der Felsen bäumt,  
 Als könnten wir mit Händen ihn ergreifen,  
 Wie uns zu Füßen das Gewässer schäumt,  
 Als könnten wir im Schwunge drüber streifen!

Hörst du das Alphorn überm blauen See?  
 So klar die Luft, mich dünkt, ich seh' den Hirten  
 Heimzügeln von der duftbesäumten Höh', —  
 War's nicht, als ob die Rinderglocken schwirrten?  
 Dort, wo die Schlucht in das Gestein sich drängt —  
 Mich dünkt, ich seh' den fedden Jäger schleichen;  
 Wenn eine Gemse an der Klippe hängt,  
 Gewiß, mein Auge müßte sie erreichen.

Trink aus! — die Alpen liegen stundenweit,  
 Nur nah die Burg, uns heimisches Gemäuer,  
 Wo Träume lagern langverschollner Zeit,  
 Seltsame Mär und zorn'ge Abenteuer.  
 Wohl ziemt es mir, in Räumen, schwer und grau,  
 Zu grübeln über dunkler Thaten Reste;  
 Doch du, Levin, schau'st aus dem grimmen Bau  
 Wie eine Schwalbe aus dem Mauernefte.

Sieh drunten auf dem See im Abendroth  
 Die Taucherente hin und wieder schlüpfend;  
 Nun sinkt sie nieder wie des Nezes Loth,  
 Nun wieder aufwärts mit den Wellen hüpfend;

Seltfames Spiel, recht wie ein Lebenslauf!  
Wir beide schaun gespannten Blickes nieder;  
Du flüsterst lächelnd: immer kömmt sie auf —  
Und ich, ich denke: immer sinkt sie wieder!

Noch einen Blick dem segensreichen Land,  
Den Hügeln, Auen, üpp'gem Wellenrauschen,  
Und heimwärts dann, wo von der Zinne Rand  
Freundliche Augen unserm Pfade lauschen;  
Brich auf! — da haspelt in behendem Lauf  
Das Wirthlein Abschied webelnd uns entgegen:  
„— Geruh'ge Nacht — stehn's nit zu zeitig auf! —“  
Das ist der lust'gen Schwaben Abendsegen.

---

### Am Thurme.

Ich steh' auf hohem Balkone am Thurm,  
Umstrichen vom schreienden Staare.  
Und laß' gleich einer Mänade den Sturm  
Mir wühlen im flatternden Haare;  
O wilder Gefelle, o toller Fant,  
Ich möchte dich kräftig umschlingen  
Und, Sehne an Sehne, zwei Schritte vom Rand  
Auf Tod und Leben dann ringen!

Und drunten seh' ich am Strand, so frisch  
Wie spielende Doggen, die Wellen  
Sich tummeln rings mit Geflaß und Geziß  
Und glänzende Flocken schnellen.  
O, springen möcht' ich hinein alsbald,  
Recht in die tobende Meute,  
Und jagen durch den korallenen Wald  
Das Walroß, die lustige Beute!

Und drüben seh' ich ein Wimpel wehn  
 So fest wie eine Standarte,  
 Seh' auf und nieder den Kiel sich drehn  
 Von meiner lustigen Warte;  
 O, sitzen möcht' ich im kämpfenden Schiff,  
 Daß Steuerruder ergreifen  
 Und zischend über das brandende Riff  
 Wie eine Seemöve streifen.

Wär' ich ein Jäger auf freier Flur,  
 Ein Stück nur von einem Soldaten,  
 Wär' ich ein Mann doch mindestens nur,  
 So würde der Himmel mir rathen;  
 Nun muß ich sitzen so fein und klar,  
 Gleich einem artigen Kinde,  
 Und darf nur heimlich lösen mein Haar  
 Und lassen es flattern im Winde!

---

### Das öde Haus.

Tiefab im Tobel liegt ein Haus,  
 Zerfallen nach des Försters Tode,  
 Dort ruh' ich manche Stunde aus,  
 Vergraben unter Rank' und Lode;  
 's ist eine Wildniß, wo der Tag  
 Nur halb die schweren Wimpern lichtet;  
 Der Felsen tiefe Kluft verdichtet  
 Ergrauter Nester Schattenhag.

Ich horche träumend, wie im Spalt  
 Die schwarzen Fliegen taumelnd summen,  
 Wie Seufzer streifen durch den Wald,  
 Am Strauche irre Käfer brummen;

Wenn sich die Abendröthe drängt  
An sickernden Geschiefers Lauge,  
Dann ist's, als ob ein trübes Auge.  
Ein rothgeweintes drüber hängt.

Wo an zerrißner Laube Joch  
Die langen magern Schossen streichen,  
An wildverwachsner Hecke noch  
Im Moose Neltensprossen schleichen,  
Dort hat vom tröpfelnden Gestein  
Das dunkle Raß sich durchgefogen,  
Kreucht um den Buchs in trägen Bogen  
Und sinkt am Fenchelstrauche ein.

Das Dach, von Moose überschwellt,  
Läßt wirre Schober niederragen,  
Und eine Spinne hat ihr Zelt  
Im Fensterloche aufgeschlagen;  
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,  
Der schillernden Libelle Flügel,  
Und ihres Panzers goldner Spiegel  
Ragt kopflos am Gefims hervor.

Zuweilen hat ein Schmetterling  
Sich gaukelnd in der Schlucht gefangen  
Und bleibt sekundenlang am Ring  
Der kränkelnden Narzisse hängen;  
Streicht eine Taube durch den Hain,  
So schweigt am Lobelrand ihr Girren,  
Man höret nur die Flügel schwirren  
Und sieht den Schatten am Gestein.

Und auf dem Herde, wo der Schnee  
Seit Jahren durch den Schlot geflogen,  
Liegt Aschenmoder feucht und zäh,  
Von Pilzes Gloden überzogen;

Noch hängt am Mauerpfloß ein Nest  
 Verwirrten Bergs, das Seil zu spinnen,  
 Wie halbvermorschtes Haar, und drinnen  
 Der Schwalbe überjährig Nest.

Und von des Balkens Haken nicht  
 Ein Schellenband an Schnall' und Riemen,  
 Mit grober Wolle ist gestickt  
 „Diana“ auf dem Lederstriemen;  
 Ein Pfeischn auch vergaß man hier,  
 Als man den Lannensarg geschlossen;  
 Den Mann begrub man, todt geschossen  
 Hat man das alte treue Thier.

Sitz' ich so einsam am Gesträuch  
 Und hör' die Maus im Laube schrillen,  
 Das Eichhorn blafft von Zweig zu Zweig,  
 Am Sumpfe läuten Unk' und Grillen —  
 Wie Schauer überläuft's mich dann,  
 Als hör' ich klingeln noch die Schellen,  
 Im Walde die Diana bellen  
 Und pfeifen noch den todtten Mann.

---

### Im Moose.

Als jüngst die Nacht dem sonnenmüden Land  
 Der Dämmerung leise Boten hat gesandt,  
 Da lag ich einsam noch in Waldes Moose.  
 Die dunklen Zweige nickten so vertraut,  
 An meiner Wange flüsterte das Kraut,  
 Unsichtbar duftete die Haiderose.

Und flimmern sah ich durch der Linde Raum  
 Ein mattes Licht, das im Gezweig der Baum

Gleich einem mäch'tgen Glühwurm schien zu tragen.  
Es sah so dämmernd wie ein Traumgesicht,  
Doch wußte ich, es war der Heimat Licht,  
In meiner eignen Kammer angeschlagen.

Ringsum so still, daß ich vernahm im Laub  
Der Raupe Ragen, und wie grüner Staub.  
Mich leise wirbelnd Blätterflöckchen trafen.  
Ich lag und dachte, ach! so Manchem nach,  
Ich hörte meines eignen Herzens Schlag,  
Fast war es mir, als sei ich schon entschlafen.

Gedanken tauchten aus Gedanken auf,  
Das Kinderspiel, der frischen Jahre Lauf,  
Gesichter, die mir lange fremd geworden;  
Vergeßne Töne summten um mein Ohr,  
Und endlich trat die Gegenwart hervor,  
Da stand die Welle, wie an Ufers Borden.

Dann, gleich dem Bronnen, der verrinnt im Schlund  
Und drüben wieder sprudelt aus dem Grund,  
So stand ich plötzlich in der Zukunft Lande;  
Ich sah mich selber, gar gebückt und klein,  
Geschwächten Auges, am ererbten Schrein  
Sorgfältig ordnen staub'ge Liebespfande.

Die Bilder meiner Lieben sah ich klar  
In einer Tracht, die jetzt veraltet war,  
Mich sorgsam lösen aus verblichenen Hüllen,  
Flöckchen, vermorscht, zu Staub zerfallen schier,  
Sah über die gefurchte Wange mir  
Langsam herab die karge Thräne quillen.

Und wieder an des Friedhofs Monument,  
Dran Namen standen, die mein Lieben kennt,

Da lag ich betend, mit gebrochenen Knieen,  
 Und — horch, die Wachtel schlug! kühl strich der Hauch —  
 Und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,  
 Mich leise in der Erde Poren ziehen.

Ich fuhr empor und schüttelte mich dann,  
 Wie Einer, der dem Scheintod eist entrann,  
 Und taumelte entlang die dunklen Hage,  
 Noch immer zweifelnd, ob der Stern am Rain  
 Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,  
 Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.

### Am Bodensee.

Ueber Gelände, matt gedehnt,  
 Hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,  
 Müde, müde die Luft am Strande stöhnt,  
 Wie ein Ross, das den schlafenden Reiter trägt;  
 Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,  
 Im öden Thurme kein Heimchen schrillt,  
 Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt  
 In dem zitternden Element.

Ich hör' es wühlen am feuchten Strand,  
 Mir unterm Fuße es wühlen fort,  
 Die Kiesel knistern, es rauscht der Sand,  
 Und Stein an Stein entbröckelt dem Bord.  
 An meiner Sohle zerfährt der Schaum,  
 Eine Stimme klaget im hohlen Grund,  
 Gedämpft, mit halbgeschlossenem Mund,  
 Wie des grollenden Wetters Traum.

Ich beuge mich lauschend am Thurme her,  
 Sprühregensflitter fährt in die Höh',



Ha, meine Locke ist feucht und schwer! —  
 Was treibst du denn, unruhiger See?  
 Kann dir der heilige Schlaf nicht nahn?  
 Doch nein, du schläfst, ich seh' es genau,  
 Dein Auge decket die Wimper grau,  
 Am Ufer schlummert der Rahn.

Hast du so Vieles, so Vieles erlebt,  
 Daß dir im Traum es kehren muß,  
 Daß dein gleißender Nerv erbebt,  
 Naht dir am Strand eines Menschen Fuß?  
 Dahin, dahin, die einst so gesund,  
 So reich und mächtig, so arm und klein,  
 Und nur ihr flüchtiger Spiegelschein  
 Liegt zerflossen auf deinem Grund!

Der Ritter, so aus der Burg hervor  
 Vom Hange trabte in aller Früh  
 — Jetzt nickt die Esche vom grauen Thor,  
 Am Zwinger zeichnet die Mylady. —  
 Daß arme Mütterlein, das gebleicht  
 Sein Leichenhemde den Strand entlang,  
 Der Kranke, der seinen letzten Gang  
 An deinem Borde gekauert;

Das spielende Kind, das neckend hier  
 Sein Schneckenhäuschen geschleudert hat;  
 Die glühende Braut, die lächelnd dir  
 Von der Ringelblume gab Blatt um Blatt;  
 Der Säng' er, der mit trunkenem Aug'  
 Daß Metrum geplätschert in deiner Fluth,  
 Der Pilger, so am Gesteine geruht:  
 Sie Alle dahin wie Rauch!

Bist du so fromm, alte Wasserfey,  
 Hältst nur umschlungen, läßt nimmer los?

Hat sich aus dem Gebirge die Treu'  
 Geflüchtet in deinen heiligen Schooß?  
 O, schau mich an! ich zergeh' wie Schaum,  
 Wenn aus dem Grabe die Distel quillt,  
 Dann zuckt mein längst zerfallenes Bild  
 Wohl einmal durch deinen Traum!

### Das alte Schloß.

Auf der Burg hauf' ich am Berge,  
 Unter mir der blaue See,  
 Höre nächtlich Koboldzwerge,  
 Täglich Adler aus der Höh';  
 Und die grauen Ahnenbilder  
 Sind mir Stubenkameraden,  
 Wappentruh' und Eisenschilder  
 Sopha mir und Kleiderladen.

Schreit' ich über die Terrasse  
 Wie ein Geist am Runenstein,  
 Sehe unter mir die blasse  
 Alte Stadt im Mondenschein,  
 Und am Walle pfeift es weiblich,  
 — Sind es Käume oder Knaben? —  
 Ist mir selber oft nicht deutlich,  
 Ob ich lebend, ob begraben!

Mir gegenüber gähnt die Halle,  
 Grauen Thores, hohl und lang,  
 Drin mit wunderlichem Schalle  
 Langsam dröhnt ein schwerer Gang.  
 Mir zur Seite Riegelzüge,  
 Ha, ich öffne, laß' die Lampe

Scheinen auf der Wendelstiege  
Lose modergrüne Rampe,

Die mich lockt wie ein Verhängniß  
Zu dem unbekannten Grund;  
Ob ein Brunnen? ob Gefängniß?  
Reinem Lebenden ist's kund.  
Denn zerfallen sind die Stufen,  
Und der Steinwurf hat nicht Bahn;  
Doch als ich hinab gerufen,  
Donnert's fort wie ein Orkan.

Ja, wird mir nicht baldigst faden  
Dieses Schlosses Romantik,  
In den Trümmern ohne Gnade  
Brech' ich Glieder und Genick;  
Denn, wie trotzig sich die Düne  
Mag am flachen Strande heben,  
Fühl' ich stark mich wie ein Hüne,  
Von Zerfallendem umgeben.

---

### Der Säntis.<sup>1</sup>

Frühling.

Die Rebe blüht, ihr linder Hauch  
Durchzieht das thauige Revier,  
Und nah und ferne wiegt die Luft  
Vielfarb'ger Blumen bunte Zier.

Wie's um mich gaukelt, wie es summt  
Von Vogel, Bien' und Schmetterling,

<sup>1</sup> Die höchste Kuppe des Alpsteins, der sich durch die Kantone St. Gallen und Appenzell streckt.

Wie seine seidnen Wimpel regt  
Der Zweig, so jüngst voll Reifes hing.

Noch sucht man gern den Sonnenschein  
Und nimmt die trocknen Blättchen ein;  
Denn Nachts schleicht an die Grenze doch  
Der landesflücht'ge Winter noch.

O du mein ernst gewalt'ger Greis,  
Mein Säntis, mit der Lode weiß!  
In Felsenblöcke eingemauert,  
Von Schneegeköber überschauert,  
In Eisespanzer eingeschnürt:  
Hu! wie dich schaudert, wie dich friert!

#### Sommer.

Du gute Linde, schüttle dich!  
Ein wenig Luft, ein schwacher West!  
Wo nicht, dann schließe dein Gezweig  
So recht, daß Blatt an Blatt sich preßt.

Rein Vogel zirpt, es bellt kein Hund;  
Allein die bunte Fliegenbrut  
Summt auf und nieder übern Rain  
Und läßt sich rösten in der Glut.

Sogar der Bäume dunkles Laub  
Er scheint verdickt und athmet Staub.  
Ich liege hier wie ausgedorrt  
Und scheuche kaum die Mücken fort.

O Säntis, Säntis! läg' ich doch  
Dort — grad an deinem Felsenjoch,  
Wo sich die kalten, weißen Decken  
So frisch und saftig drüben strecken,  
Viel tausend blander Tropfen Spiel:  
Glücksel'ger Säntis, dir ist kühl!

## Herbst.

Wenn ich an einem schönen Tag  
Der Mittagsstunde habe Acht  
Und lehne unter meinem Baum  
So mitten in der Trauben Pracht;

Wenn die Zeitlose übers Thal  
Den amethystnen Teppich webt,  
Auf dem der letzte Schmetterling  
So schillernd wie der früheste bebt:

Dann denk' ich wenig drüber nach,  
Wie's nun verkümmert Tag für Tag,  
Und kann mit halbverschloßnem Blick  
Vom Lenze träumen und von Glück.

Du mit dem frischgefallnen Schneec,  
Du thust mir in den Augen weh!  
Willst uns den Winter schon bereiten:  
Von Schlucht zu Schlucht sieht man ihn gleiten,  
Und bald, bald wälzt er sich herab  
Von dir, o Sämtis! ödes Grab!

## Winter.

Aus Schneegestäub' und Nebelqualm  
Bricht endlich doch ein klarer Tag;  
Da fliegen alle Fenster auf,  
Ein Jeder späht, was er vermag.

Ob jene Blöcke Häuser sind?  
Ein Weiher jener ebne Raum?  
Fürwahr, in dieser Uniform  
Den Glockenthurm erkennt man kaum.

Und alles Leben liegt zerdrückt,  
Wie unterm Leichentuch erstickt.

Doch schau! an Horizontes Rand  
Begegnet mir lebend'ges Land.

Du starrer Wächter, laß ihn los,  
Den Föhn aus deiner Kerker Schooß!  
Wo schwärzlich jene Risse spalten,  
Da muß er Quarantaine halten,  
Der Fremdling aus der Lombardei;  
O Säntis, gib den Thauwind frei!

### Am Weiher.

Ein milder Wintertag.

An jenes Waldes Enden,  
Wo still der Weiher liegt  
Und längs den Fichtenwänden  
Sich lind Gemurmels wiegt;

Wo in der Sonnenhelle,  
So matt und kalt sie ist,  
Doch immerfort die Welle  
Das Ufer flimmernd küßt:

Da weiß ich, schön zum Malen,  
Noch eine schmale Schlucht,  
Wo all die kleinen Strahlen  
Sich fangen in der Bucht.

Ein trocken, windstill Gäßchen  
Und so an Grüne reich,  
Daß auf dem ganzen Fleckchen  
Mich tränkt kein dürrer Zweig.

Will ich den Mantel dichte  
Nun legen übers Moos,  
Mich lehnen an die Fichte  
Und dann auf meinen Schooß

Gezweig und Kräuter breiten,  
So gut ich's finden mag:  
Wer will mir's übel deuten,  
Spiel' ich den Sommertag?

Will nicht die Grille hallen,  
So säufst doch das Ried;  
Sind stumm die Nachtigallen,  
So sing' ich selbst ein Lied.

Und hat Natur zum Feste  
Nur wenig dargebracht:  
Die Luft ist stets die beste,  
Die man sich selber macht.

#### Ein harter Wintertag.

Daß ich dich so verkümmert seh',  
Mein lieb lebend'ges Wasserreich,  
Daß, ganz versteckt in Eis und Schnee,  
Du siehst der plumpen Erde gleich;

Auch daß voll Reif und Schollen hängt  
Dein überglaster Fichtengang:  
Das ist es nicht, was mich beengt,  
Geh' ich an deinem Vord entlang.

Zwar in der immer grünen Bier  
Erschienst, o freundlich Element,  
Du ähnlich den Dafen mir,  
Die des Arabers Sehnjucht kennt;

Wenn neben der verdorrten Flur  
 Erblühten deine Moose noch,  
 Wenn durch die schweigende Natur  
 Erklängen deine Wellen doch.

Allein auch heute wollt' ich gern  
 Mich des krystallinen Glimmers freun,  
 Belauschen jeden Farbenstern  
 Und keinen Sommertag bereun:

Wär' nicht dem Ufer längs, so breit,  
 Die glatte Schlittenbahn gefegt,  
 Worauf sich wohl zur Mittagszeit  
 Gar manche rüst'ge Ferse regt.

Bedenk' ich nun, wie manches Jahr  
 Ich nimmer eine Eisbahn sah,  
 Wohl wird mir's trüb und wunderbar,  
 Und tausend Bilder treten nah.

Was blieb an Wünschen unerfüllt,  
 Das nähm' ich noch gelassen mit:  
 Doch ach, der Frost so Manchen hüllt,  
 Der einst so fröhlich drüber glitt!

### Feier.

Das Morgenroth schwimmt still entlang  
 Den Wolkenocean,  
 Den Gliedern zart, mit Liebesdrang  
 Schmiegt sich die Welle an.  
 Ihm folgt die Sonn' im Sphärentlang  
 Ein rother Flammenfahn,  
 Ein lindes Rauschen grüßt den Tag,  
 Ist es ihr Rudererschlag?



Und es erwachen mit Gezisch  
Die bunten Vögelein,  
Sie strecken lech' aus dem Gebüsch  
Die Köpfelein, rund und klein,  
Und tauchen in die Frühluft frisch  
Die feinen Glieder ein,  
Die Schnäblein üben sie zumal  
In Liedern ohne Zahl.

Und auch die Blümlein senden früh  
Den leisen Duft ins Land,  
Um ihre Stirnen winden sie  
Ein hell Juwelenband.  
Das Spinnlein selbst mit großer Müh'  
Braucht die geübte Hand,  
Es hat sein Nesplein reich geschmückt,  
Mit Perlenreihn gestickt.

Ich sinne, wem solch heitres Fest  
Mag zubereitet sein,  
Und wem zu Liebe läßt sein Nest  
Das treue Vögelein?  
Da spricht zu mir der linde West  
Mit seinem Stimmlein fein:  
Bist du denn also hart und blind,  
Du thöricht Menschenkind?

Was gehst du doch so stumm einher,  
Wo Alles Jubel singt?  
Was wandelst du so arm und leer,  
Wo Alles Gabe bringt?  
Daß selbst zu Gottes Lob und Ehr'  
Vom Aug' der Erde dringt  
Gar manche Thräne, daß sie ganz  
Davon bedeckt mit Glanz.

Er ist es, dem so minniglich  
Der Baum die Zweige regt,  
Den mit Gesang so inniglich  
Das Lied der Vögel trägt,  
Für den die Sonne rings um sich  
Die Strahlenwimpel schlägt;  
All' Herz thut sich ihm freudig auf,  
Wach auf, wach auf, wach auf!



## **Gedichte vermischten Inhalts.**



## Mein Beruf.

„Was meinem Kreise mich enttrieb,  
Der Kammer friedlichem Gelasse?“  
Das fragt ihr mich, als sei, ein Dieb,  
Ich eingebrochen am Parnasse.  
So hört denn, hört, weil ihr gefragt:  
Bei der Geburt bin ich geladen,  
Mein Recht, soweit der Himmel tagt,  
Und meine Macht von Gottes Gnaden.

Jetzt, wo hervor der todte Schein  
Sich drängt am modervollen Stumpfe,  
Wo sich der schönste Blumenrain  
Wiegt über dem erstorbnen Sumpfe,  
Der Geist, ein blutlos Meteor,  
Entflammt und lisch im Moorgeschwehle,  
Jetzt ruft die Stunde: „Tritt hervor,  
Mann oder Weib, lebend'ge Seele!

„Tritt zu dem Träumer, den am Rand  
Entschläfert der Datura Odem,  
Der, langsam gleitend von der Wand,  
Noch zucket gen den Zauberbrodem.  
Und wo ein Mund zu lächeln weiß  
Im Traum, ein Auge noch zu weinen,  
Da schmettre laut, da flüstre leiz,  
Trompetenstoß und Weft in Hainen!

„Tritt näher, wo die Sinnenlust  
 Als Liebe gibt ihr wüßtes Ringen,  
 Und durch der eignen Mutter Brust  
 Den Pfeil zum Ziele möchte bringen,  
 Wo selbst die Schande flattert auf,  
 Ein lustiges Panier zum Siege,  
 Da rüttle hart: ‚Wach auf, wach auf,  
 Unsel’ger, denk an deine Wiege!‘

„Denk’ an das Aug’, das überwacht  
 Noch eine Freude dir bereitet,  
 Denk’ an die Hand, die manche Nacht  
 Dein Schmerzenslager dir gebreitet,  
 Des Herzens denk’, das einzig wund  
 Und einzig selig deinetwegen,  
 Und dann knie nieder auf den Grund  
 Und fleh’ um deiner Mutter Segen!“

„Und wo sich träumen wie in Hast  
 Zwei einst so glüh’ ersehnte Wesen,  
 Als hab’ ein Priesterwort die Kraft,  
 Der Banne seligsten zu lösen,  
 Da flüstre leise: ‚Wacht, o wacht!  
 Schaut in das Auge euch, das trübe,  
 Wo dämmernd sich Erinnerung facht,  
 Und dann: wach auf, o heil’ge Liebe!“

„Und wo im Schlafe zitternd noch  
 Vom Opiat die Pulse klopfen,  
 Das Auge dürr, und gäbe doch  
 Sein Sonnenlicht um einen Tropfen, —  
 O, rüttle sanft: ‚Verarmter, sent’  
 Die Blicke in des Aethers Schöne,  
 Ros’ einem blonden Kind und denk’  
 An der Begeistrung erste Thräne.“

So rief die Zeit, so ward mein Amt  
 Von Gottes Gnaden mir gegeben,  
 So mein Beruf mir angestammt,  
 Im frischen Muth, im warmen Leben;  
 Ich frage nicht, ob ihr mich nennt,  
 Nicht fröhnen mag ich kurzem Ruhme,  
 Doch wißt: wo die Sahara brennt,  
 Im Wüstenland, steht eine Blume,

Farblos und Duftes baar, nichts weiß  
 Sie, als den frommen Thau zu hüten  
 Und dem Verschmachtenden ihn leiz  
 In ihrem Kelche anzubieten.  
 Vorüber schlüpft die Schlange scheu,  
 Und Pfeile ihre Blicke regnen,  
 Vorüber rauscht der stolze Leu,  
 Allein der Pilger wird sie segnen.

---

### Meine Todten.

Wer eine ernste Fahrt beginnt,  
 Die Muth bedarf und frischen Wind,  
 Er schaut verlangend in die Weite  
 Nach eines treuen Auges Brand,  
 Nach einem warmen Druck der Hand,  
 Nach einem Wort, das ihn geleite.

Ein ernstes Wagen heb' ich an,  
 So tret' ich denn zu euch hinan,  
 Ihr meine stillen strengen Todten!  
 Ich bin erwacht an eurer Gruft,  
 Aus Wasser, Feuer, Erde, Luft  
 Hat eure Stimme mir geboten.

Wenn die Natur in Hader lag  
 Und durch die Wolkenwirbel brach  
 Ein Funke jener tausend Sonnen, —  
 Sprecht aus der Elemente Streit  
 Ihr nicht von einer Ewigkeit  
 Und uner schöpften Lichtes Bronnen?

Am Hange schlich ich, krank und matt,  
 Da habt ihr mir das welcke Blatt  
 Mit Warnungsflüstern zugetragen,  
 Gelächelt aus der Welle Kreis,  
 Habt aus des Angers starrem Eis  
 Die Blumenaugen aufgeschlagen.

Was meine Adern muß durchziehen,  
 Sah ich's nicht flammen und verglühn,  
 An eurem Schreine nicht erkalten?  
 Vom Auge hauchtet ihr den Schein,  
 Ihr meine Richter, die allein  
 In treuer Hand die Wage halten.

Kalt ist der Druck von eurer Hand,  
 Erloschen eures Blickes Brand,  
 Und euer Laut der Oede Odem;  
 Doch keine andre Rechte drückt  
 So traut, so hat kein Aug' geliebt,  
 So spricht kein Wort, wie Grabesbrodem!

Ich fasse eures Kreuzes Stab  
 Und beuge mein Stirn hinab  
 Zu eurem Gräserhauch, dem stillen:  
 Zumeist geliebt, zuerst begrüßt,  
 Laßt lauter, wie der Aether fließt,  
 Mir Wahrheit in die Seele quillen!

---



## Katharine Schücking.

Du hast es nie geahnet, nie gewußt,  
Wie groß mein Lieben ist zu dir gewesen,  
Nie hat dein klares Aug' in meiner Brust  
Die scheuverbüllte Runenschrift gelesen;  
Wenn du mir freundlich reichtest deine Hand  
Und wir zusammen durch die Grüne wallten,  
Nicht wußtest du, daß wie ein Götterpfand  
Ich, wie ein köstlich Kleinod sie gehalten.

Du sahst mich nicht, als ich, ein heftig Kind,  
Vom ersten Ruß der jungen Muse trunken,  
Im Garten kniete, wo die Quelle rinnt,  
Und weinend in die Gräser bin gesunken;  
Als zitternd ich gedreht der Thüre Schloß,  
Da ich zum ersten Mal dich sollte schauen,  
Westphalens Dichterin, und wie da floß  
Durch mein bewegtes Herz ein selig Grauen.

Sehr jung war ich und sehr an Liebe reich,  
Begeisterung der Hauch, von dem ich lebte;  
Ach! Manches ist zerstäubt, der Asche gleich,  
Was einst als Flamme durch die Adern bebt!  
Mein Blick war klar und mein Erkennen stark,  
Von seinem Throne mußte manches steigen,  
Und was ich einst genannt des Lebens Mark,  
Das fühl' ich jetzt mit frischem Stolz mein eigen.

So scheut' ich es, als fromme Schülerin,  
Dir wieder in das dunkle Aug' zu sehen,  
Ich wollte nicht vor meiner Meisterin  
Hochmüthig, mit bedecktem Haupte, stehen.  
Auch war ich krank, mein Sinnen sehr verwirrt,  
Und keinen Namen mocht' ich sehndend nennen;

Doch hat dies deine Liebe nicht geirrt,  
Du drangst zu mir nach langer Jahre Trennen.

Und als du vor mich tratest, fest und klar,  
Und blicktest tief mir in der Seele Gründe,  
Da ward ich meiner Schwäche wohl gewahr,  
Was ich gedacht, das schien mir schwere Sünde.  
Dein Bild, du Starke, in der Läuterung Brand  
Stieg wie ein Phönix aus der Asche wieder,  
Und tief im Herzen hab' ich es erkannt,  
Wie zehnfach größer du als deine Lieder.

Du sahst, Bescheidne, nicht, daß damals hier  
Aus deinem Blick Genesung ich getrunken,  
Daß deines Mundes Laute damals mir  
Wie Naphtha in die Seele sind gesunken.  
Ein jedes Wort, durchsichtig wie Krystall  
Und kräftig gleich dem edelsten der Weine,  
Schien mir zu rufen: „Auf! der Launen Ball,  
Steh auf! erhebe dich, du Schwach' und Kleine!“

Nun bist du hin! von Gottes reinstem Bild  
Ist nur ein grüner Hügel uns geblieben,  
Den heut umziehn die Winterstürme wild  
Und die Gedanken Derer, die dich lieben.  
Auch hör' ich, daß man einen Kranz gelegt  
Von Lorbeer in des Grabes dunkle Moose;  
Doch ich, Kathinka, widme dir bewegt  
Den Epheu und die dornenvollste Rose.

---

## Nach dem Angelus Silesius.

Deß Menschen Seele du, vor Allem wunderbar,  
Du Alles und auch Nichts, Gott, Priester und Altar,  
Kein Pünktchen durch dich selbst, doch über alles Maß  
Reich in geschenktem Gut, und als die Engel baß;  
Denn höher steht dein Ziel, Gott ähnlich sollst du werden;  
So, Seele, bist du's schon; denn was zum Glück und Ruhm  
In dir verborgen liegt, es ist dein Eigenthum,  
Ob unentwickelt auch, wie's Keimlein in der Erden  
Nicht minder als der Baum, und wie als Million  
Nichts Andres ist die Eins, bist du ihm gleich, sein Sohn,  
So wie dem Tropfen Blut, der aus der Wunde quillt,  
Ganz ähnlich ist das Roth, das noch die Adern füllt;  
Nicht Kletten trägt die Ros', der Dornstrauch keine Reben,  
Drum, Seele, stürbest du, Gott müßt' den Geist aufgeben.

Ja, Alles ist in dir, was nur das Weltall beut,  
Der Himmel und die Höll', Gericht und Ewigkeit,  
Gott ist dein Richter nicht, du mußt dir selbst verzeihn,  
Sonst an des Höchsten Thron stehst du in ew'ger Pein;  
Er, der dem Suchenden noch nie verlöscht die Spur,  
Er hat selbst Satan nicht verdammt nach Zeit und Ort;  
Deß unergründlich Grab ist seine Zucht nur:  
Wär' er des Himmels Herr, er brennte ewig fort,  
Wie Gott im Höllenpfuhl wär' selig für und für,  
Und, Seele, bist du treu, so steht dies auch bei dir.

Also ist deine Macht auch heute schon dein eigen,  
Du kannst, so oft du willst, die Himmelsleiter steigen;  
Ort, Raum sind Worte nur, von Trägheit ausgedacht,  
Die nicht Bedürfniß in dein Wörterbuch gebracht.  
Dein Aug' ist Blick und Ru, dein Flug bedarf nicht Zeit,  
Und im Moment ergreifst du Gott und Ewigkeit;

Allein der Sinne Schrift, die mußt du dunkel nennen,  
Da dir das Werkzeug fehlt, die Lettern zu erkennen;  
Nur Geist'ges faßt der Geist; ihm ist der Leib zu schwer,  
Du schmedst, du fühlst, du riechst, und weißt um gar  
nichts mehr;

Hat nicht vom Tröpfchen Thau die Eigenschaft zu messen  
Jahrtausende der Mensch vergebens sich vermessen?  
Drum, plagt dich Irdisches, du hast es selbst bestellt,  
Viel näher als dein Kleid ist dir die Geisterwelt!

Faßt's nicht zuweilen dich, als müßtest in der That  
Du über dich hinaus, das Ganze zu durchdringen,  
Wie jener Philosoph um einen Punkt nur bat,  
Um dann der Erde Ball aus seiner Bahn zu schwingen?  
Fühlst du in Demuth so, in Liebesflammen rein,  
Dann ist's der Schöpfung Markt, laß dir nicht leide sein!  
Dann fühlst du dich von Gott als Wesenheit begründet,  
- Wie Quelle an dem Strand, wo Ocean sich ründet.

So sei denn freudig, Geist, da Nichts mag größer sein,  
So wirf dich in den Staub, da Nichts wie du so klein!  
Du Würmchen in dir selbst, doch reich durch Gottes Hört,  
So schlummre, schlummre nur, mein Seelchen, schlummre fort!  
Was rennst, was mühst du dich, zu mehren deine That?  
Halt nur den Acker rein, dann sprießt von selbst die Saat;  
In Ruhe wohnt die Kraft, du mußt nur ruhig sein,  
Durch offne Thür und Thor die Gnade lassen ein;  
Dann wird aus lockerm Grund dir Myrt' und Balsam steigen,  
Er kömmt, er kömmt, dein Lieb, gibt sich der Braut zu eigen,  
Mit sich der Krone Glanz, mit sich der Schösser Pracht,  
Um die sie nicht gefreit, an die sie nicht gedacht!

---

## Gruß.

An Wilhelm Funkmann.

Mein Lämpchen zuckt, sein Docht verglimmt,  
Die Funken knistern im Kamine,  
Wie eine Nebeldecke schwimmt  
Es an des Saales hoher Bühne;  
Im Schneegeästöber schläft die Luft,  
Am Scheite ist das Harz entglommen,  
Mich dünkt, als spür' ich einen Duft  
Wie Weihrauch an der Gruft des Frommen.

Dies ist die Stunde, das Gemach,  
Wo sich Gedanken mögen wiegen,  
Verklungne Laute hallen nach,  
Es dämmert in verloschnen Zügen;  
Im Hirne summt es wie ein Lied,  
Das mit den Flocken möchte steigen  
Und, flüsternd wie der Hauch im Ried,  
An eines Freundes Locke neigen.

Schon seh' ich ihn, im gelben Licht,  
Das seines Ofens Flamme spielt,  
Er selbst ein wunderbar Gedicht,  
Begriffen schwer, doch leicht gefühlet.  
Ich seh' ihn, wie, die Stirn gestützt,  
Er leise lächelt in Gedanken;  
Wo weilen sie? — wo blühen icht  
Und treiben diese zarten Ranken?

Baun sie im schlichten Haidekraut  
Ihr Nestchen sich aus Immortellen?  
Sind mit der Flocke sie gethaut  
Als Thräne, wo die Gräber schwellen?

Vielleicht in fernem, fernem Land  
 Wie Nachtigallen fortgezogen,  
 Oder am heiligen Meeresstrand,  
 Gleich der Morgana auf den Wogen.

Ihm hat Begeisterung, ein Orkan,  
 Des Lebens Cedern nicht gebeuget,  
 Nicht sah er sie als Flamme nahn,  
 Die lodern durch den Urwald steigt;  
 Rein, als entschlief der Morgenwind,  
 Am Strauche summten fromme Bienen,  
 Da ist der Herr im Säuseln lind  
 Gleich dem Elias ihm erschienen.

Und wie er sitzt so vorgebeugt,  
 Die hohe Stirn vom Schein umflossen,  
 Das Ohr wie fremden Tönen neigt  
 Und lächelt geistigen Genossen,  
 Ein lichter Blitz in seinem Aug',  
 Wie ein verirrter Strahl aus Eden, —  
 Da möcht' ich leise, leise auch  
 Als Aeolsharfe zu ihm reden.

### Junge Liebe.

Ueber dem Brunnlein nicket der Zweig,  
 Waldbögel zwitschern und flöten,  
 Wild Anemon' und Schlehdorn bleich  
 Im Abendstrahle sich röthen,  
 Und ein Mädchen mit blondem Haar  
 Beugt über der glitzernden Welle,  
 Schlantes Mädchen, kaum fünfzehn Jahr,  
 Mit dem Auge der scheuen Gazelle.

Ringelblumen blättert sie ab:  
„Liebt er, liebt er mich nimmer?“  
Und wenn „liebt“ das Oratel gab,  
Um ihr Antlitz gleitet ein Schimmer;  
„Liebt er nicht“ — o Grimm und Grauß!  
Daß der Himmel den Blüthen gnade!  
Gras und Blumen, den ganzen Strauß  
Wirft sie zürnend in die Cascade.

Gleitet dann in die Kräuter lind,  
Ihr Auge wird ernst und sinnend;  
Frommer Eltern heftiges Kind,  
Nur Minne nehmend und minnend,  
Kannte sie nie ein anderes Band  
Als des Blutes, die schüchterne Hinde;  
Und nun Einer, der nicht verwandt —  
Ist das nicht eine schwere Sünde?

Muthlos seufzet sie niederwärts  
In argem Schämen und Grämen,  
Will zuletzt ihr verstocktes Herz  
Recht ernstlich in Frage nehmen.  
Abenteuer sinnet sie aus:  
Wenn das Haus nun stände in Flammen  
Und um Hülfe riefen heraus  
Der Karl und die Mutter zusammen?

Plötzlich ein Perlenregen dicht  
Stürzt ihr glänzend aus beiden Augen,  
In die Kräuter gedrückt ihr Gesicht,  
Wie das Blut der Erde zu saugen,  
Aust sie schluchzend: „Ja, ja, ja!“  
Ihre kleinen Hände sich ringen,  
„Retten, retten würd' ich Mama  
Und zum Karl in die Flamme springen!“

---

### Das vierzehnjährige Herz.

Er ist so schön! — sein lichter Haar,  
 Das möcht' ich mit keinem vertauschen,  
 Wie seidene Fäden so weich und klar,  
 Wenn zarte Löckchen sich bauschen;  
 Oft streichl' ich es, dann lacht er traun,  
 Nennt mich „seine alberne Farbe“;  
 Es ist nicht schwarz, nicht blond, nicht braun,  
 Nun rathet, wie nennt sich die Farbe?

Und seine Geberde ist königlich,  
 Geht majestätisch zu Herzen,  
 Zuckt er die Braue, dann fürcht' ich mich  
 Und möchte auch weinen vor Schmerzen;  
 Und wieder seh' ich sein Lächeln blühen,  
 So klar wie das reine Gewissen,  
 Da möchte ich gleich auf den Schemel knien  
 Und die guten Hände ihm küssen.

Heut bin ich in aller Frühe erwacht;  
 Beim ersten Glitzern der Sonnen,  
 Und habe mich gleich auf die Sohlen gemacht  
 Zum Hügel drüben am Bronnen;  
 Erdbeeren fand ich, glüh wie Rubin,  
 Schau, wie im Korbe sie lachen!  
 Die stell' ich ihm nun an das Lager hin,  
 Da sieht er sie gleich beim Erwachen.

Ich weiß, er denkt mit dem ersten Blick:  
 „Das that meine alberne Farbe!“  
 Und freundlich streicht er das Haar zurück  
 Von seiner rühmlichen Narbe,  
 Ruft mich bei Namen und zieht mich nah,  
 Daß Thränen die Augen mir trüben;  
 Ach, er ist mein herrlicher Vater ja,  
 Soll ich ihn denn nicht lieben, nicht lieben!



## Kinderspiel.

Wie sind meine Finger so grün,  
Blumen hab' ich zerrissen;  
Sie wollten für mich blühn  
Und haben sterben müssen.  
Sie neigten sich in mein Angesicht  
Wie fromme schüchterne Lieder,  
Ich war in Gedanken, ich achtet's nicht  
Und bog sie zu mir nieder,  
Zerriß die lieben Glieder  
In sorgenlosem Muth.  
Da floß ihr grünes Blut  
Um meine Finger nieder;  
Sie klagten nicht, sie weinten nicht,  
Sie starben ohne Laut,  
Nur dunkel ward ihr Angesicht,  
Wie wenn der Himmel graut.  
Sie konnten's mir nicht ersparen,  
Sonst hätten sie es gethan;  
Wo bin ich hingefahren  
In trübem Sinneswahn?  
O thöricht Kinderspiel,  
O schuldlos Blutvergießen!  
Gleicht's auch dem Leben viel,  
Laßt mich die Augen schließen,  
Denn was geschehn ist, ist geschehn,  
Und wer kann für die Zukunft stehn?

---

### Brennende Liebe.<sup>1</sup>

Und willst du wissen, warum  
 So sinnend ich manche Zeit,  
 Mitunter so thöricht und dumm,  
 So unverzeihlich zerstreut,  
 Willst wissen auch ohne Gnade,  
 Was denn so Liebes enthält  
 Die heimlich verschlossene Lade,  
 An die ich mich öfters gestellt?

Zwei Augen hab' ich gesehn,  
 Wie der Strahl im Gewässer sich bricht,  
 Und wo zwei Augen nur stehn,  
 Da denke ich an ihr Licht.  
 Ja, als du neulich entwandtest  
 Die Blume vom blühenden Rain  
 Und „Oculus Christi“ sie nanntest,  
 Da fielen die Augen mir ein.

Auch gibt's einer Stimme Ton,  
 Tief, zitternd, wie Hornes Hall,  
 Die thut's mir völlig zum Hohn,  
 Sie folgt mir überall.  
 Als jüngst im flimmernden Saale  
 Mich quälte der Geigen Gegell,  
 Da hört' ich mit einem Male  
 Die Stimme im Violoncell.

Auch weiß ich eine Gestalt,  
 So leicht und kräftig zugleich,  
 Die schreitet vor mir im Wald  
 Und gleitet über den Teich;

<sup>1</sup> Crataegus pyracantha, auch sonst der „brennende Busch“ genannt.

Ja, als ich eben in Sinnen  
Sah über des Mondes Aug'  
Einen Wolkenstreifen zerrinnen,  
Da war ihre Form, wie ein Rauch.

Und höre, höre zuletzt,  
Dort liegt, da drinnen im Schrein,  
Ein Tuch mit Blute genezt,  
Das legte ich heimlich hinein.  
Er rißte sich nur an der Schneide,  
Als Beeren vom Strauch er mir hieb,  
Nun hab' ich sie alle Weide,  
Sein Blut und meine brennende Lieb'.

---

### Der Brief aus der Heimat.

Sie saß am Fensterrand im Morgenlicht  
Und starrte in das aufgeschlagne Buch,  
Die Zeilen zählte sie und wußt' es nicht,  
Ach weithin, weithin der Gedanken Flug!  
Was sind so ängstlich ihre nächt'gen Träume?  
Was scheint die Sonne durch so öde Räume?  
— Auch heute kam kein Brief, auch heute nicht.

Seit Wochen weckte sie der Lampe Schein,  
Hat bebend an der Stiege sie gelauscht,  
Wenn plötzlich am Gemäuer knackt der Schrein,  
Ein Fensterladen auf im Winde rauscht, —  
Es kömmt, es naht, die Sorgen sind geendet!  
Sie hat gefragt, sie hat sich abgewendet  
Und schloß sich dann in ihre Kammer ein.

Kein Lebenszeichen von der liebsten Hand,  
Von jener, die sie sorglich hat gelenkt,

Als sie zum ersten Mal zu festem Stand  
Die zarten Kinderfüßchen hat gesenkt;  
Versprengter Tropfen von der Quelle Rande,  
Harrt sie vergebens in dem fremden Lande;  
Die Tage schleichen hin, die Woche schwand.

Was ihre rege Phantasie geweckt?  
Ach, Eine Leiche sah die Heimat schon,  
Seit sie den unbedachten Fuß gestreckt  
Auf fremden Grund und hörte fremden Ton;  
Sie küßte scheidend jung' und frische Wangen,  
Die jetzt von tiefer Grabesnacht umfassen;  
Ist's Wunder, daß sie tödtlich aufgeschreckt?

In Träumen steigt das Krankenbett empor,  
Und Züge dämmern, wie in halber Nacht;  
Wer ist's? — sie weiß es nicht und spannt das Ohr,  
Sie horcht mit ihrer ganzen Seele Macht;  
Dann fährt sie plötzlich auf beim Windesrauschen  
Und glaubt dem matten Stöhnen noch zu lauschen  
Und kann erst spät begreifen, daß sie wacht.

Doch sieh, dort fliegt sie übern glatten Flur,  
Ihr aufgelöstes Haar umfließt sie rund,  
Und zitternd ruft sie, mit des Weinens Spur:  
„Ein Brief, ein Brief, die Mutter ist gesund!“  
Und ihre Thränen stürzen wie zwei Quellen,  
Die übertoll aus ihren Ufern schwellen;  
Ach, eine Mutter hat man Einmal nur!

---

## Ein braver Mann.

Noch lag, ein Wetterbrotem, schwer  
Die Tyrannei auf Deutschlands Gauen,  
Die Wachen schlichen scheu umher,  
Die Menge schlief in dumpfem Grauen;  
Ein Seufzer schien der Morgenwind  
Aus angstgepreßter Brust zu brechen;  
Nur die Kanone durfte sprechen,  
Und lächeln durfte nur das Kind.

Da lebt' im Frankenland ein Mann,  
Der bittre Stunden schon getragen,  
In drängenden Geschickes Bann  
Gar manche Täuschung sonder Klagen;  
Ihm war von seiner Ahnen Flur  
Der edle Name nur geblieben,  
Von allen, allen Jugendtrieben  
Des Herzens warm Gedanken nur.

Durch frühes Siechthum schwer gebeugt  
Und jeglichem Beruf verdorben,  
Hätt' oft er gern das Haupt geneigt  
Und wär' in Frieden nur gestorben;  
An seinen Schläfen lagen schon  
Mit vierzig Jahren weiße Garben,  
Und seiner Züge tiefe Narben  
Verriethen steter Sorge Frohn.

Doch freundlich trug er jeden Dorn,  
Der auf dem Pfade ihm begegnet,  
Geßlagen von des Schicksals Zorn,  
Doch von der Götter Hand gesegnet.  
Und eine Kunst war ihm beschied,  
So mild wie seiner Seele Hauch:

Sein Pinsel ließ die Wiesen rauchen  
Und flammen des Vulkans Herd.

Es waren Bilder, die mit Lust  
Ein unverdorbnes Herz erfüllen,  
Wie sie entsteigen warmer Brust  
Und reiner Phantasie entquillen;  
Doch Mäklern schienen sie zu zart,  
Den Stempel hoher Kunst zu tragen;  
So hat er schwer sich durchgeschlagen  
Und täglich am Bedarf gespart.

Da ward in Winterabends Lauf  
Ein Brief ihm von der Post gesendet;  
Er riß bestürzt das Siegel auf:  
O Gott, die Sorgen sind beendet!  
Des fernen Betters Todtenschein  
Hat als Agnaten ihn berufen,  
Er darf nur treten an die Stufen,  
Die reichen Lehen harren sein!

Wer denkt es nicht, daß ihm gepreßt  
Aus heißer Wimper Thränen floßen?  
Dann plötzlich steht sein Auge fest,  
Der Zähren Quelle ist geschlossen.  
Er ließt, er tunkt die Feder ein,  
Hat nur Sekunden sich berathen,  
Und an den nächsten Lehnsagnaten  
Schreibt muthig er beim Lampenschein:

„Wohl sagt man, daß Tyrannenmacht  
Nicht Eides<sup>1</sup> Band vermag zu schlingen,  
Doch wo in uns ein Zweifel wacht,  
Da müssen wir zum Besten ringen.

<sup>1</sup> Der Gulbigungsseid, den er als Grundbesitzer hätte leisten müssen.

Nimm hin der Väter liebes Schloß,  
— O, würd' ich einstens dort begraben! —  
Ich bin gewöhnt, nicht viel zu haben,  
Und mein Bedürfniß ist nicht groß.“

Wer unter euch von Opfern spricht,  
Von edleren, und Märtrerzeichen,  
Der sah gewiß noch Jahre nicht,  
Nicht vierzig Jahr' in Sorg' entschleichen!  
Ihr, die mit Stärke prunkt und gleich  
Euch drängt zu stolzer Thaten Weihe:  
— Er war ein Mann wie Wachs so weich,  
Nur stark in Gott und seiner Treue.

Und wie es ferner ihm erging?  
Er hat gemalt, bis er gestorben,  
Zulezt, in langer Jahre Ring,  
Ein schmal Vermögen sich erworben;  
Nie hat auf der Begeistrung Höh'  
Sein schamhaft Schweigen er gebrochen,  
Und keine Seele hat gesprochen  
Von seinem schweren Opfer je.

Zweimal im Leben gab das Glück  
Vor seinem Antlitz mir zu stehen,  
In seinem mildbescheiden Blick  
Des Geistes reinen Blick zu sehen.  
Und im December hat man dann  
Des Sarges Deckel zugeschlagen  
Und still ihn in die Gruft getragen.  
— Das ist das Lied vom braven Mann.

## Stammbuchblätter.

## 1.

## Mit Laura's Bild e.

Im Namen eines Freundes.

Um einen Myrtenzweig sich zu ersingen,  
 Schickt seinen Schwan Petrarca Lauren nach,  
 Mit Lorbeerreisern füllt er das Gemach,  
 Doch kann er in den Myrtenhain nicht dringen.

Da zieht er durch die Welt mit hellem Klingen,  
 Schlägt mit den Flügeln an das theure Haus,  
 Man reicht ihm den Cypressenkranz hinaus,  
 Allein die Myrte kann er nicht erringen.

Mein Freund, wohl ist der Lorbeer uns versagt,  
 Doch laß uns um den schönen Preis nicht klagen,  
 Von Dornen und Cypressen rings umragt.

Will es in einer Laura Blick mir tagen,  
 Dann hab' ich gern dem schweren Kranz entsagt,  
 Die kleine Myrte läßt sich leichter tragen.

## 2.

## An Henricke von Hohenhausen.

Wie lieb, o Nähe; Ferne, ach wie leid;  
 Wie bald wird Gegenwart Vergangenheit!  
 Warum hat Trauer denn so matten Schritt,  
 Da doch so leicht die frohe Stunde glitt?  
 Ach, wer mir liebe Stunden könnte bannen,  
 Viel werther sollt' er sein, als der vermöchte  
 Der trüben schlaffe Sehnen anzuspannen,  
 Denn Leid im Herzen wirbt sich theure Rechte,  
 Und wer es nimmt, der nimmt ein Kleinod mit.



Reich' mir die Hand, du hast mich froh gemacht!  
In öder Fremde hab' ich dein gedacht,  
Werd' oft noch sinnen deinem Blicke nach,  
So mildes Auge hellt den trübsten Tag.  
Laß Ferne denn zur Nähe sich gestalten  
Durch Wechselwort und inniges Gedenken.  
Reich' mir die Hand — ich will sie treulich halten,  
Und drüber her mag immergrün sich senken  
Der Lannenzweig, ein schirmend Wetterdach.

---

### Nachruf an Henriette von Hohenhausen.<sup>1</sup>

An deinem Sarge standen wir,  
Du fromme milde Leidenspalme,  
Wir legten in die Hände dir  
Des Lenzes linde Blüthenhalme;  
An deiner Brust, wie eingeknickt,  
Die blauen Seidenschleifen lagen;  
So, mit der Treue Bild geschmückt,  
Hat man dich in die Gruft getragen.

Die Sonne sticht, der Regen rauscht —  
Wir sitzen schweigend und bekloffen;  
Es knirrt im Flur, und Jeder lauscht,  
Als dächten wir, du könntest kommen;  
In jedem Winkel suchen wir  
Nach deinem Lächeln, deinem Blicke,  
Wer lehnte je am Busen dir,  
Und fühlt im Herzen keine Lücke?

<sup>1</sup> Henriette von Hohenhausen, in Herford geboren, starb im April des Jahres 1843 zu Münster. Sie ist Verfasserin verschiedener Erzählungen, Gedichte und Jugendschriften, die sich durch sittlich religiöse Richtung und große Gemüthlichkeit auszeichnen.

Daß dein Erkennen stark und klar,  
Auch Andre mögen's mit dir theilen,  
Doch daß du so gerecht und wahr,  
Daß Segen jede deiner Zeilen,  
Der Odem, den dein Leben sog,  
Der letzte noch, ein Liebeszeichen —  
Daß, Henriette, stellt dich hoch  
Ob Andre, die an Geist dir gleichen!

Du warst die Seltne, die gehorcht  
Des Ruhmes lodender Sirene  
Und keine Lünche je geborgt  
Und keine süßen Taumeltöne;  
Die jede Perl' aus ihrem Hort  
Vor Gottes Auge erst getragen,  
Um ernstes wie um heitres Wort,  
Um keines durst' im Tode zagen.

Am Sarge fällt die Blüthe ab,  
Zerrinnt der Glorie Zauberschemen,  
Dein Vorbeerreis, es bleibt am Grab,  
Du kannst es nicht hinüber nehmen;  
Doch vor dem Richter kannst du knien,  
Die reinen Hände hoch gefaltet:  
„Sieh, Herr, die Pfunde, mir verliehn,  
Ich habe redlich sie verwaltet.“

Nicht möcht' ich einen kalten Stein  
Ob deinem warmen Herzen sehen,  
Auch keiner glühen Rosen Schein,  
Die üppig unter Dornen wehen;  
Des Sinnlaubs immergrünen Stern  
Möcht' ich um deinen Hügel ranken,  
Und überm Grüne säh' ich gern  
Die segensreiche Aehre schwanken.

---

## Vanitas vanitatum!

R. i. p.

Ihr saht ihn nicht im Glücke,  
Als Schaaren ihm gefolgt,  
Mit Einem seiner Blicke  
Er jeden Haß erdolcht,  
Das Blut an seinen Händen  
Wie Königspurpur fast,  
Und flammenden Geländen  
Entstieg des Nimbus Glast;

Sah nicht, wie stolz getragen  
Schulfreund und Kamerad  
Die Stirn, mit welchem Zagen  
Der Fremdling ihm genah,  
Wenn mit Kolosses Schreiten  
Das Klippenthor er stieß,  
Die kleinen Segel gleiten  
An seiner Sohle ließ.

Ihr habt ihn nicht gesehen,  
Ihr Augen jugendklar,  
Du Haupt, wo Ringel wehen  
Von süßem Lockenhaar;  
Jünglinge, blühnde Frauen,  
Ihr saht ihn nicht im Glanz,  
Ihn, seines Landes Grauen  
Und allergrünsten Kranz.

Vielleicht doch saht ihr streifen  
Den alten kranken Leun,  
Sah seine Mähne schleifen  
Und zittern sein Gebein;

Sah, wie die breiten Pranken  
Er matt und stöhnend hob,  
Wie taumelnd seine Flanken  
Er längs der Mauer schob.

Und Scheitel saht ihr, weiße,  
Am Fensterglase spähn,  
Die dann mit scheuem Fleiße  
Sich hintern Vorhang drehn;  
Bernahmt der Knaben Lachen,  
Der Greise schmerzlich Ach,  
Wenn er im freien flachen  
Geländ' zusammen brach.

Allein ihr horcht, als rede  
Ich von dem Tartarchan,  
Mit Augen weit und öde  
Starrt ihr euch lange an,  
Und Einer ruft: „O schauet,  
Wie man ein Ehrenmal  
Obscurem Burschen bauet!  
Wer war der General?“

### Instinkt.

Bin ich allein, verhallt des Tages Rauschen,  
Im frischen Wald, im braunen Haideland,  
Um mein Gesicht die Gräser nickend hauschen,  
Ein Vogel flattert an des Nestes Rand,  
Und mir zu Füßen liegt mein treuer Hund,  
Gleich Feuerwürmern seine Augen glimmen —  
Dann kommen mir Gedanken, ob gesund,  
Ob krank, das mag ich selber nicht bestimmen.

Ergründen möcht' ich, ob das Blut, das grüne,  
 Kein Lebenspuls durch jene Kräuter trägt,  
 Ob *Dionaea*<sup>1</sup> um die kühne Biene  
 Bewußtlos ihre rauhen Neze schlägt,  
 Was in dem weißen Sterne<sup>2</sup> zuckt und greift,  
 Wenn er, die Fäden streckend, leise schauert,  
 Und ob, vom Duft der Menschenhand gestreift,  
 Gefühllos ganz die Sensitive trauert?

Und wieder muß ich auf den Vogel sehen,  
 Der dort so zürnend seine Federn sträubt,  
 Mit kriegerischem Schrei mich aus den Nähen  
 Der nackten Brut nach allen Kräften treibt.  
 Was ist Instinkt? — tiefsten Gefühles Herd;  
 Instinkt trieb auch die Mutter zu dem Kinde,  
 Als jene Fürstin, von der Glut verzehrt,<sup>3</sup>  
 Als Heil'ge ward posaunt in alle Winde.

Und du, mein zott'ger Tremm, der schlafestrunken  
 Noch ob der Herrin wacht und durch das Grün  
 Läßt blinzelnd streifen seiner Blicke Funken,  
 Sag' an, was deine klugen Augen glühn?  
 Ich bin es nicht, die deine Schale füllt,  
 Nicht gab der Nahrung Trieb dich mir zu eigen,  
 Und mit der Sklavenpeitsche kann mein Bild  
 Noch minder dir im dumpfen Hirne steigen.

Wer kann mir sagen, ob des Hundes Seele  
 Hinaufwärts, oder ob nach unten steigt?  
 Und müde, müde drück' ich in die Schmehle  
 Mein Haupt, wo siedend der Gedanke steigt.  
 Was ist es, das ein hungermattes Thier,  
 Mit dem gestohlenen Brode für das bleiche

<sup>1</sup> *Dionaea muscipula*, auch die „Fliegenfalle“ genannt.

<sup>2</sup> *Sparrmannia*.

<sup>3</sup> Beim Fest des Fürsten Schwarzenberg während des Wiener Congresses.

Blutrünst'ge Antlitz, in das Waldbrevier,  
Läßt flüchten und verschmachten bei der Leiche?

Das sind Gedanken, die uns könnten tödten,  
Den Geist betäuben, rauben jedes Glück,  
Mit tausendfachem Mord die Hände röthen,  
Und leise schauernd wend' ich meinen Blick.  
O schlimme Zeit, die solche Gäste rief.  
In meines Sinnes harmlos lichte Bläue!  
O schlechte Welt, die mich so lang und tief  
Ließ grübeln über eines Pudels Treue!

---

### Die rechte Stunde.

Im heitern Saal beim Kerzenlicht,  
Wenn alle Lippen sprühen Funken,  
Und gar vom Sonnenscheine trunken,  
Wenn jeder Finger Blumen bricht,  
Und vollends an geliebtem Munde,  
Wenn die Natur in Flammen schwimmt, —  
Das ist sie nicht, die rechte Stunde,  
Die dir der Genius bestimmt.

Doch wenn so Tag als Lust versant,  
Dann wirst du schon ein Plätzchen wissen,  
Vielleicht in deines Sopha's Rissen,  
Vielleicht auf einer Gartenbank:  
Dann klingt's wie halbverstandne Weise,  
Wie halbverwischter Farben Guss  
Verrinnt's um dich, und leise, leise  
Berührt dich dann dein Genius.

---

## Der zu früh geborene Dichter.

Acht Tage zählt' er schon, eh ihn  
Die Amme konnte stillen,  
Ein Würmchen, saugend kümmerlich  
An Zucker und Kamillen;  
Statt Nägel nur ein Häutchen lind,  
Däumlein wie Vogelsporen,  
Und Jeder sagte: „Armes Kind!  
Es ist zu früh geboren!“

Doch wuchs er auf, und mit der Zeit  
Hat Leben sich entwickelt,  
Mehr als der Doktor prophezeit,  
Und hätt' er ihn zerstückelt;  
Im zähen Körper zeigte sich  
Zäh wilder Seele Streben;  
Einmal erfasst — dann sicherlich  
Hielt er, auf Tod und Leben.

In Büchern hat er sich studirt  
Hohläugig und zu Schanden  
Und durch sein glühes Hirn geführt  
Zahllose Lieberbanden.  
Ein steter Drang — hinauf! hinauf!  
Und ringsum keine Palme;  
So klonn er an der Weide auf  
Und jauchzte in die Alme.

Zwar dünkt' ihn oft, bei trübem Muth,  
Sein Baldachin von Laube  
So köstlich wie ein alter Hut,  
Wie 'ne zerrißne Haube;  
Allein dies schalt man „eitlem Drang,  
Mit Würde abzutrumphen!“

Und Alles, was er sah, das sang  
Herab vom Weidenstumpfen.

So ward denn eine werthe Zeit  
Vertrödelst und verstammelt,  
Lichtblonde Liederlein juchheit  
Und Weidenduft gesammelt;  
Wohl fielen Thränen in den Flaum  
Und schimmerten am Raine,  
Erfasste ihn der glühe Traum  
Von einem Palmenhaine.

Und als das Leben ausgebrannt  
Und fühlte sich vergehen,  
Da sollt' wie Moses er das Land  
Der Gottverheißung sehen:  
Er sah, er sah sie Schaft an Schaft  
Die heil'gen Kronen tragen,  
Und drunter all die frische Kraft  
Der edlen Sprossen ragen.

Und Lieber hört' er, Melodien,  
Wie ihm im Traum geklungen,  
Wenn ein Krystall der Gletscher schien  
Und Adler sich geschwungen;  
Durch das smaragdne Niesenlaub  
Sah er die Lyra blinken  
Und über sie gleich goldnem Staub  
Levante's Aether sinken.

O, wie zusammen da im Fall  
Die alten Töne schwirrten,  
Im Busen die Gefangnen all  
Mit ihren Ketten klrirten!  
„Ha, Leben, Jahre! und mein Sitz  
Ist in den Säulenwänden,



Auch meine Pyra soll den Blick  
Durch die Smaragden senden!"

Ach, arme Frist, an solchem Schaft  
Mit mattem Fuß zu klimmen,  
Die Sehne seiner Jugendkraft,  
Vermag er sie zu stimmen?  
Und bald erseufzt er: „Hin ist hin!  
Vertrödelst ist verloren!  
Die Scholle winkt, weh mir, ich bin  
Zu früh, zu früh geboren!"

---

### Noth.

Was redet ihr so viel von Angst und Noth  
In eurem tadellosen Treiben?  
Ihr frommen Leute, schlägt die Sorge todt,  
Sie will ja doch nicht bei euch bleiben!

Doch wo die Noth, um die das Mitleid weint,  
Nur wie der Tropfen an des Trinkers Hand,  
Indeß die dunkle Flut, die Keiner meint,  
Verborgnen steht bis an der Seele Rand —

Ihr frommen Leute wollt die Sorge kennen,  
Und habt doch nie die Schuld gesehn!  
Doch sie, sie dürfen schon das Leben nennen  
Und seine grauenvollen Höhn!

Hinauf schallt's wie Gesang und Loben,  
Und um die Blumen spielt der Strahl,  
Die Menschen wohnen still im Thal,  
Die dunklen Geier horsten droben.

---

## Die Bank.

Im Parke weiß ich eine Bank,  
 Die schattenreichste nicht von allen,  
 Nur Erlen lassen, dünn und schlant,  
 Darüber farge Streifen wallen;  
 Da sitz' ich manchen Sommertag  
 Und laß' mich rösten von der Sonnen,  
 Rings keiner Quelle Plätschern wach,  
 Doch mir im Herzen springt der Bronnen.

Dies ist der Fleck, wo man den Weg  
 Nach allen Seiten kann bestreichen,  
 Das staub'ge Gleis, den grünen Steg  
 Und dort die Richtung in den Eichen:  
 Ach manche, manche liebe Spur  
 Ist unterm Rade aufgeflogen!  
 Was mich erfreut, bekümmert, nur  
 Von drüben kam es hergezogen.

Du frommer Greis im schlichten Kleid,  
 Getreuer Freund seit zwanzig Jahren,  
 Dem keine Wege schlimm und weit,  
 Galt es den heil'gen Dienst zu wahren:  
 Wie oft sah ich den schweren Schlag  
 Dich drehn mit ungeschickten Händen,  
 Und langsam steigend nach und nach  
 Dein Räppchen an des Dammes Wänden.

Und du in meines Herzens Grund,  
 Mein lieber schlanker blonder Junge,  
 Mit deiner Büch' und braunem Hund,  
 Du klareß Aug' und muntre Zunge,  
 Wie oft hört' ich dein Pfeifen nah,  
 Wenn zu der Dogge du gesprochen,

Mein lieber Bruder warst du ja,  
Wie sollte mir das Herz nicht pochen?

Und Manches, was die Zeit verweht,  
Und Manches, was sie ließ erkalten,  
Wie Banquo's Königsreihe geht  
Und tragt es aus des Waldes Spalten.  
Auch was mir noch geblieben und  
Was neu erblüht im Lebensgarten,  
Der werthen Freunde heitrer Bund,  
Von drüben muß ich ihn erwarten.

So sitz' ich Stunden wie gebannt,  
Im Gestern halb und halb im Heute,  
Mein gutes Fernrohr in der Hand  
Und laß' es streifen durch die Weite.  
Am Damme steht ein wilder Strauch,  
O, schmähtlich hat mich der betrogen!  
Rührt ihn der Wind, so mein' ich auch,  
Was Liebes komme hergezogen!

Mit jedem Schritt weiß er zu gehn,  
Sich anzuformen alle Lüge;  
So mag er denn am Hange stehn,  
Ein werth Phantom, geliebte Lüge;  
Ich aber hoffe für und für,  
So fern ich mich des Lebens freue,  
Zu rösten an der Sonne hier,  
Geduld'ger Märtyrer der Treue.

---

Clemens von Droste.<sup>1</sup>

An seinem Denkmal saß ich, das Getreibe  
 Des Lebens schwoll und wogt' in den Aleen,  
 Ich aber mochte nur zum Himmel sehn,  
 Von dem ihr Silber goß die Mondenscheibe.  
 Und alle Schmerzensteime fühlt' ich sprießen,  
 Im Herzen sich entfalten, Blatt um Blatt,  
 Und allen Segen fühlt' ich niedersfließen  
 Um eines Christen heil'ge Schlummerstatt.

Da nahte durch die Gräser sich ein Rauschen,  
 Geflüster hallte an der Marmorwand,  
 Der mir so theure Name ward genannt,  
 Und leise Wechselrede hört' ich tauschen.  
 Es waren tiefe achtungsvolle Worte,  
 Und dennoch war es mir, als dürfe hier  
 Kein Anderer an dem geweihten Orte,  
 Kein Wesen ihn betrauern neben mir.

Wer könnte unter diesen Gräbern wandeln,  
 Der ihn gekannt wie ich, so manches Jahr,  
 Der seine Kindheit sah, so frisch und klar,  
 Des Jünglings Blut, des Mannes kräftig Handeln?  
 Welch fremdes Aug' hat in den ernsten Lettern,  
 Dem strengen Wort des Herzens Schlag erkannt?  
 Die Blitze saht ihr, aber aus den Wettern  
 Saht ihr auch segnen eines Engels Hand?

Sie standen da wie vor Pantheons Hallen,  
 Wie unter Bannern, unter Vorbeerlaub;  
 Ich saß an einem Hügel, wo zu Staub  
 Der Menschenherzen freundlichstes zerfallen.

<sup>1</sup> Clemens August Freiherr von Droste, Professor an der juristischen Fakultät zu Bonn, wurde im Jahr 1832, während eines Aufenthalts zu Wiesbaden, seinen Freunden durch einen plötzlichen Tod entzissen. — Seine Hülle ruht auf dem dortigen Gottesacker.

Sie redeten von den zersprengten Kreisen,  
Die all er wie ein mächt'ger Reif geeint;  
Ich dachte an die Wittwen und die Waisen,  
Die seinem dunklen Sarge nachgeweint.

Sie redeten von seines Geistes Walten,  
Von seinem starken ungebeugten Sinn,  
Und wie er nun der Wissenschaft dahin,  
Der Mann, an dem sich mancher Arm gehalten;  
Ich hörte ihres Lobes Bogen schießen,  
Es waren Worte, wohlgemeint und wahr,  
Doch meine Thränen fühlt' ich heißer fließen,  
Als ob man ihn verkenne ganz und gar.

Und endlich hört' ich ihre Stimmen schwinden,  
Ihr letztes Wort war eine Klage noch:  
Daß nicht so leicht ein gleiches Wissen doch,  
Daß selten nur ein gleicher Geist zu finden.  
Ich aber, beugend in des Denkmals Schatten,  
Hab' seines Grabes feuchten Halm geküßt:  
„Wo gibt es einen Vater, einen Gatten  
Und einen Freund, wie du gewesen bist!“

---

### Guten Willens Ungeschick.

Du scheuchst den frommen Freund von mir,  
Weil krank ich sei und sehr bewegt,  
Mein hell und blühend Lustrevier  
Hast du mit Dornen mir umhegt;  
Wohl weiß ich, daß der Wille rein,  
Daß eure Sorge immer wach,  
Doch was ihn labt, was hindert, ach,  
Ein Jeder weiß es nur allein.

Ich denke, wie ich einstens saß  
An eines Hügels schroffem Rain  
Und sah ein schönes Kind, das las  
Sich Schneckenhäuschen im Gestein;  
Dann glitt es aus, ich sprang hinzu,  
Es hatte sich am Strauch gedrückt;  
Ich griff es an gar ungeschickt,  
Und abwärts rollte es im Ru;

Auf hob ich es, das weinend lag  
Und grimmig weinend um sich fuhr  
Und freilich, was es stieß vom Hag,  
Mein schlimmes Helfen war es nur. —  
Und an der Klippe stand ich auch,  
Bei Vogelbrut mit Flaumenhaar,  
Und drüber piff wie ein Korsar  
Ein Weihe hoch im Nebelrauch.

Run bligte wie ein Strahl heran  
Und immer näher schoß der Weih,  
Ich schwang das Tuch, den Mantel dann,  
Die jungen Vögel duckten scheu;  
Und aufwärts funkelnd, angstgepreßt,  
Wie Marder piffen sie so klar;  
Da ward mir endlich offenbar,  
Dies sei des Weihen eignes Nest.

So hab' ich hundertmal gefühlt,  
Und tausendmal hab' ich gesehn,  
Daß nichts so hart am Herzen wühlt,  
Wo seine tiefsten Adern gehn,  
Als — zürne nicht, die Lippen drück'  
Ich sühnend auf der Lippen Rand —  
Als eine liebe rasche Hand  
In guten Willens Ungeschick.

---

## Der Traum.

An Amalie H.

Jüngst hab' ich dich gesehn im Traum,  
 So lieblich sahest du behütet  
 In einer Laube grünem Raum,  
 Von duftendem Jasmin umblüthet;  
 Durch Zweige fiel das goldne Licht,  
 Aus Vogelkehlen ward gesungen,  
 Du sahest da wie ein Gedicht,  
 Von einem Blumenkranz umschlungen.

Und deine liebe Rechte trug  
 Das Antlitz mit so edlen Sitten,  
 Im Sand das aufgeschlagne Buch  
 Schien von dem Schooße dir geglitten;  
 Dich lehrend an den frischen Hag  
 Hauchtest du flüsternd leise Küsse,  
 Im Auge eine Thräne lag  
 Wie Thau im Kelche der Narzisse.

Dich anzuschauen war meine Lust,  
 Zu lauschen deiner Züge Regen,  
 Und dennoch hätt' ich gern gewußt,  
 Was dich so innig mocht' bewegen?  
 Da bogst du sacht hinab den Zweig,  
 Strichst lächelnd an der Spizenhaube,  
 An deine Schulter huscht' ich gleich,  
 Sah einen Baum in schlichtem Laube:

Und auf dem Baume saß ein Fink,  
 Der schleppte dürres Moos und Reisig,  
 „Schau her, schau wieder!“ zirpt' er flink  
 Und förderte am Nestchen fleißig;  
 Er sah so keck und fröhlich aus,  
 Als trüg' er des Flamingo Kleider.

So sorglich hüpfst' er um sein Haus,  
Als fürcht' er bösen Blick und Neider.

Und wenn ein Reischchen er gelegt,  
Dann rief er alle Welt zu Zeugen,  
Als müsse, was der Garten hegt,  
Blum' und Gesträuch sich vor ihm neigen;  
Um deine Lippe flog ein Zug,  
Wie ich ihn oft an ihr gesehen,  
Und meinen Namen ließ im Flug  
Sie über ihre Spalte gehen.

Schon hob ich meine Hand hinauf,  
Mit leisem Schläge dich zu strafen,  
Allein da wachst' ich plötzlich auf  
Und bin nicht wieder eingeschlafen;  
Nur deiner hab' ich fortgedacht,  
Säh' dich so gern am grünen Tage,  
Mich dünkt, so lieb wie in der Nacht  
Sah ich dich noch an keinem Tage.

Im Eise schlummern Blum' und Zweig,  
Decemberwinde schneidend wehen,  
Der Garten steht im Wolkenreich,  
Wo tausend schönre Gärten stehen;  
So golden ist kein Sonnenschein,  
Daß er wie der erträumte blinke;  
Doch du, bist du nicht wirklich mein?  
Und bin ich nicht dein dummer Fink?

---

### Loke und Lied.

Meine Lieder sandte ich dir,  
Meines Herzens strömende Quellen,



Deine Locke sandtest du mir,  
Deines Hauptes ringelnde Wellen;  
Hauptes Welle und Herzens Blut,  
Sie zogen einander vorüber;  
Haben sie nicht im Kusse geruht?  
Schoß nicht ein Leuchten darüber?

Und du klagest: verblichen sei  
Die Farbe der wandernden Zeichen;  
Scheiden thut weh, mein Liebchen, ei,  
Die Scheidenden dürfen erbleichen;  
Warst du blaß nicht, zitternd und kalt,  
Als ich von dir mich gerissen?  
Blicke sie an, du Milde, und bald,  
Bald werden den Herrn sie nicht missen.

Auch deine Locke hat sich gestreckt,  
Verdroffen, gleich schlafendem Kinde,  
Doch ich hab' sie mit Küssen geweckt,  
Hab' sie gestreichelt so linde,  
Ihr geflüstert von unsrer Treu',  
Sie geschlungen um deine Kränze,  
Und nun ringelt sie sich aufs neu,  
Wie eine Rebe im Lenz.

Wenig Wochen, dann grünet der Stamm,  
Hat Sonnenschein sich ergossen,  
Und wir sitzen am rieselnden Damm,  
Die Händ' in einander geschlossen,  
Schaun in die Welle und schaun in das Aug'  
Uns wieder und wieder und lachen,  
Und Bekanntschaft mögen dann auch  
Die Lock' und der Liederstrom machen.

---

## Spiegelung.

An Levin Schücking.

O frage nicht, was mich so tief bewegt,  
 Seh' ich dein junges Blut so freudig wallen,  
 Warum, an deine klare Stirn gelegt,  
 Mir schwere Tropfen aus den Wimpern fallen.

Mir träumte einst, ich sei ein albern Kind,  
 Sich eifrig mühend an des Tisches Borden;  
 Wie übermächtig die Vokabeln sind,  
 Die wieder Hieroglyphen mir geworden!

Und als ich dann erwacht, da weint' ich heiß,  
 Daß mir so klar und nüchtern jetzt zu Muth, e  
 Daß ich so schrankenlos und überweis',  
 So ohne Furcht vor Schelten und vor Muth.

So, wenn ich schaue in dein Antlitz mild,  
 Wo tausend frische Lebenskeime walten,  
 Da ist es mir, als ob Natur mein Bild  
 Mir aus dem Zauberspiegel vorgehalten;

Und all mein Hoffen, meiner Seele Brand  
 Und meiner Liebessonne dämmernd Scheinen,  
 Was noch entschwinden wird und was entwand,  
 Das muß ich Alles dann in dir beweinen.

## An Levin Schücking.

Kein Wort, und wär' es scharf wie Stahles Klinge,  
 Soll trennen, was in tausend Fäden Eins,  
 So mächtig kein Gedanke, daß er dringe  
 Vergärend in den Becher reinen Weins;

Das Leben ist so kurz, das Glück so selten,  
So großes Kleinod, einmal sein statt gelten!

Hat das Geschick uns, wie in frevlem Wiße,  
Auf feindlich starre Pole gleich erhöht,  
So wisse, dort, dort auf der Scheidung Spitze  
Herrscht, König über Alle, der Magnet,  
Nicht fragt er, ob ihn Fels und Strom gefährde,  
Ein Strahl fährt mitten er durchs Herz der Erde.

Blick' in mein Auge — ist es nicht das deine,  
Ist nicht mein Zürnen selber deinem gleich?  
Du lächelst — und das Lächeln ist das meine,  
An gleicher Lust und gleichem Sinnen reich;  
Worüber alle Lippen freundlich scherzen,  
Wir fühlen heil'ger es im eignen Herzen.

Pollux und Kastor — wechselnd Glühn und Bleichen,  
Des Einen Licht geraubt dem Andern nur,  
Und doch der allerfrömmsten Treue Zeichen. —  
So reiche mir die Hand, mein Dioskur!  
Und mag erneuern sich die holde Mythe,  
Wo überm Helm die Zwillingssflamme glühte.

---

### An denselben.

Zum zweiten Male will ein Wort  
Sich zwischen unsre Herzen drängen,  
Den jelsbewachten Erzeshort  
Will eines Knaben Mine sprengen.  
Sieh mir ins Auge, wende nicht  
Das deine nach des Fensters Borden,  
Ist denn so fremd dir mein Gesicht,  
Denn meine Sprache dir geworden?

Sieh freundlich mir ins Auge, schuf  
Natur es gleich im Eigenfinne  
Nach harter Form, muß ihrem Ruf  
Antworten ich mit scharfer Stimme,  
Der Vogel singt, wie sie gebeut,  
Libelle zieht die farb'gen Ringe,  
Und keine Seele hat bis heut  
Sie noch gezürnt zum Schmetterlinge.

Still ließ an meiner Jahre Rand  
Die Parze ihre Spindel schlüpfen,  
Zu strecken meint' ich nur die Hand,  
Um alte Fäden anzuknüpfen,  
Da fand den deinen ich so reich,  
Fand ihn so vielbewegt verschlungen,  
Darf es dich wundern, wenn nicht gleich  
So Ungewohntes mir gelungen?

Daß Manches schroff in mir und steil,  
Wer könnte, ach, wie ich es wissen!  
Es ward, zu meiner Seele Heil,  
Mein zweites zarteres Gewissen,  
Es hat den Uebermuth gedämpft,  
Der mich Giganten gleich bezwungen,  
Hat glühend, wie die Neue kämpft,  
Mit dem Dämone oft gerungen.

Doch du, das tiefversenkte Blut  
In meinem Herzen, durfst du denken,  
So wolle ich mein eignes Gut,  
So meine eigne Krone tränken?  
O sorglos floß mein Wort und bunt  
Im Glauben, daß es dich ergötze,  
Daß nicht geschaffen dieser Mund  
Zu einem Hauch, der dich verlege.

Sieh her, nicht Eine Hand dir nur,  
Ich reiche beide dir entgegen,  
Zum Leiten auf verlorne Spur,  
Zum Liebespenden und zum Segen,  
Nur ehre ihn, der angesacht  
Das Lebenslicht an meiner Wiege,  
Nimm mich, wie Gott mich hat gemacht,  
Und leih mir keine fremden Züge!

---

### Poesie.

Frägst du mich im Räthselspiele,  
Wer die zarte lichte Fey,  
Die sich drei Kleinoden gleiche  
Und Ein Strahl doch selber sei?  
Ob ich's rathe? ob ich fehle?  
Liebchen, pfiffig war ich nie,  
Doch in meiner tiefsten Seele  
Hallt es: das ist Poesie!

Jener Strahl, der, Licht und Flamme,  
Keiner Farbe zugethan,  
Und doch, über Alles gleitend,  
Tausend Farben zündet an,  
Jedes Recht und Keines Eigen. —  
Die Kleinode nenn' ich dir:  
Den Türkis, den Amethysten  
Und der Perle edle Zier.

Poesie gleicht dem Türkise,  
Dessen frommes Auge bricht,  
Wenn verborgner Säure Brodem  
Nachte seinem reinen Licht;

Deffen Ursprung Keiner kündet,  
 Der wie Himmelsgabe kam  
 Und des Himmels milde Bläue  
 Sich zum milden Zeichen nahm.

Und sie gleicht dem Amethysten,  
 Der sein veilchenblau Gewand  
 Läßt zu schönödem Grau erblaffen  
 An des Ungetreuen Hand;  
 Der, gemeinen Gözen fröhnend,  
 Sinkt zu niedren Steines Art,  
 Und nur einer Flamme dienend  
 Seinen edlen Glanz bewahrt;

Gleicht der Perle auch, der zarten,  
 Am Gesunden thauig klar,  
 Aber saugend, was da Krankes  
 In geheimsten Adern war;  
 Sahst du niemals ihre Schimmer  
 Grünlich, wie ein moderns Tuch?  
 Eine Perle bleibt es immer,  
 Aber die ein Siecher trug.

Und du lächelst meiner Lösung,  
 Flüsterst wie ein Widerhall:  
 Poesie gleicht dem Vokale  
 Aus venedischem Krystall;  
 Gist hinein — und schwirrend singt er  
 Schwanenliedes Melodie,  
 Dann in tausend Trümmer flirrend,  
 Und hin ist die Poesie!

---

## An Elise.

Am 19. November 1843.

Du weißt es lange wohl, wie werth du mir,  
Was sollt' ich es nicht froh und offen tragen,  
Ein Lieben, das so frischer Ranken Zier  
Um meinen kranken Lebensbaum geschlagen?  
Und manchen Abend hab' ich nachgedacht,  
In leiser Stunde träumerischem Sinnen,  
Wie deinen Morgen, mein nah'nde Nacht  
Das Schicksal ließ aus Einer Urne rinnen.

Zu alt zur Zwillingsschwester, möchte ich  
Mein Töchterchen dich nennen, meinen Sprossen,  
Mir ist, als ob mein fliehend Leben sich,  
Mein rinnend Blut in deine Brust ergossen.  
Wo flammt im Herzen mir ein Opferherd,  
Daß nicht der deine loberte daneben,  
Von gleichen Landes lieber Luft genährt,  
Von gleicher Freunde frommem Kreis umgeben?

Und heut, am Sanct Elisabethentag,  
Vereinend uns mit gleichen Namens Vanden,  
Schlug ich bedächtig im Kalender nach,  
Welch' Heilige am Taufborn uns gestanden;  
Da fand ich eine königliche Frau,  
Die ihre milde Segenshand gebreitet,  
Und eine Patriarchin, ernst und grau,  
Nur werth um Den, deß Wege sie bereitet.

Fast war es mir, als ob dies Doppelbild  
Mit strengem Mahnen strebe uns zu trennen,  
Als woll' es dir die Fürstin zart und mild,  
Mir nur die ernste Hüterin vergönnen;

Doch — lächle nicht — ich hab' mich abgekehrt,  
 Bin fast verschämt zur Seite dir getreten;  
 Nun wähle, Lieb, und die du dir beschert,  
 Zu der will ich als meiner Heil'gen beten.

### Ein Sommertagsstraum.

Im tiefen West der Schwaden grollte,  
 Es stand die Luft, ein siedend Meer,  
 An meines Fensters Vorhang rollte  
 Die Sonnentugel, glüh und schwer;  
 Und wie ein Kranker, lang gestreckt,  
 Lag ich auf grünen Sophasissen,  
 Das Haupt von wüstem Schmerz zerrissen,  
 Die Stirne fieberhaft gefleckt.

Um mich Geschenke, die man heute  
 Zu meinem Wiegenfest gesandt:  
 Denare, Schriften, Meeres Beute,  
 Ich hab' mich schnöde abgewandt;  
 Zum Tode matt und schlafberaubt,  
 Studirt' ich der Gardine Bauschen  
 Und horchte auf des Blutes Rauschen  
 Und Klingeln im betäubten Haupt.

Zuweilen dehnte sich ein Murren  
 Den Horizont entlang, es schlich  
 Am Hag ein Riefeln und ein Surren,  
 Wie flatternder Libelle Strich;  
 Betäubend zog Resedabust  
 Durch des Balkones offne Thüren,  
 In jeder Nerve war zu spüren  
 Die schwefelnde Gewitterluft.



Da plötzlich schien sich aufzurichten  
Am Fensterrahm ein Schattenwall,  
Und mählich schob die dunklen Schichten  
Er näher an den glühen Ball.  
Durch der Gardine Spalten zog  
Ein frischer Hauch, ich schloß die Augen,  
Um tiefer, tiefer einzusaugen,  
Was leise spielend mich umflog.

Genau vernahm ich noch das Rufen  
Des flatternden Papiers, das Licht  
Der Stufe sah ich schmerzend zucken;  
Ob ich entschlief? mich dünkt es nicht.  
Doch schneller schien am Autograph  
Das dürre Züngelchen zu wehen,  
Ein glitzernd Aug' der Stein zu drehen,  
Die Muschel dehnte sich im Schlaf.

Und, nächt'ger Müde zu vergleichen,  
Umsäuvelte mich halber Klang,  
Am Teppich schien es sacht zu streichen  
Und lief des Polsters Saum entlang,  
Wie wenn im zitternden Papier  
Der Fliege zarte Füßchen irren;  
Und heller, feiner aus dem Schwirren  
Drang es wie Wortes Hauch zu mir:

#### Das Autograph.

Pst! — St! — ja, ja,  
Das mocht' eine Pracht noch heißen,  
Als ich am Ermel sah  
Die goldenen Treffen gleißen!  
Wie waren die Hände weiß und weich,  
Wie funkelten die Demanten!

Wie schwammen drüber, so duftig, reich,  
Die breiten Brüsseler Ranten!

Das waren Bilder und Lodenpracht,  
Wie mähnige Leun in Rahmen!  
Das Basen! wo in der Galatracht  
Spazierten schäfernde Damen!  
Und, o, das war ein Blumensee,  
Ein farbiges Blüthengewimmel!  
Das eine berauschte Nethernäh'  
Von heißem südlichem Himmel!

Psst! — St! — ich duckt' in meinem Fach,  
Psst! — still — wie Vögel im Nest,  
Und ward am Gitter die Brise wach,  
Dann ruscht' ich mit dem West'.  
O, o! der war euch ein Vagabund:  
Von Vogen flog er zu Vogen,  
Hat aus der Siegel Granatenmund  
Säuselnde Küsse gesogen.

Psst! — drunten, hart an meiner Klau'  
Ein Tisch auf güldenen Krallen;  
Und wispelte ich zu weit hinaus,  
Ich wär' auf den Amor gefallen;  
Der stand, einen Köcher in jeder Hand,  
Wie sinnend auf lustige Finte,  
Das Haupt gewendet vom stäubenden Sand,  
Und spiegelte sich in der Tinte.

Sieh! drüben der Thüren Paneele, breit  
Geschmückt mit schimmernden Leisten!  
Wie hab' ich geslattert und mich gefreut,  
Wenn leise knarrend sie gleiteten!  
Dann kam das Ding — ein Mann? — ein Greis? —  
Nie konnte ich satt mich schauen,

Daß seine Ledentastaden so weiß,  
So glänzend schwarz seine Brauen!

Schrieb, schrieb, daß die Feder knirrt' und bog,  
Lang lange schlängelnde Kette.  
Und sachte über den Marmor zog  
Und schleifte sich die Manschette.  
Daß summt' und säufelte mir wie Traum,  
Wie surrender Bienen Lese,  
Als sei ich einst ein seidener Schaum,  
Eine Spitzenmanschette gewesen.

Pst! — stille, — sieh, ein Andrer! — sieh!  
Wie schütteln des Schreibers Loden!  
Er beugt und schlenkert sich bis ans Knie,  
Schlürft und schleicht wie auf Eoden.  
Ha! es zupft mich, — ich falle, ich falle! —  
Da liege ich hülflos gebreitet,  
Und über mich die tintige Galle  
Wie Würmer trimmelt und gleitet.

Licht, Leben! durch die Fasern gießt  
Gleich Thor sich der Menscheng Geist;  
Wie's droben tönt, die Spalte fließt,  
Gedankenwelle schwillt und freißt.  
„Viva!“ — ein König wird begrüßt —  
Es fault im Mark, die Rinde gleißt.  
Und Schiffe, schwer von Proviant,  
Zieh'n übers Meer vom Nordenstrand.

Ich zittre, zittre, jenes Fremden Auge,  
Lichtblau und klar, ist über mich gebeugt;  
Ob es den Geist mir aus den Fasern sauge?  
Ich weiß es nicht, sein Blinzen sinkt und steigt,  
Ein Auge scharf wie Scheidewassers Lauge! —  
Er streicht die Brauen, faßt die Feder leicht —

Nun schlängelt er — nun drunten steht es da:  
 „Theodor' il primo, re di Corsica.“  
 Pst! still! — der König spricht, Denar, halt Ruh!  
 Was schaukelst dich, was klimperst du?

### Der Denar.

O! über deinen König! ganz dir gleich,  
 Du glattgeschlagener Lumpen, o, sein Reich  
 Das Inseldchen, deß kärglichen Tribut  
 Lucull in eine Silberschüssel lud;  
 Gebannt in eine Perle, Cäsars Hand  
 In der Egypterfürstin Voden wand.  
 Du, zitternd vor Satrapenblide, fahl  
 Wärst du zerstäubt vor seiner Augen Strahl,  
 Wenn langsam übers Forum im Triumph  
 Das Biergespann ihn rollte; hörst du dumpf,  
 Wie halberwachten Donner oder Spülen  
 Der Brandung, Pöbelwoge ziehn und wühlen,  
 Um die Quadriga summend, wie im Rahn  
 Prüft seine Stimme murrend der Orkan?  
 „Heil, Cäsar, Heil!“ Um seine kahle Stirn  
 Ragt Lorbeer, wie die Ficht' um Klippenfirn;  
 Er lächelt, und aus seinem Lächeln fließet  
 Ein leise schläfernd Gift, o Roma, dir!  
 Sein halbgeschlossnes Auge Jäden schießet,  
 Ein unzerreißbar Netz. Gebüdt und stier,  
 Zerzausten Haares, vor den Rossen klirrt  
 Endloser Gallierzug, die Fesseln schleifen,  
 Und aus der Pöbelwelle gellt und schwirrt  
 Gezisch, Gejubil, Cymbelklang und Pfeifen.  
 Denare fliegen aus des Siegers Hand,  
 Ha, wie es krabbelst im Arenasand!  
 Der Imperator nickt und klingelt fort.  
 Noch lieg' ich unberührt im Byßusbeutel —

Was steigt so schwarz am Kapitole dort?  
 Es dunkelt, dunkelt; — über Cäsars Scheitel  
 Ein Riesenaar mit Flügelrauschen steigt,  
 Die Sonne schwindet, doch ein Leuchten streicht  
 Um der Vittoren Beile — wieder ist —  
 Sie zucken, schwenken sich — es blizt! — es blizt!

### Die Erzfuse.

Ja Blize, Blize! der Schwaden drängt  
 Giftiges Gas am Risse hinaus,  
 Auf einem Blize bin ich gesprengt  
 Aus meinem funkelnden Kellerhaus.  
 O, wie war ich zerbrochen und krank,  
 Wie rieselt's mir über die blanke Haut,  
 Wenn langsam schwellend der Tropfen sank,  
 Des Zuges Schneide mich angegraut!

Kennst du den Bergmönch, den braunen Schelm,  
 Dem auf der Schulter das Antlitz freist?  
 Schwarz und rauh wie ein rostiger Helm,  
 Wie die Grubenlampe sein Auge gleist.  
 O, er ist böse, tückisch und schlimm!  
 Mit dem Gezähe<sup>1</sup> hadt er am Spalt,  
 Bis das schwefelnde Wetter im Grimm  
 Gegen die weichende Rinde schwallt.

Steiger, betet! du armer Knapp',  
 Dem in der Hütte das Kindlein zart,  
 Betet! betet! eh ihr hinab,  
 Eh zum letzten Male vor Ort ihr fahrt.  
 Sieben Nächte hab' ich gesehn  
 Wie eine Walze rollen den Nacken  
 Und die Augen funkeln und drehn  
 Und das Gezähe schürfen und haden.

<sup>1</sup> „Gezähe,“ das Handwerkzeug der Bergknappen.

Dort, dort hinter dem reichen Gang  
 Lauert der giftige Brodem; da  
 Wo der Kobold den Hammer schwang,  
 Wo ich am Bruche ihn schnuppern sah.  
 Gleich dem Molche von Dunste trunken  
 Schwell und wadelt' der Gnom am Grund,  
 Und des Gases knisternde Funken  
 Zogen in seinen saugenden Schlund.

Bete, Steiger, den Morgenpsalm  
 Einmal noch und dein „walt's Gott,“  
 Deinen Segen gen Wetters Qualm,  
 Gäh Verscheiden und Teufelsrott'.  
 Schau noch einmal ins Angesicht  
 Deinem Töchterchen, deinem Weib,  
 Und dann zünde das Grubenlicht:  
 „Gott die Seele, dem Schacht der Leib!“

Sie sind vor Ort, die Lämpchen rund  
 Wie Irrwischflämmchen aufgestellt.  
 Die Winde keucht, es rollt der Hund,<sup>1</sup>  
 Der Hammer pickt, die Stufe fällt,  
 An Bleigewürfel, Glimmerspath  
 Zerrinnend, malt der kleine Strahl  
 In seiner Glorie schwimmend Ad  
 Sich Regenbogen und Opal.

Die Winde keucht, es rollt der Hund. —  
 Hörst du des Schwadens Saufen nicht?  
 Wie Hagel bröckelt es zum Grund —  
 Der Hammer pickt, die Stufe bricht; —  
 Weh, weh! es zündet, flammt hinein!  
 Hinweg! es schmettert aus der Höh'!

<sup>1</sup> „Der Hund,“ der kleine kastenähnliche Karren, auf dem die Erzstufen aus dem Stollen zu Tage gefördert werden.

Felsblöcke, zuckendes Gebein!  
 Wo bin ich? — bin ich? — auf der See?  
 Und welch Geriesel — immer immerzu,  
 Wie Regentropfen, regnet's?

## Die Muschel.

Su, juju,  
 O, schlaf im schwimmenden Bade,  
 Hörst du sie plätschern und rauschen,  
 Meine hüpfende blanke Najade?  
 Ihres Haares seidenen Tang  
 Ueber der Schultern Perlenschaum;  
 Horch! sie singt den Wellengesang,  
 Süß wie Vögelein, zart wie Traum:

„Wehe, woge, Welle, wie  
 „Westes Säufelmelodie,  
 „Wie die Schwalbe übers Meer  
 „Zwitschernd streicht von Süden her,  
 „Wie des Himmels Wolken thauen  
 „Segen auf des Eilands Auen,  
 „Wie die Muschel knirrt am Strand,  
 „Von der Düne rieselt Sand.“

„Woge, Welle, sachte, sacht,  
 „Daß der Triton nicht erwacht.  
 „In der Hand das plumpe Horn,  
 „Schlummert er am Strudelborn.  
 „In der Muschelhalle liegt er,  
 „Seine grünen Höpfe wiegt er;  
 „Rief'le, Woge, Sand und Kies,  
 „In des Vartes zottig Bließ.“

„Leise, leise, Wellenkreis,  
 „Wie des Liebsten Ruder leis

„Streift dein leuchtend Glas entlang  
 „Zu dem nächtlich süßen Gang;  
 „Wenn das Boot, im Strauch geborgen,  
 „Tändelt, schaukelt bis zum Morgen.  
 „In der Kammer flimmert Licht;  
 „Ruhig, Riesel, knistert nicht!“

Das Lied verhaucht, wie Echo am Gestade,  
 Und leiser, leiser wiegt sich die Najade,  
 Beginnt ihr strömend Flockenhaar zu breiten,  
 Läßt vom Korallenkamm die Tropfen gleiten,  
 Und sachte strehlend schwimmt sie, wie ein Hauch,  
 Im Strahl, der dämmt durch den Nebelrauch;  
 Wie glänzt ihr Regenbogenschleier! — o,  
 Die Sonne steigt, das Meer beginnt zu zittern —  
 Ein Silberneß von Myriaden Flittern!  
 Mein Auge zündet sich — wo bin ich? — wo?

Tief athmend saß ich auf, aus Westen  
 Bohrte der schräge Sonnenstrahl;  
 Es tropft' und rieselt' von den Nesten,  
 Die Lerche stieg im Aethersaal;  
 Vom blanken Erzgewürfel traf  
 Mein Aug' ein Leuchten, schmerzlich flirrend,  
 Und in den Zuges Hauche schwirrend  
 Am Boden lag das Autograph.

So hab' ich Donner, Blitz und Regenschauer  
 Verträumt, in einer Sommerstunde Dauer.

---

### Die junge Mutter.

Im grün verhangnen duftigen Gemach  
 Auf weißen Kissen liegt die junge Mutter;



Wie brennt die Stirn! sie hebt das Auge schwach  
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter  
Den nackten Jungen reicht: „Mein armes Thier,“  
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen  
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,  
So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin  
Und legt den Finger mahnend auf die Lippen;  
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,  
Gefällig will sie von dem Trankte nippen;  
Er mundet schon, und ihre bleiche Hand  
Faßt fester den Krystall — o milde Labe! —  
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“ —  
„Er schläft,“ versetzt die Alte abgewandt.

Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding! —  
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen;  
Ob man den Schleier um die Wiege hing,  
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?  
Man sieht es kaum, sie flüchte ihn so nett,  
Daß alle Frauen höflich es gepriesen,  
Und eine Nante ließ sie drüber sprießen.  
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?“ —

„Madame, wir haben heut Mariatag.“  
So hoch im Mond? sie kann sich nicht besinnen. —  
Wie war es nur? — doch ihr Gehirn ist schwach,  
Und leise suchend zieht sie aus den Linnen  
Ein Häubchen, in dem Strahle kümmerlich  
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten;  
So ganz verborgen will sie es bereiten,  
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,  
Vorſicht'ge Schritte übern Teppich schleichen.

„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier!  
 Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“  
 Der Gatte blickt verstohlen himmelwärtz,  
 Kühlt wie ein Hauch die kleinen heißen Hände:  
 „Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zum Ende!  
 Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“ —

„Du duftest Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom;  
 Schlaf, Kind!“ und wieder gleitet er von dannen.  
 Sie aber näht, und liebliches Phantom  
 Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —  
 Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,  
 Siehst über einem kleinen Hügel schwanken  
 Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,  
 Dann tröste Gott dich, arme junge Frau!

---

### Meine Sträuße.

So oft mir ward eine liebe Stund  
 Unterm blauen Himmel im Freien,  
 Da habe ich, zu des Gedenkens Bund,  
 Mir Zeichen geflochten mit Treuen:  
 Einen schlichten Kranz, einen wilden' Strauß,  
 Rief drüber die Seele wallen;  
 Nun stehe ich einsam im stillen Haus  
 Und sehe die Blätter zerfallen.

Vergißmeinnicht mit dem Rosaband —  
 Das waren dämmrige Tage,  
 Als euch entwandte der Freundin Hand  
 Dem Weiher drüben am Tage;  
 Wir schwärmten in wirrer Gefühle Flut,  
 In sechzehnjährigen Schmerzen;  
 Nun schläft sie lange. — Sie war doch gut,  
 Ich liebte sie recht von Herzen!

Gar weite Wege hast du gemacht,  
Camelia, staubige Schöne,  
In deinem Kelche die Flöte wacht,  
Trompeten und Cymbelgetöne;  
Wie zitterten durch das grüne Revier  
Buntfarbige Lampen und Schleier!  
Da brach der zierliche Gärtner mir  
Den Strauß beim bengalischen Feuer.

Dies Alpenröschen nährte mit Schnee  
Ein eisgrau starrender Kiese;  
Und diese Tauge entsproßt' ich der See  
Aus Muschelgescherbe und Kiese;  
Es war ein volles, gesegnetes Jahr,  
Die Trauben hingen gleich Pfunden,  
Als aus der Rebe flatterndem Haar  
Ich diesen Kranz mir gewunden.

Und ihr, meine Sträucher von wildem Haid',  
Mit lockerem Halme geschlungen,  
O süße Sonne, o Einsamkeit,  
Die uns redet mit heimischen Zungen!  
Ich hab' sie gepflückt an Tagen so lind,  
Wenn die goldenen Käferchen spielen,  
Dann fühlte ich mich meines Landes Kind,  
Und die fremden Schladen zerfielen.

Und wenn ich grüble an meinem Teich,  
Im düstigen Moose gestreckt,  
Wenn aus dem Spiegel mein Antlitz bleich  
Mit rieselndem Schauer mich necket,  
Dann lang' ich sachte, sachte hinab  
Und fische die träufelnden Schmehlen;  
Dort hängen sie, drüben am Fensterstab,  
Wie arme vertrocknete Seelen.

So mochte ich still und heimlich mir  
 Eine Zauberhalle bereiten,  
 Wenn es dämmt dort, und drüben, und hier  
 Von den Wänden seh' ich es gleiten;  
 Eine Fey entschleicht der Camelia sich,  
 Liebesseufzer stöhnet die Rose,  
 Und wie Blutes Adern umschlingen mich  
 Meine Wasserfäden und Moose.

### Das Liebhabertheater.

Meinst du, wir hätten jezt Decemberschnee?  
 Noch eben stand ich vor dem schönsten Hain,  
 So grün und kräftig sah ich keinen je.  
 Die Windsbraut fuhr, der Donner knallte drein,  
 Und seine Zweige trogten wie gegossen,  
 Gleich an des Parkes Thor ein Häuschen stand,  
 Mit Kränzen war geschmückt die schlichte Wand,  
 Die haben nicht gezittert vor den Schlossen,  
 Das nenn' ich Kränze doch und einen Hain!

Und denkst du wohl, wir hätten finstre Nacht?  
 Des Morgens Gluten wallten eben noch,  
 Rothglühend, wie des Lavastromes Macht  
 Hernieder knistert von Vesuves Joch;  
 Nie sah so prächtig man Auroren ziehen!  
 An unsre Augen schlugen wir die Hand  
 Und dachten schier, der Felsen steh' in Brand,  
 Die Hirten sahn wir wie Dämone glühen;  
 Das nenn' ich einen Sonnenaufgang doch!

Und sprichst du unsres Landes Nymphen Hohn?  
 Noch eben schlüpfte durch des Forstes Hau  
 Ein Mädchen, voll und sinnig wie der Mohn,

Gewiß, sie war die allerschönste Frau!  
Ihr weißes Händchen hielt den blanken Spaten,  
Der kleine Fuß, in Zwickelstrumpf und Schuh,  
Hob sich so schwebend, trat so zierlich zu,  
Und hör', ich will es dir nur gleich verrathen,  
Der schönen Clara glich sie ganz genau.

Und sagst du, diese habe mein gelacht?  
O, hättest du sie heute nur gesehen,  
Wie schlau sie meine Blicke hat bewacht,  
Wie zärtlich konnte ihre Augen drehn,  
Und welche süße Worte ihr entquollen!  
Recht wo ich stand, dorthin hat sie geweint;  
„Mein theures Herz, mein Leben, einz'ger Freund!“  
Das schien ihr von den Lippen nur zu rollen.  
War das nicht richtig angebracht und schön?

Doch Eins nur, Eines noch verhehlt' ich dir  
Und fürchte sehr, es trage wenig ein:  
Der Wald war breittern und der Kranz Papier,  
Das Morgenroth Bengalens Feuerschein,  
Und als sie ließ so süße Worte wandern,  
Ach, ob sie gleich dabei mich angeblickt,  
Der dicht an das Orchester war gerückt,  
Doch fürcht' ich fast, sie galten einem Andern!  
Was meinst du, sollte das wohl möglich sein!

---

### Die Taxiswand.

Ich stehe gern vor dir,  
Du Fläche schwarz und rauh,  
Du schartiges Wisier  
Vor meines Liebsten Brau',

Gern mag ich vor dir stehen,  
Wie vor grundirtem Tuch,  
Und drüber gleiten sehen  
Den bleichen Krönungszug;

Als mein die Krone hier,  
Von Händen, die nun kalt;  
Als man gesungen mir  
In Weisen, die nun alt —  
Vorhang am Heiligthume,  
Mein Paradiesesthor,  
Dahinter Alles Blume  
Und Alles Dorn davor.

Denn jenseits weiß ich sie,  
Die grüne Gartenbant,  
Wo ich das Leben früh  
Mit glüh'n Lippen trant,  
Als mich mein Haar umwallte  
Noch golden wie ein Strahl,  
Als noch mein Ruf erschallte,  
Ein Hornstoß, durch das Thal.

Das zarte Epheureis,  
So Liebe pflegte dort,  
Sechs Schritte — und ich weiß,  
Ich weiß dann; daß es fort.  
So will ich immer schleichen  
Nur an dein dunkles Tuch  
Und achtzehn Jahre streichen  
Aus meinem Lebensbuch.

Du starrtest damals schon  
So düster treu wie heut,  
Du, unsrer Liebe Thron  
Und Wächter manche Zeit;

Man sagt, daß Schlaf, ein schlimmer,  
Dir aus den Nadeln raucht —  
Ach, wacher war ich nimmer,  
Als rings von dir umhaucht!

Nun aber bin ich matt  
Und möcht' an deinem Saum  
Vergleiten, wie ein Blatt,  
Geweht vom nächsten Baum;  
Du löst mich wie ein Hafen,  
Wo alle Stürme stumm,  
O, schlafen möcht' ich, schlafen,  
Bis meine Zeit herum!

### Nach fünfzehn Jahren.

Wie hab' ich doch so manche Sommernacht,  
Du düster Saal, in deinem Raum verwacht!  
Und du, Balkon, auf dich bin ich getreten,  
Um leise für ein theures Haupt zu beten,  
Wenn hinter mir aus des Gemaches Tiefen  
Wie Hülfswimmern bange Seufzer riefen,  
Die Odemzüge aus geliebttem Mund;  
Ja, bitter weint' ich — o Erinnerung! —  
Doch trug ich muthig es, denn ich war jung,  
War jung noch und gesund.

Du Bett mit seidnem Franzenhang geziert,  
Wie hab' ich deine Falten oft berührt,  
Mit leiser leiser Hand gehemmt ihr Rauschen,  
Wenn ich mich beugte durch den Spalt zu lauschen,  
Mein Haupt so müde, daß es schwamm wie trunken,  
So matt mein Knie, daß es zum Grund gesunken!

Mechanisch löste ich der Höpfe Bund  
 Und such' im frischen Trunk Erleichterung;  
 Ach, Alles trägt man leicht, ist man nur jung,  
 Nur jung noch und gesund!

Und als die Rose, die am Stod erblich,  
 Sich wieder auf die franke Wange schlich,  
 Wie hab' ich an dem Pfeilertische drüben  
 Dem Töchterchen geringelt seine lieben  
 Goldbraunen Locken! wie ich mich beflissen,  
 Eh ich es führte an der Mutter Rissen!  
 Und gute Sitte flüstert' ich ihm ein,  
 Gelobte ihm die Fabel von dem Schaf  
 Und sieben Zicklein, wenn es wolle brav,  
 Recht brav und sittig sein.

Und dort die Hütte in der Tannenschlucht,  
 Da naschten sie und ich der Rebe Frucht,  
 Da fühlten wir das Blut so keimend treiben,  
 Als müß' es immer frisch und schäumend bleiben;  
 Des Ueberstandnen lachten wir im Hafen:  
 Wie ich geschwankt, wie stehend ich geschlafen;  
 Und wandelten am Rasenstreifen fort  
 Und musterten der Stämmchen schlanke Reihn  
 Und schwärmten, wie es müsse reizend sein  
 Nach fünfzehn Jahren dort!

O fünfzehn Jahre, lange öde Zeit!  
 Wie sind die Bäume jezt so starr und breit!  
 Der Hütte Thür vermocht' ich kaum zu regen,  
 Da schoß mir Staub und müß Gerüll entgegen,  
 Und an dem blanken Gartensaale drüben,  
 Da steht 'ne schlanke Maid mit ihrem Lieben,  
 Die schaun sich lächelnd in der Seele Grund,  
 In ihren braunen Locken rollt der Wind;



Gott segne dich, du bist geliebt, mein Kind,  
Bist fröhlich und gesund!

Sie aber, die vor Lustern dich gebar,  
Wie du so schön, so frisch und jugendklar,  
Sie steht mit Einer an des Partes Ende  
Und drückt zum Scheiden ihr die bleichen Hände,  
Mit Einer, wie du nimmer möchtest denken,  
So könne deiner Jugend Flut sich senken;  
Sie schaun sich an, du nennst vielleicht es kalt,  
Zwei starre Stämme, aber sonder Wank  
Und sonder Thränenquell, denn sie sind krank,  
Ach, Beide krank und alt!

### Der kranke Adler.

Am dürrn Baum, im fetten Wiesengras  
Ein Stier behaglich wiederkäut' den Fraß;  
Auf niederm Ast ein wunder Adler saß,  
Ein kranker Adler mit gebrochenen Schwingen.

„Steig auf, mein Vogel, in die blaue Luft,  
Ich schau' dir nach aus meinem Kräuterduft.“ —  
„Weh, weh, umsonst die Sonne ruft  
Den kranken Adler mit gebrochenen Schwingen!“ —

„O Vogel, warst so stolz und freventlich  
Und wolltest keine Fessel ewiglich!“ —  
„Weh, weh, zu Viele über mich,  
Und Adler all, — sie brachen mir die Schwingen!“ —

„So flattre in dein Nest, vom Aste fort,  
Dein Aechzen schier die Kräuter mir verdorrt.“ —  
„Weh, weh, kein Nest hab' ich hinfort,  
Verbannter Adler mit gebrochenen Schwingen!“ —

„O Vogel, wärst du eine Henne doch,  
 Dein Nestchen hättest du im Ofenloch.“ —  
 „Weh, weh, viel lieber Adler noch,  
 Viel lieber Adler mit gebrochenen Schwingen!“

---

Sit illi terra levis!

So sonder Arg hast du in diesem Leben  
 Mich deinen allerbesten Freund genannt,  
 Hast mir so oft gereicht die hagre Hand —  
 Hab' ich gelächelt, mag mir Gott vergeben.  
 Die Schlange wacht in jedes Menschen Brust,  
 Was ich dir bot, es war doch treue Gabe,  
 Und hier bekenn' ich es, an deinem Grabe,  
 Du warst mir lieber, als ich es gewußt.

Ob ich auch nie zu Jenen mich gesellte,  
 Die lachend deine Einfalt angeschaut;  
 Des Hauptes, das in Ehren war ergraut,  
 Verhöhnung immer mir die Adern schwellte;  
 Doch erst, wo aller Menschen Wiß versiegt,  
 Ein armer Tropfen in Egyptens Sande,  
 Hier erst erkenn' ich, an der Seelen Brande,  
 Wie schwer des Auges warme Thräne wiegt.

Sah ich sie nicht an deine Wimper steigen,  
 Wenn du dem fremden Leide dich gecint?  
 Hast du nicht meinen Todten nachgeweint  
 So heiß, wie deines eignen Blutes Zweigen?  
 O! wenn ich in der Freude deß vergaß,  
 Mit bitterm Herzen muß ich es beklagen,  
 Denn von des Schicksals harter Hand geschlagen,  
 Wie gern ich dann in deinem Auge laß!

Noch seh' ich dich im Hauch des Winterbrodems  
Herstapfen, wie den irren Haidegeist,  
Wie Tropf' an Tropfen deiner Stirn entfließt,  
Hör' noch das Keuchen deines armen Odems.  
Es waren schlimme Wege, rauh und weit,  
Die du gewandelt manche Winterwende,  
Um des Altares heil'ge Gnadenspende  
Zu tragen mir in meine Einsamkeit.

O, manchem Spötter gabst du ernst Gedanken,  
Wenn höhrend deine kleine Gab' er pries,  
Für schlechtes Ding dir Tausende verhieß,  
Und du nur glücklich warst, ihn zu beschenken!  
So werth war dir kein Gut, so ehrenreich,  
Daß du es nicht mit Freuden hingegest!  
Dann sah man deine Lippen freundlich beben  
Und zuden wie das Dämmerlicht im Teich.

An deinem Kleide, schwarz und fadenscheinend,  
War jeder Fleck ein heimlich Ehrenmal,  
Du frommer Dieb am Eignen! ohne Wahl  
Das Schlechteste dir noch genugsam meinent.  
Mann ohne Falsch und mit der offenen Hand,  
Drin wie Demant der Wittwe Heller blinken,  
Sanft soll der Thau auf deinen Hügel sinken,  
Und leicht, leicht sei dir das geweihte Land!

Schlaf sanft, schlaf still in deinem grünen Bette,  
Dir überm Haupt des Glaubens fromm Symbol!  
Die Welt vergißt, der Himmel kennt dich wohl,  
Ein Engel wacht an dieser schlichten Stätte.  
Auch eine Thräne wird dir nachgeweint,  
Und wahrlich keine falsche: „Ach, sie haben,  
„Sie haben einen guten Mann begraben,  
„Und mir, mir war er mehr“ — mein wärmster Freund!

---

### Die Unbesungenen.

's gibt Gräber, wo die Klage schweigt  
 Und nur das Herz von innen blutet,  
 Kein Tropfen in die Wimper steigt  
 Und doch die Lava drinnen flutet;  
 's gibt Gräber, die wie Winternacht  
 An unserm Horizonte stehn  
 Und alles Leben niederhalten  
 Und doch, wenn Abendroth erwacht,  
 Mit ihren goldnen Flügeln wehn  
 Wie milde Seraphimgestalten.

Zu heilig sind sie für das Lied  
 Und mächt'ge Redner doch vor Allen,  
 Sie nennen dir, was nimmer schied,  
 Was nie und nimmer kann zerfallen;  
 O, wenn dich Zweifel drückt herab  
 Und möchtest athmen Aetherluft  
 Und möchtest schauen Seraphsflügel,  
 Dann tritt an deines Vaters Grab!  
 Dann tritt an deines Bruders Gruft!  
 Dann tritt an deines Kindes Hügel!

---

### Das Spiegelbild.

Schaust du mich an aus dem Krystall  
 Mit deiner Augen Nebelball,  
 Kometen gleich, die im Verbleichen;  
 Mit Zügen, worin wunderbarlich  
 Zwei Seelen wie Spione sich  
 Umschleichen, ja, dann flüstre ich:  
 Phantom, du bist nicht meines Gleichen!

Bist nur entschlüpft der Träume Gut,  
Zu eisen mir das warme Blut,  
Die dunkle Lode mir zu blassen;  
Und dennoch, dämmerndes Gesicht,  
Drin seltsam spielt ein Doppellicht,  
Trätest du vor, ich weiß es nicht,  
Würd' ich dich lieben oder hassen.

Zu deiner Stirne Herrscherthron,  
Wo die Gedanken leisten Frohn  
Wie Knechte, würd' ich schüchtern blicken;  
Doch von des Auges kaltem Glanz  
Voll todten Lichts, gebrochen fast,  
Gespenstig, würd', ein scheuer Gast,  
Weit, weit ich meinen Schemel rücken.

Und was den Mund umspielt so lind,  
So weich und hilflos wie ein Kind,  
Das möcht' in treue Gut ich bergen;  
Und wieder, wenn er höhrend spielt,  
Wie von gespanntem Bogen zielt,  
Wenn leis es durch die Züge wühlt,  
Dann möcht' ich fliehen wie vor Schergen.

Es ist gewiß, du bist nicht Ich,  
Ein fremdes Dasein, dem ich mich  
Wie Moses nahe, unbeschuhet,  
Voll Kräfte, die mir nicht bewußt,  
Voll fremden Leides, fremder Lust;  
Gnade mir Gott, wenn in der Brust  
Mir schlummernd deine Seele ruhet!

Und dennoch fühl' ich, wie verwandt,  
Zu deinen Schauern mich gebannt,  
Und Liebe muß der Furcht sich einen.

Ja, trätest aus Krystalles Rund,  
Phantom, du lebend auf den Grund,  
Nur leise zittern würd' ich, und  
Mich dünkt — ich würde um dich weinen!

### Neujahrsnacht.

Im grauen Schneegeköber blaffen  
Die Formen, es zerfließt der Raum,  
Laternen schwimmen durch die Gassen,  
Und leise knistert es im Flaum;  
Schon naht des Jahres letzte Stunde,  
Und drüben, wo der matte Schein  
Haucht aus den Fenstern der Rotunde,  
Dort ziehn die frommen Väter ein.

Wie zu dem Richter der Bedrängte,  
Ob dessen Haupt die Wage neigt,  
Noch einmal schleicht, eh der verhängte,  
Der schwere Tag im Osten steigt,  
Noch einmal faltet seine Hände  
Um milden Spruch, so knien sie dort,  
Still gläubig, daß ihr Flehen wende  
Des Jahres ernstes Lösungswort.

Ich sehe unter meinem Fenster  
Sie gleiten durch den Nebelrauch,  
Verhüllt und lautlos wie Gespenster,  
Vor ihrer Lippe stirrt der Hauch;  
Ein blasser Kreis zu ihren Füßen  
Zieht über den verschneiten Grund,  
Lichtfunken blitzen auf und schießen  
Um der Laterne dunstig Rund.

Was mögen sie im Herzen tragen,  
 Wie manche Hoffnung, still bewacht,  
 Wie mag es unterm Blitze schlagen  
 So heiß in dieser kalten Nacht!  
 Fort keuchen sie, als möge fallen  
 Der Hammer, eh sie sich gebeugt,  
 Bevor sie an des Thrones Hallen  
 Die letzte Bittschrift eingereicht.

Dort hör' ich eine Angel rauschen,  
 Vernehmlich wird des Kindes Schrei'n,  
 Und die Gestalt — sie scheint zu lauschen,  
 Dann fürder schwimmt der Lampe Schein;  
 Noch einmal steigt sie, läßt die Schimmer  
 Verzittern an des Fensters Rand,  
 Gewiß, es trägt ein Frauenzimmer  
 Sie, einer Mutter fromme Hand!

Nun stampft es rüstig durch die Gasse,  
 Die Decke kracht vom schweren Tritt;  
 Der Krämer schleppt die Sündenmasse  
 Der bösen Zahler keuchend mit;  
 Und hinter ihm wie eine Locke  
 Ein armes Kind im Flitterstaat,  
 Mit seidnem Fähnchen, seidner Locke,  
 Huscht frierend durch den engen Pfad.

Ha, Schellenklingeln längs der Stiege!  
 Glutaugen richtend in die Höh',  
 'ne kolossale Feuerfliege,  
 Rauscht die Karosse durch den Schnee;  
 Und Dämpfe qualmen auf und schlagen  
 Zurück vom Wirbel des Gespanns;  
 Ja, schwere Bürde trägt der Wagen,  
 Die Wünsche eines reichen Manns!

Und hinter ihm ein Licht so schwankend,  
 Der Träger tritt so sachte auf,  
 Nun lehnt er an der Mauer, wartend,  
 Sein hohler Husten schallt hinauf;  
 Er öffnet der Laterne Reifen,  
 Es zupfen Finger lang und fahl  
 Am Dochte, Odemzüge pfeifen, —  
 Du, Armer, kniest zum letztenmal.

Dann Licht an Lichtern längs der Mauer,  
 Wie Meteore irr geschaart,  
 Ein krankes Weib in tiefer Trauer,  
 Husaren mit bereistem Bart,  
 In Filz und Kittel stämm'ge Bauern,  
 Den Rosenkranz in starrer Faust,  
 Und Mädchen, die wie Falken lauern,  
 Von Mantels Fittigen umsaust.

Wie oft hab' ich als Kind im Spiele  
 Gelauscht den Funken im Papier,  
 Der Sternchen zitterndem Gewühle,  
 Und: „Kirchengänger!“ sagten wir;  
 So seh' ich's wimmeln um die Wette  
 Und löschen, wo der Pfad sich eint,  
 Nachzügler noch, dann grau die Stätte,  
 Nur einsam die Rotunde scheint.

Und mählich schwellen Orgelklänge  
 Wie Heroldsrufe an mein Ohr:  
 Knie nieder, Lässiger, und dränge  
 Auch deines Herzens Wunsch hervor!  
 „Du, dem Jahrtausende verrollen  
 Sekundengleich, erhalte mir  
 Ein muthig Herz, ein redlich Wollen  
 Und Fassung an des Grabes Thür.“



Da, horch! — es summt durch Wind und Schloßen,  
Gott gnade uns, hin ist das Jahr!  
Im Schneegestäub' wie Schnee zerfloßen,  
Zukünftiges wird offenbar;  
Von allen Thürmen um die Wette  
Der Hämmer Schläge, daß es schallt,  
Und mit dem letzten ist die Stätte  
Gelichtet für den neuen Wald.

---

### Der Todesengel.

'Es gibt eine Sage, daß, wenn plötzlich matt  
Unheimlich Schaudern Einen übergleite,  
Daß dann ob seiner künft'gen Grabesstatt  
Der Todesengel schreite.

Ich hörte sie und malte mir ein Bild  
Mit Trauerlocken, mondbeglänzter Stirne,  
So schaurig schön, wie's wohl zuweilen quillt  
Im schwimmenden Gehirn.

In seiner Hand sah ich den Ebenstab  
Mit leisem Strich des Bettes Lage messen,  
— So weit das Haupt — so weit der Fuß — hinab!  
Verschüttet und vergessen!

Mich graute, doch ich sprach dem Grauen Hohn,  
Ich hielt das Bild in Reimes Netz gefangen,  
Und frevelnd wagt' ich aus der Todtentron'  
Ein Lorbeerblatt zu langen.

O, manche Stunde denk' ich jetzt daran,  
Fühl' ich mein Blut so matt und stöckend schleichen,  
Schaut aus dem Spiegel mich ein Antlitz an —  
Ich mag es nicht vergleichen; —

Als ich, zuerst dich auf dem Friedhof fand,  
Tieffinnig um die Monumente streifend,  
Den schwarzen Ebenstab in deiner Hand  
Entlang die Hügel schleifend;

Als du das Auge hobst, so scharf und nah,  
Ein leises Schaudern plötzlich mich befangen,  
O wohl, wohl ist der Todesengel da  
Ueber mein Grab gegangen!

---

### Abschied von der Jugend.

Wie der zitternde Verbannte  
Steht an seiner Heimat Grenzen,  
Rückwärts' er das Antlitz wendet,  
Rückwärts seine Augen glänzen,  
Winde, die hinüber streichen,  
Vögel in der Luft beneidet,  
Schaudernd vor der kleinen Scholle,  
Die das Land vom Lande scheidet;

Wie die Gräber seiner Todten,  
Seine Lebenden, die süßen,  
Alle stehn am Horizonte,  
Und er muß sie weinend grüßen;  
Alle kleinen Liebeschätze,  
Unerkannt und unempfunden,  
Alle ihn wie Sünden brennen  
Und wie ewig offene Wunden;

So an seiner Jugend Scheide  
Steht ein Herz voll stolzer Träume,  
Blickt in ihre Paradiese  
Und der Zukunft öde Räume;

Seine Neigungen, verkümmert,  
Seine Hoffnungen, begraben,  
Alle stehn am Horizonte,  
Wollen ihre Thräne haben.

Und die Jahre, die sich langsam,  
Tückisch reichten aus Minuten,  
Alle brechen auf im Herzen,  
Alle nun wie Wunden bluten;  
Mit der armen fargen Habe,  
Aus so reichem Schacht erbeutet,  
Muthlos, ein gebrochener Wanderer,  
In das fremde Land er schreitet.

Und doch ist des Sommers Garbe  
Nicht geringer als die Blüthen,  
Und nur in der feuchten Scholle  
Kann der frische Keim sich hüten;  
Ueber Fels und öde Flächen  
Muß der Strom, daß er sich breite,  
Und es segnet Gottes Rechte  
Uebermorgen so wie heute.

### Was bleibt.

Seh' ich ein Kind zur Weihnachtsfrist,  
Ein rosig Kind mit Taubenaugen,  
Die Kunde von dem kleinen Christ  
Begierig aus den Lippen saugen,  
Aufhorchen, wenn es rauscht im Tann,  
Ob draußen schon sein Pferdchen schnaube:  
„O Unschuld, Unschuld,“ dent' ich dann,  
„Du zarte, scheue, flücht'ge Taube!“

Und als die Wolke kaum verzog,  
 Studenten klirrten durch die Straßen,  
 Und „Vivat Bona!“ donnert's hoch,  
 So fest und fröhlich sonder Maßen;  
 Sie scharten sich wie eine Macht,  
 Die gegen den Koloss sich bäume:  
 „O Hoffnung,“ hab' ich da gedacht,  
 „Wie bald zerrinnen Traum' und Schäume!“

Und ihnen nach ein Reiter stampft,  
 Geschmückt mit Kreuz und Epaulette,  
 Den Izado lüftet er, es dampft  
 Wie Ofen seines Scheitels Glätte;  
 Kühn war der Blick, der Arm noch stramm,  
 Doch droben schwebt' der Zeitenrabe:  
 Da schien mir Kraft ein Meeresdamm,  
 Den jeder Pulsschlag untergrabe.

Und wieder durch die Gasse zog  
 Studentenhauf, und vor dem Hause  
 Des Rektors dreimal „Hurrah hoch!“  
 Und wieder „hoch!“ — aus seiner Kause,  
 In Zipfelmütze und Flanell,  
 Ein Schemen nickt am Fensterbogen.  
 „Ha,“ dacht' ich, „Ruhm, du Mordgesell,  
 Kömmst nur als Leichenhuhn geflogen!“

An meine Wange haucht' es dicht,  
 Und wie das Haupt ich seitwärts regte,  
 Da sah ich in das Angesicht  
 Der Frau, die meine Kindheit pfl egte,  
 Dieß Antlitz, wo Erinnerung  
 Und werthe Gegenwart sich paaren:  
 „O Liebe,“ dacht' ich, „ewig jung  
 Und ewig frisch bei grauen Haaren!“



# Scherz und Ernst.



## Dichters Naturgefühl.

Es war an einem jener Tage,  
Wo Lenz und Winter sind im Streit,  
Wo naß das Weilchen klebt am Hage,  
Kurz, um die erste Maienzeit;  
Ich suchte keuchend mir den Weg  
Durch sumpf'ge Wiesen, dürre Raine,  
Wo matt die Kröte hocht' am Steine,  
Die Eidechz schlüpfte übern Steg.

Durch hundert kleine Wassertruben,  
Die wie verkühlter Spüligst stehn,  
Zu stelzen mit den Gummischuhen,  
Bei Gott, heißt Das Spazierengehn?  
Natur, wer auf dem Haberrohr  
In Jamben, Stanzas, süßen Phrasen  
So manches Loblied dir geblasen,  
Dem stell' dich auch manierlich vor!

Da ließ zurück den Schleier wehen  
Die eitle vielbesungne Frau,  
Als fürchte sie des Dichters Schmähen;  
Im Sonnenlichte stand die Au,  
Und bei dem ersten linden Strahl  
Stieg eine Lerche aus den Schollen  
Und ließ ihr Tirililum rollen  
Recht wacker durch den Aethersaal.

Die Quellchen, glitzernd wie krystallen, —  
 Die Zweige, glänzend emailirt —  
 Das kann dem Kenner schon gefallen,  
 Ich nickte lächelnd: „Es passiert!“  
 Und stapfte fort in eine Schlucht,  
 Es war ein still und sonnig Fleckchen,  
 Wo tausend Anemonenglöckchen  
 Umgaukelten des Veilchens Duft.

Das üpp'ge Moos — der Lerchen Lieder —  
 Der Blumen Flor — des Krautes Reim —  
 Auf meinen Mantel saß ich nieder  
 Und sann auf einen Frühlingsreim.  
 Da — alle Musen, welch ein Ton! —  
 Da kam den Rain entlang gesungen  
 So eine Art von dummen Jungen,  
 Der Friedrich, meines Schreibers Sohn.

Den Epheukranz im flächsnen Haare,  
 In seiner Hand den Veilchenstrauß,  
 So trug er seine achtzehn Jahre  
 Romantisch in den Lenz hinaus.  
 Nun schlüpfst' er durch des Hagens Loch,  
 Nun hing er an den Dornenzweiden  
 Wie Abrams Widder in den Hecken,  
 Und in den Dornen pfiß er noch.

Bald hatt' er beugend, gleitend, springend,  
 Den Blumenanger abgegrast  
 Und rief nun, seine Mähnen schwingend:  
 „Victoria, Trompeten, bläst!“  
 Dann flüstert' er mit süßem Hall:  
 „O, wären es die schwed'schen Hörner!“  
 Und dann begann ein Lied von Körner;  
 Fürwahr, du bist 'ne Nachtigall!



Ich sah ihn, wie er an dem Walle,  
Im feuchten Moose niedersaß  
Und nun die Beilchen, Glöckchen alle  
Mit sel'gem Blick zu Sträußen las,  
Auf seiner Stirn den Sonnenstrahl;  
Mich faßt' ein heimlich Unbehagen,  
Warum? ich weiß es nicht zu sagen,  
Der fade Bursch war mir fatal.

Noch war ich von dem blinden Hesse  
Auf meinem Mantel nicht gesehn,  
Und so begann ich zu ermessen,  
Wie übel ihm von Gott geschehn;  
O Himmel, welch ein traurig Loos,  
Das Schicksal eines dummen Jungen,  
Der zum Copisten sich geschwungen  
Und auf den Schreiber steuert los!

Der in den kargen Feierstunden  
Romane von der Jose borgt,  
Beklagt des Löwenritters Wunden  
Und seufzend um den Posa sorgt,  
Der seine Zelle, kalt und klein,  
Schmückt mit Aladdin's Zaubergabe  
Und an dem Quell, wie Schillers Knabe,  
Violen schlingt in Kränzelein!

In dessen wirbelndem Gehirne  
Das Leben spukt gleich einer Fey,  
Der — hastig fuhr ich an die Stirne:  
„Wie, eine Mücke schon im Mai?“  
Und trabte zu der Schlucht hinaus,  
Hohl hustend, mit beklemmter Lunge,  
Und drinnen blieb der dumme Junge  
Und pfiß zu seinem Beilchenstrauß!

---

## Der Theetisch.

Zeugnen willst du Zaubertränke,  
 Lachst mir höhnisch in die Zähne,  
 Wenn Isoldens ich gedente,  
 Wenn Gudrunens ich erwähne?

Und was deine kluge Amme  
 In der Dämmerung dir vertraute,  
 Von Schneewittchen und der Flamme,  
 Die den Herenschwaden braute;

Alles will dir nicht genügen,  
 Ueberweiser Müdensieber?  
 Nun, so laß die Feder liegen,  
 Schieb dich in den Cirtel, Lieber,

Wo des zopfigen Chinesen  
 Trant im Silberkessel zischet,  
 Sein Aroma außerlesen  
 Mit des Patschuls Düften mischet;

Wo ein schöner Geist, den Bogen  
 Feingefälteht in der Tasche,  
 Lauscht, wie in den Redewogen  
 Er das Steuer sich erhasche;

Wo in zarten Händen hörbar  
 Klanke Nadelstäbe knittern,  
 Und die Herren stramm und ehbar  
 Breiten ihrer Weisheit Flittern.

Alles scheint dir noch gewöhnlich,  
 Von der Sohle bis zum Scheitel,  
 Und du rufst, dem Weisen ähnlich:  
 „Alles unterm Mond ist eitel!“

Dir gegenüber und zur Seite  
Hier Christinos, dort Carlisten,  
Lauter ordinäre Leute,  
Deutsche Michel, gute Christen!

Aber sieh die weißen schmalen  
Finger sich zum Griff bereiten  
Und die dampfumbüllten Schalen  
Zierlich an die Lippen gleiten:

Noch Minuten — und die Stube  
Ist zum Kiosk umgestaltet,  
Wo der thränenreiche Bube,  
Der Chinesse zaubernd waltet;

Von der rosenfarbnen Rolle  
Liest er seine Zauberreime,  
Verse, zart wie Seidenwolle,  
Süß wie Jungfernhonigseime;

„Ting, tang, tong“ — das steigt und sinket,  
Welch Gefäusel, welches Zischen!  
Wie ein irres Hündlein hinket  
Noch ein deutsches Wort dazwischen.

Und die süßen Damen lächeln,  
Leise schaukelnde Pagoden;  
Wie sie nicken, wie sie sächeln,  
Wie der Knäuel hüpfet am Boden!

Aber, weh, nun wird's gefährlich,  
„Tsch, tsch, tschung“ — die Töne schneiden,  
Schnell hinweg die Messer! schwerlich  
Uebersteht er solche Leiden;

Denn er schaukelt und er dehnet  
Ob der Zauberschale Rauche;  
Weh, ich fürcht', am Boden stöhnnet  
Bald er mit geschlipptem Bauche!

Und die eingeschreckten Frauen  
 Sizen stumm und abgetafelt,  
 Nur das schwankte Haupt vor Grauen  
 Noch im Pendelschwunge wackelt;

Tiefe Stille im Gemache —  
 Thrän' im Auge — Kummermiene —  
 Und wie Glöckchen an dem Dache  
 Spielt die siedende Maschine;

Alle die gesenkten Köpfe  
 Blinzelnd nach des Tisches Mitten,  
 Wo die Brezel stehn, wie Böpfe,  
 In Verzweiflung abgeschnitten;

Suche suchst nach deinem Hute,  
 Freund, entschleiche unterm Lesen,  
 Sonst, ich schwör's bei meinem Blute,  
 Zaubern sie dich zum Chinesen,

Löst sich deines Fracks Wedel,  
 Unwillkürlich mußt du zischen,  
 Und von deinem weißen Schädel  
 Fühlst du Haar um Haar entwischen,

Bis dir blieb nur Eine Locke  
 Von des dunklen Wulstes Drängen,  
 Dich damit, lebend'ge Locke,  
 An dem Kioß aufzuhängen.

### Die Nadel im Baume.

Vor Zeiten, ich war schon groß genug,  
 Hatt' die Kinderschuhe vertreten,  
 Nicht alt war ich, doch eben im Zug,  
 Zu Santt Andreas zu beten,

Da bin ich gewandelt Tag für Tag  
Das Feld entlang mit der Kathi;  
Ob etwas Liebes im Wege lag?  
Tempi passati — passati!

Und in dem Haideland stand ein Baum,  
Eine schlanke schwächliche Erle,  
Da saßen wir oft in wachendem Traum  
Und horchten dem Schlage der Merle;  
Die hatte ihr struppiges Nest gebaut  
Grad in der schwankenden Krone,  
Und hat so fest hernieder geschaut  
Wie ein Gräflein vom winzigen Throne.

Wir kosten so viel und gingen so lang,  
Daß drüber der Sommer verfloßen;  
Dann hieß es: „Scheiden, o weh wie bang!“  
Viel Thränen wurden vergossen;  
Die Hände hielten wir stumm gepreßt,  
Da zog ich aus flatternder Binde  
Eine blanke Nadel und drückte fest,  
Sie fest in die saftige Rinde.

Und drunter merkte ich Tag und Stund,  
Dann sind wir fürder gezogen,  
So kläglich schluchzend aus Herzensgrund,  
Daß schreiend die Merle entflohen;  
O, junge Seelen sind Königen gleich,  
Sie können ein Peru vergeuden,  
Im braunen Haid, unterm grünen Zweig,  
Ein Peru an Lieben und Leiden.

Die Jahre verglitten mit schleichendem Gang,  
Berrannen gleich dustiger Wolke,  
Und wieder zog ich das Feld entlang  
Mit jungem lustigen Volke;

Die schleuderten Stäbe und schrieten „Halloh!“  
 Die sprudelten Wiße wie Schlossen,  
 Mir ward's im Herzen gar fest und froh,  
 Muthwillig wie unter Genossen.

Da plötzlich rauscht' es im dichten Gezweig,  
 „Eine Merle,“ rief's, „eine Merle!“  
 Ich fuhr empor — ward ich etwa bleich?  
 Ich stand an der alternden Erle;  
 Und rückwärts zog mir's den Schleier vom Haar,  
 Ach Gott, ich erglühte wie Flamme,  
 Als ich sah, daß die alte Nadel es war,  
 Meine rostige Nadel im Stamme!

Drauf hab' ich genommen ganz still in Schau  
 Die Inschrift, zu eigenem Frommen,  
 Und fühlte dann plötzlich, es steige der Thau  
 Und werde mir schwerlich bekommen.  
 Ich will nicht klagen, mir blieb ein Hort,  
 Den rosten nicht Wetter und Wogen,  
 Allein für immer, für immer ist fort  
 Der Schleier vom Auge gezogen!

### Die beschränkte Frau.

Ein Krämer hatte eine Frau,  
 Die war ihm schier zu sanft und milde,  
 Ihr Haar zu licht, ihr Aug' zu blau,  
 Zu gleich ihr Blick dem Mondenschildbe;  
 Wenn er sie sah so still und sacht  
 Im Hause gleiten wie ein Schemen,  
 Dann faßt' es ihn wie böse Macht,  
 Er mußte sich zusammen nehmen.

Vor Allem macht' ihm Ueberdruß  
 Ein Wort, das sie an Alles knüpfte,  
 Das freilich in der Rede Fluß  
 Gedankenlos dem Mund entschlüpfte:  
 „In Gottes Namen,“ sprach sie dann,  
 Wenn schwere Prüfungsstunden kamen,  
 Und wenn zu Weine ging ihr Mann,  
 Dann sprach sie auch: „in Gottes Namen.“

Das schien ihm lächerlich und dumm,  
 Mitunter frevelhaft vermessen;  
 Oft schalt er, und sie weinte drum  
 Und hat es immer doch vergessen.  
 Gewöhnung war es früher Zeit  
 Und klösterlich verlebter Jugend;  
 So war es keine Sündlichkeit  
 Und war auch eben keine Tugend.

Ein Sprichwort sagt: wem gar nichts fehlt,  
 Den ärgert an der Wand die Fliege;  
 So hat dies Wort ihn mehr gequält,  
 Als Andre Hinterlist und Lüge.  
 Und sprach sie sanft: „Es paßte schlecht!“  
 Durch Demuth seinen Groll zu zähmen,  
 So schwor er, übel oder recht,  
 Wird' es ihn ärgern und beschämen.

Ein Blüthenhag war seine Lust.  
 Einst sah die Frau ihn sinnend stehen  
 Und, ganz versunken, unbewußt,  
 So Zweig an Zweig vom Strauche drehen;  
 „In Gottes Namen!“ rief sie, „Mann,  
 „Du ruinirst den ganzen Hag!“  
 Der Gatte sah sie grimmig an,  
 Fürwahr, fast hätt' er sie geschlagen.

Doch wer da Unglück sucht und Neu,  
 Dem werden sie entgegen eilen.  
 Der Handel ist ein zart Gebäu  
 Und ruht gar sehr auf fremden Säulen:  
 Ein Freund fallirt, ein Schuldner flieht,  
 Ein Gläub'ger will sich nicht gedulden,  
 Und eh ein halbes Jahr verzieht,  
 Weiß unser Krämer sich in Schulden.

Die Gattin hat ihn oft gesehn  
 Gedankenvoll im Sande waten,  
 Am Contobuche seufzend stehn  
 Und hat ihn endlich auch errathen;  
 Sie öffnet heimlich ihren Schrein,  
 Langt aus verborgner Fächer Grube,  
 Dann, leise wie der Mondenschein,  
 Schlüpft sie in ihres Mannes Stube.

Der saß, die schwere Stirn gestützt,  
 Und rauchte fort am kalten Rohre:  
 „Karl!“ drang ein scheues Flüstern icht  
 Und wieder „Karl!“ zu seinem Ohre;  
 Sie stand vor ihm, wie Blut so roth,  
 Als gälte es eine Schuld gestehen.  
 „Karl,“ sprach sie, „wenn uns Unheil droht,  
 Ist's denn unmöglich, ihm entgegen?“

Drauf reicht sie aus der Schürze dar  
 Ein Säckchen, stramm und schwer zu tragen,  
 Drin Alles, was sie achtzehn Jahr  
 Erspart am eigenen Behagen.  
 Er sah sie an mit raschem Blick  
 Und zählte, zählte nun auf's Neue,  
 Dann sprach er seufzend: „Mein Geschick  
 Ist zu verwirrt — dieß langt wie Spreue!“



Sie bot ein Blatt und wandt' sich um,  
 Erzitternd, glüh gleich der Granate;  
 Es war ihr kleines Eigenthum,  
 Das Erbtheil einer frommen Pathe.  
 „Nein,“ sprach der Mann, „das soll nicht sein!“  
 Und klopfte freundlich ihre Wangen.  
 Dann warf er einen Blick hinein  
 Und sagte dumpf: „Schier möcht' es langen.“

Nun nahm sie aus der Schürze Grund  
 All ihre armen Herrlichkeiten,  
 Theelöffelchen, Dukaten rund,  
 Was ihr geschenkt von Kindeszeiten.  
 Sie gab es mit so freud'gem Zug!  
 Doch war's, als ob ihr Mund sich regte,  
 Als sie zuletzt aufs Contobuch  
 Der sel'gen Mutter Trauring legte.

„Fast langt es,“ sprach gerührt der Mann,  
 „Und dennoch kann es schmähslich enden;  
 Willst du dein Leben dann fortan,  
 Geplündert, fristen mit den Händen?“  
 Sie sah ihn an — nur Liebe weiß  
 An liebem Blicke so zu hangen —  
 „In Gottes Namen!“ sprach sie leise,  
 Und weinend hielt er sie umfassen.

---

### Die Stubenburschen.

Sie waren Beide froh und gut  
 Und mochten ungern scheiden;  
 Die Jahre fliehn, es liest der Muth,  
 Der Tag bringt Freud' und Leiden;

Geschäft will Zeit, und Zeit ist schnell,  
 So unterblieb das Schreiben;  
 Doch öfters sprach Emanuel:  
 „Was mag der Franzel treiben!“

Da trat einst Wintermorgens früh  
 Ein Mann in seine Stube,  
 Seltsam verschabt wie ein Genie  
 Und hager wie Coeur-Bube;  
 Sah ihn so glau und pffiffig an  
 Und blinzelt' vor Behagen;  
 „Emanuel, du Hampelmann!  
 Willst du mir denn nichts sagen?“

„Er ist es!“ rief der Doktor aus  
 Und reicht' ihm beide Hände.  
 „Willkomm, Willkomm! wie siehst du aus?  
 Ei, munter und behende.“ —  
 „Ha,“ rief der Andre, „Sapperment,  
 Man sieht, du darfst nicht sorgen!  
 Wie roth du bist, wie corpulent!  
 Du hast dich wohl geborgen.“

Drauf saß man zu Ramin und Wein,  
 Ließ von der Glut sich rösten  
 Und äzte sich mit Schmeichelein,  
 Den Ältern den zu trösten.  
 Ein Jeder warf den Hamen hin  
 Als wohlgeübter Fischer,  
 Und Jeder dachte still: „Ich bin  
 Gewiß um zehn Jahr frischer.“

Man schüttelte die Hände derb,  
 Dann ging es an ein Fragen.  
 Reich war des Medikus Erwerb,  
 Und dennoch mocht' er klagen.

Er sah den Franz bedenklich an  
Und dacht', er steck' in Schulden;  
Doch dieser prahlte: er sei ein Mann  
Von „täglich seinem Gulden.“

Zwei Jahre hat er nur gespart  
Und dann, ein fester Kämpfer,  
Gerasselt mit der Eisenfahrt,  
Gestrudelt mit dem Dämpfer!  
O, wie er die „Stadt Leyden“ pries  
Und der Kajüte Gleisen!  
Nach seiner Meinung dürfte sie  
„Victoria“ nur heißen.

Das hat den Medikus gerührt,  
Ihm den bescheidenen Schluder  
Lebendig vor das Aug' geführt,  
Der Klöße aß wie Zucker.  
Und gar, als Jener sprach: „Denkst du  
Noch an die halbe Flasche?“  
Der Doktor kniff die Augen zu  
Und klimpert' in der Tasche.

Dann ging es weiter: „Denkst du dort?  
Und denkst du dies? und jenes?“  
Die Bilder wogten lustig fort,  
Viel Herzliches und Schönes.  
Wie Abendroth zog ins Gemach  
Ein frischer Jugendbodem  
Und überhauchte nach und nach  
Der Pillenschachteln Brodem.

Am nächsten Morgen hat man kaum  
Den Doktor mögen kennen,  
Man sah ihn lächeln wie im Traum  
Und seine Wangen brennen;

Im heiligen Studiercloset  
Hört' man die Gläser klingen  
Und ein miltöniges Duett  
Aus Uhrenfehlen dringen.

Nicht litt am Blute mehr der Mann,  
Am Podagra und Griefe:  
Sah er den dürrn Franzel an,  
So schien er sich ein Riese;  
Hat er den Franzel angesehen  
Mit seinem Gulden täglich,  
So mußt' er selber sich gestehn,  
Es geh' ihm ganz erträglich.

Doch als der dritte Tag entschwand,  
Da sah man auch die Weiden  
Betrübten Auges stehn am Strand,  
Und wieder hieß es: Scheiden! —  
„Leb' wohl, Emanuel, leb' wohl!“ —  
— „Leb' wohl, du alte Seele!“ —  
Und die „Stadt Leyden“ tauschte hohl  
Durch Dunst und Wogenschehle.

Drei Monde hat das Jahr gebracht,  
Seit Franzel ist geschieden,  
Mit ihm des Hypochonders Macht;  
Der Doktor lebt in Frieden.  
Und will der Dämon hier und dort  
Sich schleichend offenbaren,  
So geht er an des Rheines Bord  
Und sieht „Stadt Leyden“ fahren.

---

## Die Schmiede.

Wie kann der alte Apfelbaum  
So lockre Früchte tragen,  
Wo Mistelbüsch' und Mooses Flaum  
Aus jeder Ritze ragen?

Halb todt, halb lebend, wie ein Prinz  
In einem Ammenmärchen,  
Die eine Seite voll Gespinns,  
Wurmstraß und Flockenhärchen,

Langt mit der andern, üppig roth,  
Er in die Funkenreigen,  
Die knatternd aus der Schmiede Schlot  
Wie Sternraketen steigen;

Ein zweiter Scävola hält Jahr  
Auf Jahr er seine Rechte  
Der Glut entgegen, die kein Haar  
Zu fengen sich erfrechte.

Und drunten geht es Pink und Pant,  
Man hört die Flamme pfeifen,  
Es leucht der Balg aus hohler Flank'  
Und bildet Aschenstreifen;

Die Kohle knallt, und drüber dicht,  
Mit Augen wie Pyropen,  
Beugt sich das grimmige Gesicht  
Des ruhigen Cyklopen.

Er hält das Eisen in die Glut  
Wie eine arme Seele,  
Er knackt und sprizet Funkenblut  
Und dunstet blaue Schwebel.

Dann auf dem Amboss, Schlag an Schlag,  
Läßt es sein Weh ertlingen,  
Bis nun gekrümmt in Zorn und Schmach  
Es freucht zu Hufes Ringen.

### Des alten Pfarrers Woche.

#### Sonntag.

Das ist nun so ein schlimmer Tag,  
Wie der April ihn bringen mag  
Mit Schlacken, Schnee und Regen.  
Zum dritten Mal in das Gebrausch  
Streckt Jungfer Anne vor dem Haus  
Ihr kupfern Blendlaterndchen aus  
Und späht längs allen Wegen.

„Wo nur der Pfarrer bleiben kann?  
Ach, sicher ist dem guten Mann  
Was übern Weg gefahren!  
Ein Pfleger wohl, der Rechnung macht. —  
Aus war der Gottesdienst um acht:  
Soll man so streifen in der Nacht  
Bei Dicht und grauen Haaren!“

Sie schließt die Thüre, schüttelt baß  
Ihr Haupt und wischt am Brillenglas;  
So gut dünkt ihr die Stube;  
Im Ofen fracht's, der Lampenschein  
Hellt überm Tisch den Sonntagswein,  
Und lockend läßt der Sessel ein  
Mit seiner Kissengrube.

Pantoffeln — Schlafrock — Alles recht!  
Sie horcht auf's neu; doch hört sie schlecht,

Es schwirrt ihr vor den Ohren.  
 „Wie? hat's geklingelt? — Ei der Daus,  
 Zum zweiten Male! schnell hinaus!“  
 Da tritt der Pfarrer schon ins Haus,  
 Ganz blau und steif gefroren.

Die Jungfrau blickt ein wenig quer,  
 Begütigend der Pfarrer her,  
 Wie's recht in diesem Orden.  
 Dann hustet er: „Nicht Mond noch Stern!  
 Der lahme Friedrich hört doch gern  
 Ein christlich Wort am Tag des Herrn,  
 Es ist mir spät geworden!“

Nun sinkt er in die Kissen fest,  
 Wirft ab die Kleider, ganz durchnäßt,  
 Und schlürft der Traube Segen.  
 Ach Gott! wer nur jahraus, jahrein  
 In Andrer Dienste lebt allein,  
 Weiß, was es heißt, beim Sonntagswein  
 Sich auch ein wenig pflegen.

### Montag.

„Wenn ich Montags früh erwache,  
 Wird mir's ganz behaglich gleich;  
 Montag hat so eigne Sache  
 In dem kleinen Wochenreich.  
 Denn die Predigt liegt noch ferne,  
 Alle Sorgen scheinen leicht;  
 Keiner kommt am Montag gerne,  
 Sei's zur Trauung, sei's zur Beicht.

„Und man darf mir's nicht verdanken,  
 Will ich in des Amtes Frist

Dem ein freies Stündchen schenken,  
 Was doch auch zu loben ist.  
 So erwacht denn, ihr Gesellen  
 Meiner fleiß'gen Jugendzeit!  
 Wollt in Reih' und Glied euch stellen,  
 Alte Bilder, eingeschnitten!

„Ilion will ich bekriegen,  
 Mit Horaz auf Reisen gehn,  
 Will mit Alexander siegen  
 Und an Memnon's Säule stehn.  
 Oder auch vergnügt ergründen,  
 Was das Vaterland gebracht,  
 Mich mit Rant und Wolf verbünden,  
 Zieh'n mit Laudon in die Schlacht.“

Auf der Bücherleiter traben  
 Sieh den Pfarrer, lustentbrannt,  
 Sich verschanzen, sich vergraben  
 Unter Hest und Foliant.  
 Blättern sieh ihn — nicken — spüren —  
 Ganz versunken sitzen dann,  
 Daß mit einer Linie rühren  
 Du das Buch magst und den Mann.

Doch was kann ihn so bewegen?  
 Aufgeregt scheint sein Gehirn!  
 Und das Köppchen ganz verwegen  
 Drückt er hastig in die Stirn.  
 Nun beginnt er gar zu pfeifen,  
 Hörch! das Lied vom Prinz Eugen;  
 Seinen weißen Busenstreifen  
 Seh' ich auf- und niedergehn.

Ha, nun ist der Thür' geschlagen!  
 Und der Pfarrer springt empor!



Höher seine Brauen ragen,  
 Senkrecht steht sein Pfeifenrohr.  
 Im Triumph muß er sich denken  
 Mit dem Kaiser und dem Staat,  
 Sieht sich selbst den Säbel schwenken,  
 Fühlt sich selber als Soldat.

Aber draußen klappern Tritte,  
 Nach dem Pfarrer fragt es hell,  
 Der, aus des Gefechtes Mitte,  
 Huscht in seinen Sessel schnell.  
 „Ei! das wären saubre Kunden!  
 Beichtkind und Kommunikant!  
 Hättet ihr den Pfarr' gefunden  
 Mit dem Säbel in der Hand!“

### D i n s t a g.

Auf der breiten Tenne drehn  
 Paar an Paar so nett,  
 Wo die Musikanten stehn,  
 Geig' und Klarinett —  
 Auch der Brummbaß rumpelt drein —  
 Sieht man noch den Bräut'gams'schrein  
 Und das Hochzeitbett.

Etwas eigen, etwas schlau  
 Und ein wenig bleich,  
 Sittsam sieht die junge Frau,  
 Würdevoll zugleich;  
 Denn sie ist des Hauses Sproß,  
 Denn sie führt den Ehenos  
 In ihr Erb' und Reich.

Eipp'schaft ist ein weites Band,  
 Geht gar viel hinein;

Hundert Rappen goldentbrannt,  
 Kreuze funkeln drein;  
 Wie das drängt und wie das schiebt!  
 Was sich kennt und was sich liebt,  
 Will beisammen sein.

Nun ein schallend Vivat bricht  
 In dem Schwarme aus,  
 Wo sogar die Thiere nicht  
 Weigern den Applaus.  
 Ja, wie an der Krippe fein  
 Brüllen Ochs und Esel  
 Uebern Trog hinaus.

Ganz verdußt der junge Mann  
 Raum die Flasche hält,  
 Spässe hageln drauf und dran,  
 Keiner neben fällt;  
 Doch er lacht und reicht die Hand.  
 Nun, er ist für seinen Stand  
 Schon ein Mann von Welt.

Alte Frauen, schweißbedeckt,  
 Junge Mägd' im Lauf  
 Spenden, was der Korb verdeckt,  
 Reihen ab und auf.  
 Sieben Tische kann man sehn,  
 Sieben Kaffeekessel stehn  
 Breit und glänzend drauf.

Aber freundlich, wie er kam,  
 Sucht der Pfarrer gut  
 Drüben unter tausend Kram  
 Seinen Stab und Hut,  
 Dankt noch schön der Frau vom Haus;

In die Dämmerung hinaus  
Trabt er wohlgemuth;

Wandelt durch die Abendruh,  
Sinnend allerlei:  
„Ei, dort ging es löblich zu,  
Munter, und nicht frei.  
Aber — aber — aber doch —“  
Und ein langes Aber noch  
Fügt er seufzend bei.

„Wie das flimmert! wie das lacht!  
Ranten Händebreit!“  
Ach, die schöne Kleiderpracht  
Macht ihm tausend Leid.  
Und nun gar — er war nicht blind —  
Eines armen Mannes Kind;  
Nein, das ging zu weit.

Kurz, er nimmt sich's ernstlich vor,  
Heut und hier am Steg —  
Ja, an der Gemeinde Ohr,  
Wächter treu und reg,  
Will er's tragen ungeschert;  
O, er findet schon die Zeit  
Und den rechten Weg.

#### Mittwoch.

Begleitest du sie gern,  
Des Pfarrers Lust und Plagen:  
Sich gleich an allen Tagen  
Triffst du den frommen Herrn.  
Der gute Seelenhirt!  
Tritt über seine Schwelle:  
Da ist er schon zur Stelle  
Als des Kollegen Wirth.

In wohlgemeinten Sorgen,  
Wie er geschäftig thut!  
Doch dämmert kaum der Morgen,  
Dies eben dünkt ihm gut.  
Am Abend kam der Freund,  
Erschöpft nach Art der Gäste;  
Nun säub're man auf's Beste,  
Daß Alles nett erscheint.

Nun strahlt die große Kanne,  
Die Teller blißen auf;  
Noch scheuert Jungfer Anne  
Und horcht mitunter auf.  
Ach, sollte sie der Gast  
Im alten Tüchchen finden,  
Sie müßte ganz verschwinden  
Vor dieser Schande Last.

Und was zur Hand thut stehen,  
Das reizt den Pfarrer sehr,  
Die Jungfer wird's nicht sehen,  
Er macht sich drüber her;  
Die Schlaguhr greift er an  
Mit ungeschickten Händen  
Und sucht sie sacht zu wenden,  
Der übermüth'ge Mann!

Schleppt Foliantenbürde,  
Puzt Fensterglas und Tisch;  
Fürwahr, mit vieler Würde  
Führt er den Flederwisch.  
Am Paradiesesbaum  
Die Blätter, zart aus Knochen,  
Eins hat er schon zerbrochen,  
Jedoch man sieht es kaum.

Und als er just in Schatten  
Die alte Klingel stellt —  
Es kommt ihm wohl zu statten —  
Da raucht es draußen, gelt!  
Zidel schlägt an in Hast,  
Die Jungfer ist geflüchtet,  
Und, stattlich aufgerichtet,  
Begrüßt der Pfarr' den Gast.

Wie dem so wohl gefallen  
Die Aussicht und das Haus,  
Wie der entzückt von allen,  
Nicht Worte drücken's aus!  
Ich sag' es ungenirt:  
Sie kamen aus den Gleisen,  
Sich Ehre zu erweisen,  
Der Gast und auch der Wirth.

Und bei dem Mittagessen,  
Daß man vortrefflich fand,  
Da ward auch nicht vergessen  
Der Lehr- und Ehrenstand.  
Ich habe viel gehört,  
Doch nichts davon getragen,  
Nur dieses mag ich sagen:  
Sie sprachen sehr gelehrt.

Und sieh nur! drüben schreitet  
Der gute Pfarrer just,  
Er hat den Gast geleitet  
Und spricht aus voller Brust:  
„Es ist doch wahr! mein Haus,  
So nett und blank da droben,  
Ich muß es selber loben,  
Es nimmt sich einzig aus.“

## Donnerstag.

Winde rauschen, Floden tanzen,  
Jede Schwalbe sucht das Haus,  
Nur der Pfarrer unerschrocken  
Segelt in den Sturm hinaus.  
Nicht zum besten sind die Pfade,  
Aber leidlich würd' es sein,  
Trüg' er unter seinem Mantel  
Nicht die Aepfel und den Wein.

Ach, ihm ist so wohl zu Muthe,  
Daß dem kranken Zimmermann  
Er die längst gegönnte Gabe  
Endlich einmal bieten kann.  
Immer muß er heimlich lachen,  
Wie die Anne Aepfel laß,  
Und wie er den Wein stipigte,  
Während sie im Keller saß.

Längs des Teiches sieh ihn flattern,  
Wie er rudert, wie er streicht,  
Kann den Mantel nimmer zwingen  
Mit den Fingern, starr und feucht.  
Desters aus dem trüben Auge  
Eine kalte Zähre bricht,  
Wehn ihm seine grauen Haare  
Spinnenwebig ums Gesicht.

Doch, Gottlob! da ist die Hütte,  
Und nun öffnet sich das Haus,  
Und nun keuchend auf der Tenne  
Schüttelt er die Federn aus.  
Ach, wie freut der gute Pfarrer  
Sich am blanken Feuerchein!  
Wie geschäftig schenkt dem Kranken  
Er das erste Gläschen ein.

Setzt sich an des Lagers Ende,  
 Stärkt ihm bestens die Geduld,  
 Und von seinen frommen Lippen  
 Einfach fließt das Wort der Huld.  
 Wenn die abgekehrten Hände  
 Er so fest in seine schließt,  
 Anders fühlt sich dann der Kranke,  
 Meint, daß gar nichts ihn verdrießt.

Mit der Einfalt, mit der Liebe  
 Schmeichelt er die Seele wach,  
 Kann an jedes Herz sich legen,  
 Sei es kraftvoll oder schwach.  
 Aber draußen will es dunkeln,  
 Draußen tröpfelt es vom Dach; —  
 Lange sehn ihm nach die Kinder,  
 Und der Kranke seufzt ihm nach.

#### Freitag.

Zu denken in gestandnen Tagen  
 Der Sorge, die so treulich sann,  
 Der Liebe, die ihn einst getragen,  
 Wohl ziemt es jedem Ehrenmann.  
 Am Lehrer alt, am Schüler mild  
 Magst du nicht selten es gewahren;  
 Und sind sie beide grau von Haaren,  
 Um desto werth'er ist das Bild.

Zumeist dem Priester wird beschieden  
 Für frühe Treue dieser Lohn;  
 Nicht einsam ist des Alters Frieden,  
 Der Bögling bleibt sein lieber Sohn.  
 Ja, was erstarrt im Lauf der Zeit  
 Und wehrt dem Neuen einzudringen,

Des Herzens steife Flechten schlingen  
Sich fester um Vergangenheit.

So läßt ein wenig Buß gefallen  
Sich heut der gute Pfarrer gern:  
Das span'sche Rohr, die Silberknallen,  
Denn heute geht's zum jungen Herrn.  
Der mag in reifen Jahren stehn,  
Da ihn erwach's'ne Kinder ehren;  
Allein das kann den Pfarr' nicht stören,  
Der ihn vor Zeiten klein gesehen.

Still wandelnd durch des Parkes Linden,  
In deren Schutz das Beilchen blüht,  
Der Alte muß es freundlich finden,  
Daß man so gern ihn Freitags sieht;  
Er weiß, dem Junker sind noch frisch  
Die lieben längst verschwundnen Zeiten  
Und seines Lehrers schwache Seiten:  
Ein Gläschen Wein, ein guter Fisch.

Schon tritt er in des Thores Halle;  
Da, wie aus reifem Erbsenbeet  
Der Späßen Schaar, so hinterm Walle  
Hervor es flattert, lacht und kräht;  
Der kleinen Junker wilde Schaar,  
Die still gelauscht im Mauerbogen  
Und nun den Pfarrer so betrogen,  
So überrumpelt ganz und gar.

Das stürmt auf ihn von allen Seiten,  
Das klammert überall sich an;  
Fürwahr, mühselig muß er schreiten,  
Der müde und geduld'ge Mann.  
Jedoch er hat sie allzu gern,



Die ihn so unbarmherzig plagen,  
Und fast zu viel läßt er sie wagen,  
Die junge Brut des jungen Herrn.

Wie dann des Hauses Wirth sich freute,  
Der Mann mit früh ergrautem Haar,  
Nicht wich von seines Lehrers Seite  
Und rückwärts ging um dreißig Jahr;  
Wie er in alter Zeiten Bann  
Nur flüsternd sprach nach Schüler Weise,  
Man sieht es an und lächelt leise,  
Doch mit Vergnügen sieht man's an.

Und später beim Spazierengehen,  
Die Beiden hemmen oft den Schritt,  
Nach jeder Blume muß man sehen,  
Und manche Pflanze wandert mit.  
Der Eine ist des Amtes bar,  
Nichts hat der Andre zu regieren;  
Sie gehn auf's Neu botanisiren,  
Der Theolog und sein Scholar.

Doch mit dem Abend naht das Scheiden,  
Man schiebt es auf, doch kömmt's heran,  
Die Kinder wollen's gar nicht leiden.  
Am Fenster steht der Edelmann  
Und spinnt noch lange, lange aus  
Vielfarb'ger Bilder bunt Gezwirne;  
Dann fährt er über seine Stirne  
Und athmet auf und ist zu Haus.

#### S a m s t a g .

Wie funkeln hell die Sterne,  
Wie dunkel scheint der Grund,

Und aus des Teiches Spiegel  
Steigt dort der Mond am Hügel  
Grad um die elfte Stund.

Da hebt vom Predigtheft  
Der müde Pfarrer sich;  
Wohl war er unverdrossen,  
Und endlich ist's geschlossen  
Mit langem Federstrich.

Nun öffnet er das Fenster,  
Er trinkt den milden Duft  
Und spricht: „Wer sollt' es sagen,  
Noch Schnee vor wenig Tagen,  
Und dies ist Maienluft.“

Die strahlende Rotunde  
Sein ernster Blick durchspäht,  
Schon will der Himmelswagen  
Die Deichsel abwärts tragen:  
„Ja, ja, es ist schon spät!“

Und als dies Wort gesprochen,  
Es fällt dem Pfarrer auf,  
Als müß' er eben deuten  
Auf sich der ganz zerstreuten,  
Arglosen Rede Lauf.

Nie schien er sich so hager,  
Nie fühlt' er sich so alt,  
Als seit er heut begraben  
Den langen Moritz Raben,  
Den Förster dort vom Wald.

Am gleichen Tag geboren,  
Getauft am gleichen Tag!  
Das ist ein seltsam Wesen  
Und läßt uns deutlich lesen,  
Was wohl die Zeit vermag!

Der Nacht geheimes Funkeln,  
Und daß sich eben muß,  
Wie Mondesstrahlen steigen,  
Der friische Hügel zeigen,  
Das Kreuz an seinem Fuß:

Das macht ihn ganz bekommen,  
Den sehr betagten Mann,  
Er sieht den Glieder schwanken,  
Und längs des Hügel's wanken  
Die Schatten ab und an.

Wie oft sprach nicht der Todte  
Nach seiner Weise kühn:  
„Herr Pfarr', wir alten Knaben,  
Wir müssen sachte traben,  
Die Kirchhof'sblumen blüh'n.“

„So mögen sie denn blühen!“  
Spricht sanft der fromme Mann;  
Er hat sich aufgerichtet,  
Sein Auge, mild umlichtet,  
Schaut fest den Aether an.

„Hast du gesandt ein Zeichen  
Durch meinen eignen Mund  
Und willst mich gnädig mahnen

An unser Aller Ahnen  
Uralten ew'gen Bund;

Nicht lässig sollst Du finden  
Den, der dein Siegel trägt,  
Doch nach dem letzten Sturme" —  
Da eben summt's vom Thurme,  
Und Zwölf die Glocke schlägt.

„Ja, wenn ich bin entladen  
Der Woche Last und Pein,  
Dann führe, Gott der Milde,  
Das Werk nach deinem Bilde  
In deinen Sonntag ein!“

## Der Strandwächter am deutschen Meere

und sein Kesse vom Lande.

„Sieben Nächte stand ich am Riff  
Und hörte die Woge zerschellen,  
Taucht kein Segel, kein irrez Schiff?  
Schon dunkelt's über den Wellen.  
Nimm das Nachtrohr, Kesse vom Land!  
Ich will in die Matte mich strecken,  
Dröhnt ein Schuß oder flackert ein Brand,  
Dann zieh an der Schnur, mich zu wecken.“ —

„Schöner Platz, an der Luke hier,  
Für einen unschuld'gen Privaten!  
Drunten die See, das wüßte Gethier,  
Das Haie speit und Piraten.  
Von der Seeschlang' wüthigem Kampf  
Auch hat man Neues vernommen,

Weiß der Himmel, ob nicht per Dampf  
Ins deutsche Meer sie gekommen?

„Ist's doch jetzt eine Wunderzeit,  
Wo Gletscher brennen wie Essen,  
Weiber turnieren im Männerkleid  
Und Knaben die Ruthe vergessen.  
Jeder Wurm entfaltet sein Licht  
Und jeder Narr seine Kappe,  
Also, Seele, wundre dich nicht,  
Wenn heute du stehst an der Klappe.

„Besser! ein Segel, ein Segel fürwahr,  
Ein Boot mit flatternden Streifen,  
Lichterchen dann, eine schwimmende Schaar,  
Die unter den Flanken ihm schweifen!  
Schau, nun schleichen sie alle seitab,  
Nun wechseln sie hüben und drüben —“  
„'s ist eine Fischerflotte, mein Knab,  
Sind nur Leute, die fischen im Trüben.“ —

„Wie das Wasser kräuselt und rennt,  
Und wie die Rämme ihm flittern!  
Besser, ob wohl die Düne brennt?  
Ich höre das Seegras knittern.“ —  
„Dünste, mein Junge, nur Phosphorlicht,  
Vermordete Quallen und Schnecken,  
Laß sie leuchten, sie zünden nicht,  
Und morgen sind's grünliche Flecken.“ —

„Dort kein Räuber? kein Feuer hier?  
Ich hätt' es für Beides genommen.  
Besser! ist doch die Welle mir  
Schier über den Tubus geschwommen.

Welch ein Leben, so angerannt  
Auf nackter Düne zu wohnen!  
Und die schnarchenden Robben am Strand —  
Man meint, es seien Kanonen!

„Schläft der Alte in gutem Muth  
Und läßt mich allein mit dem Spuke,  
Und mir ist, als steige die Flut  
Und bäume sich gegen die Lude.  
Wahrlich, Vetter, es schäumt und schwemmt,  
Es brüllt um der Klippe Zinken!“ —  
„Ruhig, mein Junge, die Springflut kömmt,  
Laß sie steigen, sie wird schon sinken.“ —

„Gut dann, gut, Ihr wißt es außs Best',  
Ihr müßt die Sache verstehen.  
Hab' ich doch nie solch bedenkliches Nest  
Wie diese Baracke gesehen.  
Und die Wolken schleifen so schwer,  
Als schleppten sie Stürme in Säcken,  
Jene dort, mit dem fadelnden Speer,  
Scheint gar 'ne Posaune zu strecken.

„Was! sie dröhnt? welch gräulicher Schall!  
Die Welle bäumt sich entgegen,  
Tosend und schwarz der ringelnde Wall  
Will an den Trichter sich legen;  
Ha, es knallt — es flattert und streut —  
Wo war's, wo ist es gewesen?  
Wind und Schaum! — was hab' ich doch heut  
Von der Wasserhose gelesen?

„Aber dort — ein Segel in See,  
Ist's aus der Welle gestiegen?

Grad entgegen der tausenden Bö  
 Scheint's über die Brandung zu fliegen.  
 Vetter, schnell von der Matte herab!  
 Ein Schiff gegen Winde und Wellen!" —  
 „Gib das Nachtrohr, Knabe — seitab!  
 Ich will an die Luke mich stellen.

„Gnad' uns Gott, am Deck zerstreut,  
 Umhuscht von gespenstigen Lichtern,  
 Welche Augen, so hohl und weit,  
 In den fahlen, verlebten Gesichtern!  
 Hörtest vom Geisterschiffe du nicht,  
 Von den westlichen Todesladern?  
 Modernde Larve ihr Angesicht,  
 Und Schwefel statt Blut in den Adern.

„Mag die ehrliche deutsche See  
 Vom Schleim der Molluske sich röthen,  
 Springflut brausen, zischen die Bö  
 Und die Wasserhose trompeten,  
 Drunten, drunten ist's klar und licht,  
 Wie droben die Wellen gebahren:  
 Mögen wir nur vor dem fremden Gezucht,  
 Vor dem Geisterjanhagel uns wahren!“

### Das Gselein.

Auf einem Wiesengrund ging einmal  
 Ein muntres Rößlein weiden,  
 Ein Schimmelchen war's, doch etwas fahl;  
 Sein Außeres nenn' ich bescheiden,  
 Das schlechteste und auch das beste nicht,  
 Wir wollen nicht drüber zanken;

Doch hatt' es ein klares Augenlicht  
Und starke geschmeidige Flanken.

In selbem Grunde schritt oft und viel  
Ein edler Jüngling spazieren,  
Hinter jedem Ohre ein Federtiel,  
Das thät ihn wunderbar zieren!  
Am Rücken ein Gänseflügelpaar,  
Die thäten rauschen und wedeln,  
Und wißt, seine göttliche Gabe war,  
Die schlechte Natur zu veredeln.

Den Tropfen, der seiner Stirne entrann,  
Den soll wie Perle man fassen,  
Ach, ohne ihn hätte die Sonne man  
So simpelhin scheinen lassen;  
Und ohne ihn wäre der Wiesengrund  
Ein nüchterner Ager geblieben,  
Ein Quellchen blank, ein Hügelchen rund  
Und eine Hand voll Maslieben!

Er aber fing in Spiegel den Strahl  
Und ließ ihn zucken wie Flammen,  
Die ruppigen Gräser strich er zumal  
Und flocht sie sauber zusammen;  
An Steinen schleppt' er sich krank und matt  
Für ein Ruinchen am Hügel,  
Dem Hasen kämmt' er die Wolle glatt  
Und frisirt' den Rücken die Flügel.

So hat er mit saurem Schweiß und Müß'  
Das ganz Gemeine verbessert,  
Und klareres Wasser fand man nie,  
Als wo er schaufelt' und wässert';



Und wie's nun aller Edlen Manier,  
Sich mild und nobel zu zeigen,  
So, sei's Gestein, Mensch oder Thier,  
Er gab ihm von seinem Eigen.

Einst saß er mit seinem Werkgeräth,  
Mit Scheere, Pinsel und Flasche,  
In der eine schwärzliche Lymphe steht,  
Mit Spiegel, Feder und Tasche;  
Er saß und lauschte, wie in der Näh  
Mein Schimmelchen galoppiret;  
Auf dem Finger pfiß er: „Vst, Pferdchen, he!“  
Und wacker kam es trittiret.

Dann sprach der Edle: „Du wärst schon gut,  
'ne passable Nozinante,  
Nähm' ich dich ernstlich in meine Hut,  
Daß ich den Koller dir bannte;  
Ein leiser Traber — ein schmuckes Thier —  
Ein unermüdeter Wandrer!  
Kurz, wenig wüßt' ich zu rügen an dir,  
Wärst du nur völlig ein Andrer.

„Drum sei verständig, trab' heran  
Und laß mich ruhig gewähren,  
Und sollt's dich kneipen, nicht zud' mir dann,  
Du weißt, oft zwiden die Scheeren.“  
Mein Schimmelchen stußt, es setzt seitab,  
Ein paarmal rennt es in Kreisen,  
Dann sachte trabt es den Anger hinab,  
Dann stand es still vor dem Weisen.

Der sprach: „Dein Ohr — ein armer Stumpf!  
Armselig bist du geboren!

Commandowort und der Siegstriumph,  
 Daß geht dir Alles verloren.“  
 Drauf rüstig setzt' er die Zangen an  
 Und zerrt' und dehnte an Beiden;  
 Mein Schimmelmchen ächzt' und dachte dann:  
 „O weh, Hoffart muß leiden!“ —

„Auch deine Farbe — erbärmlich schlecht!  
 Nicht blank und dennoch zu lichte,  
 Nicht für die romantische Dämmerung recht  
 Und nicht für die klare Geschichte.“  
 Drauf eifrig langt' er den Pinsel her  
 Und mischte Schwarz zu dem Weißen;  
 Mein Schimmelmchen zuckt, es zuckt ihn sehr,  
 Doch dacht' es: „Wie werd' ich gleißen!“

Und gar dein Schweiß — unseliges Vieh!  
 Der flattert und schlenkert wie Segel,  
 Ich wette, du meinst dich ein Kraftgenie,  
 Und scheinst doch Andern ein Flegel.“  
 Drauf mit der Scheere, Gang an Gang,  
 Beginnt er hurtig zu zwicken,  
 Hinauf, hinunter die Wurzel entlang,  
 Von der Kuppe bis an den Rücken.

Dann spricht er freudig: „Mein schmuckes Thier,  
 Mein Zelter, edel wie feiner!“  
 Und eilends langt er den Spiegel herfür:  
 „Nun sieh, und freue dich deiner!  
 Nun bist ein Paraderöcklein, haß  
 Wie Cines von Münster bis Wesel.“  
 Der Schimmel blinzelt und schaut ins Glas —  
 O Himmel, da war er ein Esel!

## Die beste Politik.

Von Allem, was zu Leid und Frommen  
 Bisher das Leben mir gebracht,  
 Ist Manches unverhofft gekommen,  
 Und Manches hatt' ich überdacht;  
 Doch, seltsam! wo ich schlau und fein  
 Mich abgesorgt zu grauen Haaren,  
 Da bin ich meistens abgefahren,  
 Und Unverhofftes schlug mir ein.

Ein Jeder kommt doch gern zu Brode,  
 Doch blieben mir die Gönner kalt,  
 That ich gleich klein wie eine Lode  
 Gen einen mächt'gen Eichenwald;  
 Und nur der ärmliche Student,  
 Bei dem ich manche Nacht verwachte,  
 Als Mangel ihn aufs Lager brachte,  
 Der dachte mein als Präsident.

Den Frauen will man auch gefallen,  
 — Zumal, sieht man nicht übel aus —  
 In die Salons sah man mich wallen,  
 Verschmimt hinein, verduzt heraus;  
 Und nur die täglich recht und schlicht  
 Mich wandeln sah im eignen Hause,  
 Die trug in meine kleine Klause  
 Des Lebens süßestes Gedicht.

Auch Ruhm ist gar ein scharfer Röder,  
 Ich habe manchen Tag verschmimt,  
 Verschmigt hab' ich manche Feder,  
 Und bin doch schmähhlich abgeblüht;  
 Und nur als ich, entmuthigt ganz,  
 Gedanken flattern ließ wie Flossen,

Da plötzlich fiel auf meine Loden  
Ein junger friischer Lorbeerfranz.

So hab' aus Allem ich gezogen  
Das treue Facit mir zuletzt:  
Daß Dem das Glück zumeist gewogen,  
Der es am mindesten geheßt;  
Und daß, wo Wirken ein Geschick  
Nach eigner Willkür kann bereiten,  
Nur Offenheit zu allen Zeiten  
Die allerbeste Politik.



# Balladen.



## Der Graf von Thal.

### I.

Das war der Graf von Thal,  
So ritt an der Felsenwand;  
Das war sein ehlich Gemahl,  
Die hinter dem Steine stand.

Sie schaut' im Sonnenstrahl  
Hinunter den linden Hang,  
„Wo bleibt der Graf von Thal?  
Ich hör't ihn doch reiten entlang!

„Ob das ein Hufschlag ist?  
Vielleicht ein Hufschlag fern?  
Ich weiß doch wohl ohne List,  
Ich hab' gehört meinen Herrn!“

Sie bog zurück den Zweig.  
„Bin blind ich oder auch taub?“  
Sie blinzelt' in das Gesträuch  
Und horcht' auf das rauschende Laub.

Ded war's, im Hohlweg leer,  
Einsam im rispelnden Wald;  
Doch überm Weiher, am Wehr,  
Da fand sie den Grafen bald.

In seinen Schatten sie trat.  
 Er und seine Gefellen,  
 Die flüstern und halten Rath,  
 Viel lauter rieseln die Wellen.

Sie starrten über das Land,  
 Genau sie spähten, genau,  
 Sah'n jedes Zweiglein am Strand,  
 Doch nicht am Wehre die Frau.

Zur Erde blickte der Graf,  
 So sprach der Graf von Thal:  
 „Seit dreizehn Jahren den Schlaf  
 Nachlose Schmach mir stahl.

„War das ein Seufzer lind?  
 Gefellen, wer hat's gehört?“  
 Sprach Kurt: „Es ist nur der Wind,  
 Der über das Schilfblatt fährt.“ —

„So schwör' ich beim höchsten Gut,  
 Und wär's mein ehlich Weib,  
 Und wär's meines Bruders Blut,  
 Viel minder mein eigner Leib:

„Nichts soll mir wenden den Sinn,  
 Daß ich die Rache ihm spar';  
 Der Freche soll werden inn',  
 Zins tragen auch dreizehn Jahr'.

„Bei Gott! das war ein Gestöhn!“  
 Sie schossen die Blicke in Hast.  
 Sprach Kurt: „Es ist der Föhn,  
 Der macht seufzen den Tannenast.“ —



„Und ist sein Aug' auch blind,  
Und ist sein Haar auch grau,  
Und mein Weib seiner Schwester Kind —“  
Hier that einen Schrei die Frau.

Wie Wetterfahnen schnell  
Die Dreie wendeten sich.  
„Zurück, zurück, mein Gefell!  
Dieses Weibes Richter bin ich.

„Hast du gelauscht, Allgund?  
Du schweigst, du blickst zur Erd'?  
Das bringt dir bittre Stund!  
Allgund, was hast du gehört?“ —

„Ich lausch' deines Rosses Klang,  
Ich spä' deiner Augen Schein,  
So kam ich hinab den Hang.  
Nun thue, was Noth mag sein.“ —

„O Frau!“ sprach Jakob Port,  
„Da habt Ihr schlimmes Spiel!  
Grad sprach der Herr ein Wort,  
Das sich vermaß gar viel.“

Sprach Kurt: „Ich sag' es rund,  
Viel lieber den Wolf im Stall,  
Als eines Weibes Mund  
Zum Hüter in solchem Fall.“

Da sah der Graf sie an,  
Zu Einem und zu Zwei'n;  
Drauf sprach zur Fraue der Mann:  
„Wohl weiß ich, du bist mein.

„Als du gefangen lagst  
Um mich ein ganzes Jahr  
Und keine Silbe sprachst,  
Da ward deine Treu' mir klar.

„So schwöre mir denn sogleich:  
Sei's wenig oder auch viel,  
Was du vernahmst am Leich,  
Dir sei's wie Rauch und Spiel.

„Als sei nichts geschehn,  
So muß ich völlig meinen;  
Darf dich nicht weinen sehn,  
Darfst mir nicht bleich erscheinen.

„Denk nach, denk nach, Allgund!  
Was zu verheissen Noth.  
Die Wahrheit spricht dein Mund,  
Ich weiß, und brächt' es Tod.“

Und konnte sie sich besinnen,  
Verheissen hätte sie's nie;  
So war sie halb von Sinnen,  
Sie schwur und wußte nicht, wie.

## II.

Und als das Morgengrau  
In die Kemnate sich stahl,  
Da hatte die werthe Frau  
Geseufzt schon manchesmal;

Manchmal gerungen die Hand,  
Ganz heimlich wie ein Dieb;  
Noth war ihrer Augen Rand,  
Todtblaß ihr Antlitz lieb.

Drei Tage kredenzt' sie den Wein  
Und saß beim Mahle drei Tag',  
Drei Nächte in steter Pein  
In der Waldkapelle sie lag.

Wenn er die Wacht besorgt,  
Der Thorwart sieht sie gehn,  
Im Walde steht und horcht  
Der Wilddieb dem Gestöhn'.

Am vierten Abend sie saß  
An ihres Herren Seit',  
Sie dreht' die Spindel, er las,  
Dann sahn sie auf, alle Weid'.

„Allgund, bleich ist dein Mund!“ —  
„„Herr, 's macht der Lampe Schein.““ —  
„Deine Augen sind roth, Allgund!“ —  
„„'s drang Rauch vom Herde hinein.

„„Auch macht mir's schlimmen Muth,  
Daß heut vor fünfzehn Jahren  
Ich sah meines Vaters Blut;  
Gott mag die Seele wahren!

„„Lang ruht die Mutter im Dom,  
Sind Wen'ge mir verwandt,  
Ein' Muhm' noch und ein Ohm:  
Sonst ist mir keins bekannt.““.

Starr sah der Graf sie an:  
„Es steht dem Weibe fest,  
Daß um den ehlichen Mann  
Sie Ohm und Vater läßt.“ —

„Ja, Herr! so muß es sein.  
Ich gäb' um Euch die Zwei  
Und mich noch obendrein,  
Wenn's fein müßt', ohne Reu.

„Doch, daß nun dieser Tag  
Nicht gleich den andern sei,  
Lest, wenn ich bitten mag,  
Ein Sprüchlein oder zwei.“

Und als die Fraue klar  
Darauf das heil'ge Buch  
Bot ihrem Gatten dar,  
Es auf von selber schlug.

Mit einem Blicke er maß  
Der nächsten Sprüche einen;  
„Mein ist die Rach',“ er laß;  
Das will ihm seltsam scheinen.

Doch wie so fest der Mann  
Auf Frau und Bibel blickt,  
Die saß so still und spann,  
Dort war kein Blatt geknickt.

Um ihren schönen Leib  
Den Arm er düster schlang:  
„So nimm die Laute, Weib,  
Sing mir einen lust'gen Sang!“ —

„O Herr! mag's Euch behagen,  
Ich sing' ein Liedlein werth,  
Das erst vor wenig Tagen  
Mich ein Minstrel gelehrt.

„Der kam so matt und bleich,  
Wollt' nur ein wenig ruhn  
Und sprach: im oberen Reich  
Sing' man nichts Anderes nun.“

Drauf, wie ein Schrei verhallt,  
Es durch die Kammer klingt,  
Als ihre Finger kalt  
Sie an die Saiten bringt:

„Johann! Johann! was dachtest du  
An jenem Tag,  
Als du erschlugst deine eigne Ruh  
Mit Einem Schlag?  
Verderbstest auch mit dir zugleich  
Deine drei Gefellen;  
O, sieh nun ihre Glieder bleich  
Am Monde schwellen!

„Weh dir, was dachtest du, Johann,  
Zu jener Stund?  
Nun läuft von dir verlornem Mann  
Durchs Reich die Kund'!  
Ob dich verbergen mag der Wald,  
Dich wird's ereilen;  
Horch nur, die Vögel singen's bald,  
Die Wölfe es heulen!

„O weh! das hast du nicht gedacht,  
Johann! Johann!  
Als du die Rache wahr gemacht  
Am alten Mann.  
Und, wehe! nimmer wird der Fluch  
Mit dir begraben,

Dir, der den Ohm und Herrn erschlug,  
Johann von Schwaben!"

Aufrecht die Fraue bleich  
Vor ihrem Gatten stand,  
Der nimmt die Laute gleich,  
Er schlägt sie an die Wand.

Und als der Schall verklang,  
Da hört man noch zuletzt,  
Wie er die Hall' entlang  
Den zorn'gen Fußtritt setzt.

### III.

Von heut am siebenten Tag,  
Daß war eine schwere Stund,  
Als am Balkone lag  
Auf ihren Knien Mgund.

Laut waren des Herzens Schläge:  
„O Herr! erbarme dich mein,  
Und bracht' ich Böses zuwege,  
Mein sei die Buß' allein.“

Dann beugt sie tief hinab,  
Sie horcht und horcht und lauscht:  
Vom Wehre tost es herab,  
Vom Forste drunten es rauscht.

War das ein Fußtritt? nein!  
Der Hirsch setzt über die Klust.  
Sollt' ein Signal das sein?  
Doch nein, der Auerhahn ruft.

„O mein Erlöser, mein Hort!  
Ich bin mit Sünde beschwert,  
Sei gnädig und nimm mich fort,  
Geh heim mein Gatte gelehrt!

„Ach, wen der Böse umgarnt,  
Dem alle Kraft er bricht!  
Doch hab' ich ja nur gewarnt,  
Verrathen, verrathen ja nicht!

„Weh! das sind Rossesritte.“  
Sie sah sie fliegen durchs Thal  
Mit wildem grimmigen Ritte,  
Sie sah auch ihren Gemahl.

Sie sah ihn dräuen, genau,  
Sie sah ihn ballen die Hand;  
Da sanken die Knie der Frau,  
Da rollte sie über den Rand.

Und als, zum Schlimmen entschlossen,  
Der Graf sprengt' in das Thor,  
Kam Blut entgegen geflossen,  
Drang unterm Gitter hervor.

Und als er die Hände sah falten  
Sein Weib in letzter Noth,  
Da konnt' er den Zorn nicht halten,  
Bleich ward sein Gesicht so roth.

„Weib, daß den Tod sich erkor!“ —  
„'s war nicht mein Wille,“ sie sprach,  
Noch eben bracht' sie's hervor.  
„Weib, daß seine Schwüre brach!“

Wie Abendlüfte verwehen,  
 Noch einmal haucht sie ihn an;  
 „Es muß' eine Sünde geschehen —  
 Ich hab' sie für dich gethan!“

---

## Der Tod des Erzbischofs Engelbert von Köln.

### I.

Der Ager dampft, es köcht die Ruhr,  
 Im scharfen Ost die Halme pfeifen,  
 Da trabt es sachte durch die Flur,  
 Da taucht es auf wie Nebelstreifen,  
 Da nieder rauscht es in den Fluß,  
 Und stemmend gen' der Wellen Guß  
 Es fliegt der Bug, die Hufe greifen.

Ein Schnauben noch, ein Satz, und frei  
 Das Roß schwingt seine nassen Flanken,  
 Und wieder eins, und wieder zwei,  
 Bis fünf und zwanzig stehn wie Schranken:  
 Voran, voran durch Haid und Wald,  
 Und wo sich wüßt das Dickicht ballt,  
 Da brechen knisternd sie die Ranken.

Am Eichenstamm, im Ueberwind,  
 Um einen Ast den Arm geschlungen,  
 Der Isenburger steht und sinnt  
 Und naget an Erinnerungen.  
 Ob er vernimmt, was durchs Gezweig  
 Ihm Rinkerad, der Ritter gleich,  
 Raunt leise wie mit Vögelzungen?

„Graf,“ flüstert es, „Graf, haltet dicht,  
 Mich dünkt, als woll' es Euch bethören;



Bei Christi Blute, laßt uns nicht  
 Heim wie gepeitschte Hunde kehren!  
 Wer hat gefesselt Eure Hand,  
 Den freien Stegreif Euch verrannt?“ —  
 Der Ilsenburg scheint nicht zu hören.

„Graf,“ flüstert es, „wer war der Mann,  
 Dem zu dem Kreuz die Rose<sup>1</sup> paßte?  
 Wer machte Euren Schwäher dann  
 In seinem eignen Land zum Gaste?  
 Und, Graf, wer höhnte Euer Recht,  
 Wer stempelt Euch zum Pfaffenknecht?“ —  
 Der Ilsenburg biegt an dem Aste.

„Und wer, wer hat Euch zuerkannt,  
 Im härnen Sündershemd zu stehen,  
 Die Schandekerz' in Eurer Hand,  
 Und alte Betteln anzusehen  
 Um Arie und Vitane?!“ —  
 Da krachend bricht der Ast entzwei  
 Und wirbelt in des Sturmes Wehen.

Spricht Ilsenburg: „Mein guter Fant,  
 Und meinst du denn, ich sei begraben?  
 O, laß mich nur in meiner Hand —  
 Doch ruhig, still, ich höre traben!“  
 Sie stehen lauschend, vorgebeugt;  
 Durch das Gezweig der Helmbusch steigt  
 Und flattert drüber gleich dem Raben.

## II.

Wie dämmerfschaurig ist der Wald  
 An neblichten Novembertagen,

<sup>1</sup> Zu dem Kreuz von Aöln die Rose, das Wappen von Berg, dessen Besitz Engelbert dem Bruder von Ilsenburgs Gemahlin vorenthielt.

Wie wunderlich die Bildniß halt  
 Von Aftgestöhn und Windestlagen!  
 „Horch, Knabe, war das Waffentlang?“ —  
 „Nein, gnäd'ger Herr! ein Vogel sang,  
 Von Sturmesflügeln hergetragen.“

Fort trabt der mächtige Prälat,  
 Der kühne Erzbischof von Röllen,  
 Er, den der Kaiser sich zum Rath  
 Und Reichsverweser mochte stellen,  
 Die ehrne Hand der Clerisei —  
 Zwei Edelknaben, Reif'ger zwei  
 Und noch drei Aebte als Gefellen.

Gelassen trabt er fort, im Traum  
 Von eines Wunderdomes Schöne,  
 Auf seines Rosses Hals den Zaum,  
 Er streicht ihm sanft die dicke Mähne,  
 Die Windestodem senkt und schwellt;  
 Es schaudert, wenn ein Tropfen fällt  
 Von Aft und Laub, des Nebels Thräne.

Schon schwindelnd steigt das Kirchenschiff,  
 Schon bilden sich die krausen Zaden —  
 Da, horch, ein Pfiff und, hui, ein Griff,  
 Ein Helmbusch hier, ein Arm im Nacken!  
 Wie Schwarzwildrudel bricht's heran,  
 Die Aebte fliehn wie Spreu, und dann  
 Mit Reifigen sich Reif'ge packen.

Ha, schnöder Strauß! Zwei gegen Zehn!  
 Doch hat der Fürst sich losgerungen,  
 Er peitscht sein Thier, und mit Gestöhn  
 Hat's übern Hohlweg sich geschwungen;  
 Die Gerte pfeift — „Weh, Rinkerad!“ —

Vom Rosse gleitet der Prälat  
Und ist ins Dickicht dann gedrungen.

„Huſſah, huſſah, erschlagt den Hund,  
Den stolzen Hund!“ und eine Meute  
Fährt's in den Wald, es schließt ein Rund,  
Dann vor — und rückwärts und zur Seite;  
Die Zweige krachen — ha, es naht —  
Am Buchenstamm steht der Prälat  
Wie ein gestellter Eber heute.

Er blickt verzweifelt auf sein Schwert,  
Er löst die kurze breite Klinge,  
Dann prüfend untern Mantel fährt  
Die Linke nach dem Panzerringe;  
Und nun wohlan, er ist bereit,  
Ja, männlich focht der Priester heut,  
Sein Streich war eine Flammenschwinge.

Das schwirrt und klingelt durch den Wald,  
Die Blätter stäuben von den Eichen,  
Und über Arm und Schädel bald  
Blutrothe Rinnen tröpfeln, schleichen;  
Entwaffnet der Prälat noch ringt,  
Der starke Mann, da zischend dringt  
Ein falscher Dolk ihm in die Weichen.

Ruft Jfenburg: „Es ist genug,  
Es ist zu viel!“ und greift die Bügel;  
Noch sah er, wie ein Knecht ihn schlug,  
Und riß den Wicht am Haar vom Bügel.  
„Es ist zuviel, hinweg, geschwind!“  
Fort sind sie, und ein Wirbelwind  
Setzt ihnen nach wie Eulenflügel. — —

Des Sturmes Odem ist verrauscht,  
 Die Tropfen glänzen an dem Laube,  
 Und über Blutes Lachen lauscht  
 Aus hohem Loch des Spechtes Haube;  
 Was knistert nieder von der Höh'  
 Und schleppt sich wie ein krankes Reh?  
 Ach, armer Knabe, wunde Taube!

„Mein gnädiger, mein lieber Herr,  
 So mußten dich die Mörder packen?  
 Mein frommer, o mein Heiliger!“  
 Das Lächlein zerrt er sich vom Nacken,  
 Er drückt es auf die Wunde dort  
 Und hier und drüben, immerfort  
 Ach, Wund' an Wund' und blut'ge Raden!

„Ho, hollah ho!“ — dann beugt er sich  
 Und späht, ob noch der Odem rege;  
 War's nicht, als wenn ein Seufzer schlich,  
 Als wenn ein Finger sich bewege? —  
 „Ho, hollah ho!“ — „Hollah, hoho!“  
 Schallt's wieder um, daß war er froh:  
 „'s sind unsre Reiter allewege!“

### III.

Zu Köln am Rheine kniet ein Weib  
 Am Rabensteine unterm Rade,  
 Und überm Rade liegt ein Leib,  
 An dem sich weiden Kräh' und Mäde;  
 Zerbrochen ist sein Wappenschild,  
 Mit Trümmern seine Burg gefüllt,  
 Die Seele steht bei Gottes Gnade.

Den Leib des Fürsten hüllt der Rauch  
 Von Ampeln und von Weihrauchschwehlen —

Um seinen qualmt der Moderhauch,  
 Und Hagel peitscht der Rippen Höhlen;  
 Im Dome steigt ein Trauerchor,  
 Und ein Ledeum stieg empor  
 Bei seiner Qual aus tausend Rehlen.

Und wenn das Rad der Bürger sieht,  
 Dann läßt er rasch sein Rößlein traben,  
 Doch eine bleiche Frau, die kniet  
 Und scheucht mit ihrem Tuch die Raben;  
 Um sie mied er die Schlinge nicht,  
 Er war ihr Held, er war ihr Licht —  
 Und, ach! der Vater ihrer Knaben!

### Das Fegefeuer des westphälischen Adels.

Wo der selige Himmel, das wissen wir nicht,  
 Und nicht, wo der gräuliche Höllenschlund,  
 Ob auch die Wolke zittert im Licht,  
 Ob siedet und qualmet Vulkans Mund;  
 Doch, wo die westphälischen Edeln müssen  
 Sich sauber brennen ihr rostig Gewissen,  
 Das wissen wir alle, das ward uns kund.

Grau war die Nacht, nicht öde und schwer,  
 Ein Nischenschleier hing in der Luft;  
 Der Wanderbursche schritt flink einher,  
 Mit Wollust saugend den Heimatdust;  
 O bald, bald wird er schauen sein Eigen,  
 Schon sieht am Lutterberge er steigen  
 Sich leise schattend die schwarze Klust.

Er richtet sich, wie Trompetenstoß  
 Ein Hollar ho! seiner Brust entsteigt —

Was ihm im Nacken? — Ein schnaubend Roß,  
An seiner Schulter es rasselt, leucht,  
Ein Rappe — grünliche Funken irren  
Ueber die Flanken, die knistern und knirren,  
Wie wenn man den murrenden Rater streicht.

„Jesus Maria!“ — er setzt seitab,  
Da langt vom Sattel es überzwerg —  
Ein eherner Griff, und in wüstem Trab  
Wie Wind und Wirbel zum Lutterberg!  
An seinem Ohre hört er es raunen  
Dumpf und hohl wie gedämpfte Posaunen,  
So an ihm raunt der gespenstige Scherg’:

„Johannes Deweth! ich kenne dich!  
Johann! du bist uns verfallen heut!  
Bei deinem Heile, nicht lach’ noch sprich,  
Und rühre nicht an, was man dir beut;  
Vom Brode nur magst du brechen in Frieden,  
Ewiges Heil ward dem Brode beschieden,  
Als Christus in frohner Nacht es geweiht!“ —

Ob mehr gesprochen, man weiß es nicht,  
Da seine Sinne der Bursche verlor,  
Und spät erst hebt er sein bleiches Gesicht  
Vom Estrich einer Halle empor;  
Um ihn Gesumme, Geschwirr, Gemunkel,  
Von tausend Flämmchen ein mattes Gefunkel  
Und drüber schwimmend ein Nebelflor.

Er reibt die Augen, er schwankt voran,  
An hundert Tischen, die Halle entlang,  
All edle Geschlechter, so Mann an Mann;  
Es rühren die Gläser sich sonder Klang,  
Es regen die Messer sich sonder Klirren,

Wechselnde Reden summen und schwirren  
Wie Glockengeläut, ein wirrer Gesang.

Ob jedem Haupte des Wappens Glasi,  
Das langsam schwellende Tropfen speit,  
Und wenn sie fallen, dann zuckt der Gast  
Und drängt sich einen Moment zur Seit';  
Und lauter, lauter dann wird das Rauschen,  
Wie Stürme die zornigen Seufzer tauschen,  
Und wirrer summet das Glockengeläut.

Strad steht Johann wie ein Lanzenknecht,  
Nicht möchte der gleißenden Wand er traum,  
Noch wäre der glimmernde Sitz ihm recht,  
Wo rutschen die Knappen mit zuckenden Brau'n.  
Da muß, o Himmel, wer sollt' es denken!  
Den frommen Herrn, den Friedrich von Brenken,  
Den alten stattlichen Ritter, er schaun.

„Mein Heiland, mach' ihn der Sünden bar!“  
Der Jüngling seufzet in schwerem Leid:  
Er hat ihm gedienet ein ganzes Jahr;  
Doch ungern kredenzt er den Becher ihm heut!  
Bei jedem Schlucke sieht er ihn schüttern,  
Ein blaues Wölkchen dem Schlund entzittern,  
Wie wenn auf Kohlen man Weihrauch streut.

O, manche Gestalt noch dämmert ihm auf,  
Dort sitzt sein Pathe, der Metternich,  
Und eben durch den wimmelnden Hauf  
Johann von Spiegel, der Schenke, strich;  
Prälaten auch, je viere und viere,  
Sie blättern und rispeln im grauen Breviere,  
Und zuckend krümmen die Finger sich.

Und unten im Saale, da knöcheln frisch  
 Schaumburger Grafen um Leut' und Land;  
 Graf Simon schüttelt den Becher risch  
 Und reibt mitunter die knisternde Hand;  
 Ein Knappe nahez, er surret leise —  
 Ha, welches Gesummse im weiten Kreise,  
 Wie hundert Schwärme an Klippenrand!

„Geschwind den Sessel, den Humpen werth,  
 Den schleichenden Wolf<sup>1</sup> geschwinde herbei!“  
 Horch, wie es draußen rasselt und fährt!  
 Vorhaupt stehet die Massoney,  
 Hundert Lanzen dringen nach binnen,  
 Hundert Lanzen und mitten darinnen  
 Der Affeburger, der blutige Weih!

Und als ihm Alles entgegen zieht,  
 Da spricht Johannes ein Stoßgebet:  
 Dann risch hinein! sein Ermel sprüht,  
 Ein Funken über die Finger ihm geht —  
 Voran — da „sieben“ schwirren die Lüfte,  
 „Sieben, sieben, sieben,“ die Klüfte,  
 „In sieben Wochen, Johann Deweth!“

Der sinkt auf schwellenden Rasen hin  
 Und schüttelt gegen den Mond die Hand,  
 Drei Finger, die bröckeln und stäuben hin,  
 Zu Asch' und Knöchelchen abgebrannt.  
 Er rafft sich auf, er rennt, er schießet,  
 Und, ach, die Vaterklause begrüßet  
 Ein grauer Mann, von Keinem gefannt,

Der nimmer lächelt, nur des Gebets  
 Mag pflegen drüben im Klosterchor,

<sup>1</sup> Der schleichende Wolf ist das Wappen der Familie Affeburg.



Denn „sieben, sieben,“ flüstert es stets  
Und „sieben Wochen“ ihm in das Ohr.  
Und als die siebente Woche verronnen,  
Da ist er versiegt wie ein dürrer Bronnen,  
Gott hebe die arme Seele empor!

---

### Die Stiftung Gappenberg's.

Der Mond mit seinem blassen Finger  
Langt leise durch den Mauerspalt  
Und koset, streifend längs dem Zwinger,  
Norbertus' Stirne feucht und kalt.  
Der lehnt an bröckelndem Gestein,  
Salpeterflocken seine Daunen,  
An seinem Ohre Heimchen raunen,  
Und wimmelnd rennt das Tausendbein.

Und überm Haupte fühlt er's beben,  
Da geht es hoch, da zecht es frisch,  
In Pulsen schäumend pocht das Leben,  
Die Humpen tanzen auf dem Tisch.  
Der Graf von Arnßberg gibt ein Fest,  
Dem Schwiegersohn der graue Schwäher;  
So mehr er trinkt, so wird er zäher,  
So wirrer steht sein Lockenneß.

Gern hat sein Kind er dem Dynasten,  
Dem reichen Gappenberg vertraut,  
Nun trägt sein Anter Doppellasten,  
Und seinen Feinden hat's gegraut.  
Da kömmt auf seinem Geselein  
Norbert und macht den Sohn zum Pfaffen;  
Allein er wußte Rath zu schaffen,  
Er pferchte den Apostel ein.

Wie, keine Enkel soll er wiegen?  
 Soll in des Eidams Hora gehn  
 Und sehn sein Kind am Boden liegen  
 Und Paternostertugeln drehn?  
 Nein, heute ist der Tag, wo muß,  
 Wo wird die Sache sich erleb'gen,  
 Und sollt' er mit dem Schwerte pred'gen,  
 Ein umgekehrter Carolus.

Und „Gottfried,“ spricht er: „Junge, Ritter,  
 So sieh doch einmal in die Höh'!  
 Du schaust ja in den Wein so bitter  
 Wie Requiem und Kyrie.  
 Was spinnst du an dem alten Berg?  
 Laß die Kapuze grauen Sündern,  
 Und deine Burg, die laß den Kindern,  
 Dein schönes, festes Cappenberg!“

Und drunten in dem feuchten Thurme  
 Der Heil'ge flüstert: „Großer Gott,  
 Allgegenwärt'ger du im Wurme  
 Als in der Krone blankem Spott,  
 Wie größer deine Allmacht zeigt  
 Sein Füßchen, das lebendig zittert,  
 Als eine Mauer, die verwittert,  
 Und ob ein Babel drüber steigt!“

„Ja,“ spricht der Graf, den Lumpen schwenkend,  
 „Wär' Norbert hier, dein Eßelmann,  
 Ich ließ ihm füllen, dein gedenkend,  
 Und trinken möcht' er, was er kann;  
 Doch da ihm Pech und Schwefel glüht,  
 Was andern Schächern mild und süße,  
 So bleibt er besser im Verliese,  
 Ein wohlkasteiter Eremit.“

Und drunten spricht's mit mildem Tone:

„Du, der, des Himmels höchste Zier,  
Gezogen bist zur Dornenkrone  
Auf einem still demüth'gen Thier,  
Du, der des Mondes Lieblichkeit  
In meinen Kerker ließeſt rinne,  
Gezähmt mir die vertrauten Spinnen,  
Du, Milder, ſeiſt gebenedeit!“

Und Gottfried, kämpfend mit den Thränen,  
Ergreift den Humpen, noch gefüllt,  
Vor ſeinem Ohr ein leiſes Stöhnen,  
Vor ſeinem Aug' ein bleiches Bild.  
O, bringen möcht' er durch den Stein,  
Wo ſeine ſünd'gen Füße ſtehen,  
O, einmal, einmal möcht' er ſehen  
Durch Lichterglanz den Heil'genſchein!

„Ha!“ — zürnt der Graf — „was ließ ich ſchenken  
Dir meinen allerbeſten Wein!  
Oh möcht' ich einen Schädel tränken,  
Ja, oder einen Leichenſtein.  
Gottfried, Gottfried, ich ſchwör' es dir,  
So wahr ich Friedrich“ — ſetzt ihn ſtocken,  
Vor ſeinem Auge ſchwimmen Floden,  
Er hebt ſich auf, er ſchwankt zur Thür,

Und plötzlich auf den Eſtrich nieder  
Er taumelt wie ein wundes Roß,  
Es zuden, ſtrecken ſich die Glieder.  
Welch' ein Getümmel in dem Schloß!  
„Krant“ dieſer, „todt“ ſpricht jener Mund,  
Ja wahrlich, das iſt Todes Miene,  
Und eine mächtige Ruine  
Liegt Friedrich auf dem eignen Grund.

Die Humpen sind in Hast zertrümmert,  
 Burgunderblut fließt übern Stein,  
 Die Lampen mählich sind verkümmert,  
 Wie Erdenlust sie qualmten ein.  
 Doch drüben, in des Klosters Hut,  
 Entflammte man die ew'ge Leuchte,  
 Und knieend alles Volk sich beugte  
 Dem reinen Wein, der Christi Blut.

---

### Der Fundator.

Im Westen schwimmt ein falber Strich,  
 Der Abendstern entzündet sich  
 Grad überm Sankt Georg am Thore;  
 Schwer haucht der Dunst vom nahen Moore.  
 Schlaftrunkne Schwäne kreisen sacht  
 Ums Eiland, wo die graue Nacht  
 Sich hebt aus Wasserbins' und Rohre.

Auf ihrem Dach die Fledermaus,  
 Sie schaukelt sich, sie breitet aus  
 Den Rippenschild des Schwingenflosses  
 Und, mit dem Schwirren des Geschosses,  
 Entlang den Teich, hinauf, hinab,  
 Dann klammert sie am Fensterstab  
 Und blinzelt in das Gemach des Schlosses.

Ein weit Gelas, im Sammetstaat,  
 Wo einst der mächtige Prälat  
 Des Hauses Chronik hat geschrieben.  
 Frisch ist der Baldachin geblieben,  
 Der grüne Tisch, an dem er saß,  
 Und seine Seelenmesse las  
 Man heut in der Kapelle drüben.

Heut sind es grade hundert Jahr,  
 Seit er gelegen auf der Bahr'  
 Mit seinem Kreuz und Silberstabe.  
 Die ew'ge Lamp' an seinem Grabe  
 Hat heute hundert Jahr gebrannt.  
 In seinem Sessel an der Wand  
 Sitzt heut ein schlichter alter Knabe.

Des Hauses Diener Sigismund  
 Harrt hier der Herrschaft, Stund auf Stund;  
 Schon kam die Nacht mit ihren Flören,  
 Oft glaubt die Kutsche er zu hören,  
 Ihr Quitschern in des Weges Riez,  
 Er richtet sich — doch nein — es blies  
 Der Abendwind nur durch die Föhren.

's ist eine Dämmernacht, genau  
 Gemacht für Alp und weiße Frau.  
 Dem Junckerlein ward es zu lange,  
 Dort schläft es hinterm Damasthange.  
 Die Chronik hält der Alte noch  
 Und blättert fort im Finstern, doch  
 Im Ohre summt es gleich Gesange:

„So hab' ich dieses Schloß erbaut,  
 Ihm mein Erworbnes anvertraut  
 Zu des Geschlechtes Nutz und Walten;  
 Ein neuer Stamm sprießt aus dem alten.  
 Gott segne ihn! Gott mach' ihn groß! —“  
 Der Alte horcht, das Buch vom Schooß  
 Schiebt sacht er in der Lade Spalten.

Rein — durch das Fenster ein und aus  
 Bog schrillend nur die Fledermaus;  
 Nun schießt sie fort. — Der Alte lehnet

Am Simse. Wie der Teich sich dehnet  
Ums Eiland, wo der Warte Rund  
Sich tief schattirt im matten Grund.  
Das Röhricht knirrt, die Unke stöhnet.

Dort, denkt der Greis, dort hat gewacht  
Der alte Kirchenfürst, wenn Nacht  
Sich auf den Weiher hat ergossen.  
Dort hat den Reiher er geschossen  
Und zugeschaut des Schlosses Bau,  
Sein weiß Habit, sein Auge grau  
Lugt' drüben an den Fenstersprossen.

Wie scheint der Mond so kümmerlich!  
— Er birgt wohl hinterm Tanne sich —  
Schaut nicht der Thurm wie 'ne Laterne,  
Verhauchend, dunstig, aus der Ferne!  
Wie steigt der blaue Duft im Rohr  
Und rollt sich am Gesims empor!  
Wie seltsam blinken heut die Sterne!

Doch, ha! — er blinz, er spannt das Aug',  
Denn dicht und dichter schwillt der Rauch;  
Als ob ein Docht sich langsam fache,  
Entzündet sich im Thurmgemache  
Wie Mondenschein ein graues Licht,  
Und dennoch — dennoch — laß er nicht,  
Nicht Neumond heut im Almanach?

Was ist das? — deutlich, nur getrübt  
Vom Dunst, der hin und wieder schiebt,  
Ein Tisch, ein Licht in Thurmes Mitten,  
Und nun — nun kommt es hergeschritten,  
Ganz wie ein Schatten an der Wand,  
Es hebt den Arm, es regt die Hand, —  
Nun ist es an den Tisch geglitten.

Und nieder sitzt es, langsam, steif —  
Was in der Hand? — ein weißer Streif! —  
Nun zieht es Etwas aus der Scheiden  
Und fingert mit den Händen beiden,  
Ein Ding — ein Stäbchen ungefähr —  
Dran fährt es langsam hin und her,  
Es scheint die Feder anzuschneiden.

Der Diener blinzelt und blinzelt hinaus:  
Der Schemen schwankt und bleicht aus,  
Noch sieht er es die Feder tunken,  
Da drüber gleitet es wie Funken,  
Und in demselbigen Moment  
Ist Alles in das Element  
Der spurlos finstern Nacht versunken.

Noch immer steht der Sigismund,  
Noch starrt er nach der Warte Rund,  
Ihn dünkt, des Weibers Flächen rauschen,  
Weit beugt er übern Sims, zu lauschen;  
Ein Ruder! — nein, die Schwäne ziehn!  
Grad hört er längs dem Ufergrün  
Sie sacht ihr tiefes Schnarchen tauschen.

Er schließt das Fenster. — „Licht, o Licht!“  
Doch mag das Junkerlein er nicht  
So plötzlich aus dem Schlafe fassen,  
Noch minder es im Saale lassen.  
Sacht schiebt er sich dem Sessel ein,  
Zieht sein korallnes Rösterlein,  
— Was klingelt drüben an den Tassen? —

Nein — eine Fliege schnurrt im Glas!  
Dem Alten wird die Stirne naß;  
Die Möbeln stehn wie Todtenmale,

Es regt und rüttelt sich im Saale,  
Allmählich weicht die Thür zurück,  
Und in demselben Augenblick  
Schlägt an die Dogge im Portale.

Der Alte drückt sich dicht zu Haus,  
Er lauscht mit Doppelsinnen auf,  
— Ja! am Parket ein leises Streichen,  
Wie Miesel nach der Stiege schleichen —  
Und immer härter, Tapp an Tapp,  
Wie mit Sandalen, auf und ab,  
Es kömmt — es naht — er hört es keuchen —

Sein Sessel knackt! — ihm schwimmt das Hirn —  
Ein Odem, dicht an seiner Stirn!  
Da fährt er auf und wild zurück,  
Erraßt das Kind mit blindem Glücke  
Und stürzt den Corridor entlang.  
O, Gott sei Dank! ein Licht im Gang,  
Die Kutsche rasselt auf die Brücke!

### Vorgeschichte.

Kennst du die Bassen im Haideland,  
Mit blonden flächsenen Haaren?  
Mit Augen so klar, wie an Weiher's Rand  
Die Blicke der Welle fahren?  
O, sprich ein Gebet, inbrünstig, echt,  
Für die Seher der Nacht, das gequälte Geschlecht.

So klar die Lüfte, am Aether rein  
Träumt nicht die zarteste Flocke,  
Der Vollmond lagert den blauen Schein  
Auf des schlafenden Freiherrn Locke,



Hernieder bohrend in kalter Kraft  
Die Vampyrzunge, des Strahles Schaft.

Der Schläfer stöhnt, ein Traum voll Noth  
Scheint seine Sinne zu quälen,  
Es zuckt die Wimper, ein leises Noth  
Will über die Wange sich stehlen;  
Schau, wie er woget und rudert und fährt,  
Wie Einer, so gegen den Strom sich wehrt. /

Nun zuckt er auf — ob ihm geträumt,  
Nicht kann er sich dessen entsinnen —  
Ihn fröstelt, fröstelt, ob's drinnen schäumt,  
Wie Fluten zum Strudel rinnen;  
Was ihn geängstet, er weiß es auch:  
Es war des Mondes giftiger Hauch.

O Fluch der Haide, gleich Mhasver  
Unterm Nachtgestirne zu kreisen!  
Wenn seiner Strahlen züngelndes Meer  
Aufbohret der Seele Schleusen,  
Und der Prophet, ein verzweifelnd Wild,  
Kämpft gegen das mählich steigende Bild.

Im Mantel schauernd mißt das Parfet  
Der Freiherr die Läng' und Breite,  
Und wo am Boden ein Schimmer steht,  
Weitaus er beuget zur Seite,  
Er hat einen Willen und hat eine Kraft,  
Die sollen nicht liegen in Blutes Haft.

Es will ihn krallen, es saugt ihn an,  
Wo Glanz die Scheiben umgleitet,  
Doch, langsam weichend, Spann' um Spann',  
Wie ein wunder Edelhirsch schreitet,

In immer engerem Kreis geheßt,  
Des Lagers Pfosten ergreift er zuletzt.

Da steht er leuchtend, sinnt und sinnt,  
Die müde Seele zu laben,  
Denkt an sein liebes, einziges Kind,  
Seinen zarten, schwächlichen Knaben,  
Ob dessen Leben des Vaters Gebet  
Wie eine zitternde Flamme steht.

Hat er des Kleinen Stammbaum doch  
Gestellt an des Lagers Ende,  
Nach dem Abendkusse und Segen noch  
Drüber brünstig zu falten die Hände;  
Im Monde flimmernd das Pergament  
Zeigt Schild an Schilder, schier ohne End'.

Rechtsab des eigenen Blutes Gezweig,  
Die alten freiherrlichen Wappen,  
Drei Rosen im Silberfelde bleich,  
Zwei Wölfe schildhaltende Knappen,  
Wo Ros' an Rose sich breitet und blüht,  
Wie überm Fürsten der Baldachin glüht.

Und links der milden Mutter Geschlecht,  
Der Frommen in Grabeszellen,  
Wo Pfeil' an Pfeile, wie im Gesecht,  
Durch blaue Lüfte sich schnellen.  
Der Freiherr senkt, die Stirn gesenkt,  
Und — steht am Fenster, bevor er's denkt.

Gefangen! gefangen im kalten Strahl!  
In dem Nebelneze gefangen!  
Und fest gedrückt an der Scheib' Oval,  
Wie Tropfen am Glase hängen,

Verfallen sein klares Nirenaug',  
Der Haidequal in des Mondes Hauch.

Welch ein Gewimmel! — er muß es sehn,  
Ein Gemurmel! — er muß es hören,  
Wie eine Säule, so muß er stehn,  
Kann sich nicht regen noch kehren.  
Es summt im Hofe ein dunkler Hauf,  
Und einzelne Laute dringen herauf.

Hei! eine Fackel! sie tanzt umher,  
Sich neigend, steigend in Bogen,  
Und nickend, zündend, ein Flammenheer  
Hat den weiten Estrich umzogen.  
All' schwarze Gestalten im Trauerflor,  
Die Fackeln schwingen und halten empor.

Und Alle gereiht am Mauerrand,  
Der Freiherr kennet sie Alle;  
Der hat ihm so oft die Büchse gespannt,  
Der pflegte die Ross' im Stalle,  
Und der so lustig die Flasche leert,  
Den hat er siebenzehn Jahre genährt.

Nun auch der würdige Kastellan,  
Die breite Pleureuse am Hute,  
Den sieht er langsam, schlurfend nahn,  
Wie eine gebrochene Ruthe;  
Noch deckt das Pflaster die dürre Hand,  
Versengt erst gestern an Herdes Brand.

Ha, nun das Ross! aus des Stalles Thür,  
In schwarzem Behang und Flore;  
O, ist's Achill, das getreue Thier?  
Oder ist's seines Knaben Medore?

Er starret, starrt und sieht nun auch;  
Wie es hinkt, vernagelt nach altem Brauch.

Entlang der Mauer das Musikchor,  
In Krepp gehüllt die Posaunen,  
Haucht prüfend leise Cadenzen hervor,  
Wie träumende Winde raunen;  
Dann Alles still. O Angst! o Qual!  
Es tritt der Sarg aus des Schlosses Portal.

Wie prahlen die Wappen, farbig grell  
Am schwarzen Sammet der Decke!  
Ha! Ros' an Rose, der Todesquell  
Hat gespreizet blutige Flecke!  
Der Freiherr klammert das Gitter an:  
„Die andere Seite!“ stöhnet er dann.

Da langsam wenden die Träger, blank  
Mit dem Monde die Schilder lösen.  
„O“ — seufzt der Freiherr — „Gott sei Dank!  
Kein Pfeil, kein Pfeil, nur Rosen!“  
Dann hat er die Lampe still entfacht  
Und schreibt sein Testament in der Nacht.

### Der Grane.

Im Walde steht die kleine Burg,  
Aus rohem Quaderstein gefugt,  
Mit Schar' und Fensterlein, wodurch  
Der Doppelhafen einst gelugt;  
Am Teiche rauscht des Rohres Speer,  
Die Brücke wiegt und knarrt im Sturm,  
Und in des Hofes Mitte, schwer,  
Blump wie ein Mörser, steht der Thurm.

Da siehst du jezt umher gestellt  
Manch feuerrothes Ziegeldach,  
Und wie der Stempel steigt und fällt,  
So pfeift die Dampfmaschine nach;  
Es knackt die Form, der Bogen schrillt,  
Es dunstet Scheidewassers Näh',  
Und überm grauen Wappenschild  
Liest man: Moulin à papier.

Doch wie der Kessel quillt und schäumt,  
Den Brühler Kaufherrn freut es kaum,  
Der hatte einmal sich geträumt  
Von Land und Luft den feinsten Traum;  
Das war so recht ein Fleckchen, sich  
Zu retten aus der Zahlen Haft!  
Nicht groß, und doch ganz adelich  
Und brauchte wenig Dienerschaft.

Doch eine Nacht nur macht' er sich  
Bequem es — oder unbequem —  
In seinem Schloßchen, und er strich  
Nur wie ein Vogel dran seitdem.  
Sah dann er zu den Fenstern auf,  
Verschlossen wie die Sakristei'n,  
So zog er wohl die Schultern auf  
Mit einem Seufzer oder zwei'n.

---

Es war um die Septemberzeit,  
Als, schürend des Ramines Brand,  
Gebückt, in regenfeuchtem Kleid,  
Der Hausherr in der Halle stand,  
Er und die Gäste, all' im Rauch;  
Van Neelen, Redel, Verney, Dahm

Und dann der blonde Waller auch,  
Der eben erst aus Smyrna kam.

Im Schlothe schnob der Wind, es goß  
Der Regen sprudelnd sich vom Dach,  
Und wenn am Brand ein Flämmchen schoß,  
Schien doppelt öde das Gemach.  
Die Gäste waren all' zur Hand,  
Erleichternd ihres Wirthes Müh';  
Van Neelen nur am Fenster stand  
Und schimpfte auf die Landpartie.

Doch nach und nach mag's besser gehn,  
Schon hat der Wind die Glut gefacht,  
Den Regen läßt man draußen stehn,  
Champagnerflaschen sind gebracht.  
Die Leuchter hatten wenig Werth,  
Es ging wie beim Studentensfest:  
Sobald die Flasche ist geleert,  
Wird eine Kerze drauf gepreßt.

Je mehr es fehlt, so mehr man lacht,  
Der Wein ist heiß, die Kost gewählt,  
Manch verbes Späßchen wird gemacht  
Und mancher feine Streich erzählt.  
Zulezt, von Wein und Reden glüh,  
Rückt seinen Stuhl der Herr vom Haus:  
„Ich lud euch zu 'ner Landpartie,  
Es ward 'ne Wasserfahrt daraus.

„Doch da die allerschönste Fracht  
Am Ende nach dem Hafen schiff't,  
So, meine Herren, gute Nacht!  
Und nehmt vorlieb, wie es sich trifft.“

Da lachend nach den Flaschen greift  
 Ein Jeder. — Thüren auf und zu. —  
 Und Waller, noch im Gehen, streift  
 Aus seinem Grad den Zvanhoe.

---

Es war tief in die Nacht hinein,  
 Und draußen heulte noch der Sturm,  
 Schnob zischend an dem Fensterstein  
 Und drillt' den Glockenstrang am Thurm.  
 In seinem Bette Waller lag  
 Und las so scharf im Zvanhoe,  
 Daß man gedacht, bevor es Tag,  
 Sei Englands Königreich in Ruh.

Er sah nicht, daß die Kerze tief  
 Sich brannte in der Flasche Rand,  
 Der Thalg in schweren Tropfen lief  
 Und drunten eine Lache stand.  
 Wie träumend hört' er das Geknarr  
 Der Fenster, vom Rouleau gedämpft,  
 Und wie die Thüre mit Geknarr  
 In ihren Angeln zuckt und kämpft.

Sehr freut' er sich am Bruder Tuck,  
 — Die Sehne schwirrt, es rauscht der Hain —  
 Da plötzlich ein gewalt'ger Ruck,  
 Und, hui! die Scheibe kllirt herein.  
 Er fuhr empor — weg war der Traum —  
 Und deckte mit der Hand das Licht,  
 Ha! wie so wüßt des Zimmers Raum!  
 Selbst ein romantisches Gedicht!

Der Sessel feudalistisch Gold —  
 Am Marmortisch die Greifenklau' —

Und überm Spiegel flatternd rollt,  
 Ein Banner, der Tapete Blau  
 Im Zug, der durch die Lücke schnaubt;  
 Die Ahnenbilder leben fast  
 Und schütteln ihr behelmt'es Haupt  
 Ergrimmt ob dem plebejen Gast.

Der blonde Waller machte gern  
 Sich selber einen kleinen Graus,  
 So nicht' er spöttisch gen die Herrn,  
 Als fordert' er sie fest heraus.  
 Die Glode summt — schon Eins fürwahr!  
 Wie eine Boa dehnt' er sich  
 Und sah nach dem Pistolenpaar,  
 Dann rüstet' er zum Schläse sich.

Die Flasche hob er einmal noch  
 Und leuchtete die Wände an:  
 Ganz wie 'ne alte Halle doch  
 Aus einem Scottischen Roman!  
 Und — ist das Nebel oder Rauch,  
 Was durch der Thüre Spalten quillt  
 Und, wirbelnd in des Zuges Hauch,  
 Die dunstigen Paneele füllt?

Ein Ding — ein Ding — wie Grau in Grau,  
 Die Formen schwanken — sonderbar! —  
 Doch, ob der Blick sich schärft? den Bau  
 Von Gliedern nimmt er mählich wahr —  
 Wie überm Eisenhammer schwer  
 Und schwarz des Rauches Säule wallt;  
 Ein Zucken flattert drüber her,  
 Doch — hat es menschliche Gestalt!

Er war ein hitziger Rumpan,  
 Wenn Wein die Lava hat geweckt.



„Qui vive!“ — und leise knact der Hahn,  
 Der Waller hat den Arm gestreckt:  
 „Qui vive!“ — 'ne Pause — „ou je tire!“  
 Und aus dem Lauf die Kugel knallt;  
 Er hört sie schlagen an die Thür  
 Und abwärts prallen mit Gewalt.

Der Schuß dröhnt am Gewölbe nach,  
 Und, eine schwere Nebelschicht,  
 Füllt Pulverbrodem das Gemach;  
 Er theilt sich, schwindet — das Gesicht  
 Steht in des Zimmers Mitte jezt,  
 Ganz wie ein graues Bild von Stein,  
 Die Formen scharf und unverletzt,  
 Die Züge edel, streng und rein.

Auf grauer Lode grau Barett,  
 Mit grauer Hahnenfeder drauf.  
 Der Waller hat so sacht und nett  
 Sich hergelaugt den zweiten Lauf.  
 Noch zögert er — ist es ein Bild,  
 Wär's zu zerschießen lächerlich;  
 Und wär's ein Mensch — das Blut ihm quillt —  
 Ein Ged, der unterfinge sich —?!

Ein neuer Ruck, und wieder Knall  
 Und Pulverrauch — war das Gestöhn?  
 Er hörte keiner Kugel Prall —  
 Es ist vorüber! ist geschehn!  
 Der Waller zuckt: „verdammtes Hirn!“  
 Mit einmal ist er kalt wie Eis,  
 Der Angstschweiß tritt ihm auf die Stirn,  
 Er starret in den Nebelkreis.

Ein Aechzen! oder Windeshauch! —  
 Doch nein, der Scheibensplitter schwirrt.

O Gott, es zappelt! — nein — der Rauch  
 Gedrängt vom Zuge schwankt und irrt;  
 Es wirbelt aufwärts, woget, wallt,  
 Und, wie ein graues Bild von Stein,  
 Steht nun am Bette die Gestalt,  
 Da, wo der Vorhang sinkt hinein.

Und drüber knistert's, wie von Sand,  
 Wie Funke, der elektrisch lebt;  
 Nun zuckt ein Finger — nun die Hand —  
 Allmählich nun ein Fuß sich hebt —  
 Hoch — immer höher — Waller winkt;  
 Dann macht er schnell gehörig Raum,  
 Und langsam in die Rissen sinkt  
 Es schwer, wie ein gefällter Baum.

„Ah, je te tiens!“ er hat's gepadt  
 Und schlingt die Arme wie 'nen Strid —  
 Ein Leichnam! todessteif und nadt!  
 Mit einem Ruck fährt er zurück;  
 Da wälzt es langsam, schwer wie Blei  
 Sich gleich dem Mühlstein über ihn;  
 Da that der Waller einen Schrei,  
 Und seine Sinne waren hin.

Am nächsten Morgen fand man kalt  
 Ihn im Gemache ausgestreckt;  
 's war eine Ohnmacht nur, und bald  
 Ward zum Bewußtsein er geweckt.  
 Nicht irre war er, nur gepreßt,  
 Und fragt: ob Keiner ward gestört? —  
 Doch Alle schliefen überfest,  
 Nicht Einer hat den Schuß gehört.

So ward es denn für Traum sogleich  
 Und Alles für den Alp erkannt;

Doch zog man sich aus dem Bereich  
 Und trolchte hurtig über Land.  
 Sie waren Alle viel zu klug  
 Und vollends zu belesen gar;  
 Allein der blonde Waller trug  
 Seit dieſer Nacht eiſzgraues Haar.

## Die Vendetta.

### I.

Ja, einen Feind hat der Cors', den Hund,  
 Luigi, den hager'n Podesta,,  
 Der den Ohm, ſo ſtark und geſund,  
 Ließ hängen, den kühnen di Vesta.  
 Er und der rothe Franzoſe Zocliſſe,  
 Die Beiden machten ihn hängen,  
 Aber der ging zu dem Schmugglerſchiff  
 Und liegt ſeit Monden gefangen.

Steht im Walde Geronimo,  
 Und klirrend zieht aus der Scheide  
 Er das Meſſer, ſo und ſo  
 An der Sohle weht er die Schneide;  
 Gleitet dann in die Dämmerung,  
 Dem Feinde auf Tod und Leben  
 Mit des Thieres Verſtümmelung  
 Ein corſiſch Cartel zu geben.

Schau! wie Zweig an Zweige er ſtreicht,  
 — Raum flüſternd die Blätter ſchwanken —  
 Gleich der gleißenden Boa leicht  
 Hinglitt durch Gelaub und Ranken;  
 Drüber träufelt das Mondenlicht,  
 Wie heimlicher Thräne Klage

Durch eine dunkle Wimper bricht.  
Nun kniet der Corse am Hage.

Dort der Ager — und dort am Hang  
Die einsam weidende Stute,  
Langsam schnaubt sie den Rain entlang;  
Aus andalusischem Blute,  
Hoch, schneeschrimmernd, zum Grund gebeugt  
Den mähnunflutheten Nacken,  
Nah sie, näher dem Hage steigt —  
Nun wird der Corse sie packen!

Schon erfaßt er der Schneide Griff,  
Er reckt sich über dem Kraute,  
Da — ein Gefnister und — still! ein Pfiff,  
Und wieder — summende Laute!  
Und es schreitet dem Hage zu,  
Grad wo Geronimo knieet;  
Nieder gleitet der Cors' im Ru,  
Ha, wie er leuchtet und glühet!

Dicht an ihm — der Mantel streift,  
Die Ferse könnt' er ihm fassen —  
Steht der hagre Pödest' und pfeift;  
„Sorella!“ ruft er gelassen  
Und „Sorella, mein kluges Thier!“  
Der Lauscher höret es stampfen,  
Ueber ihm, mit hellem Gewieh'r,  
Zwei schnaubende Rüstern dampfen.

Freundlich klappt Luigi den Bug,  
Liebkosend streicht er die Mähnen,  
Hat nicht zärtlicher Worte genug,  
Er spricht wie zu seiner Schönen.  
Ein Blick aus glühendem Aug',  
Und rückwärts taumelt die Stute.

„Ei, Sorella, was fehlt dir auch?  
Mein Töchterchen, meine Gute.“

Candiszucker langt er hervor;  
Ha, wie ihre Rüstern blasen!  
Wie sie naschet, gespißt das Ohr,  
Und immer gloßet zum Nasen!  
Einen Blick der Podesta scheu  
Schießt über die glitzernde Aue,  
Rückt am Dolche, und dann auf's neu:  
„Mein Schimmelschen, meine Graue!“

Wie er über den Hag sich biegt,  
Am Nacken des Thieres gleitet,  
Auf Geronimo's Auge liegt  
Des Feindes Mantel gebreitet;  
O, nie hat so heiß und schwer  
Geronimo, nie gelegen,  
Jede Muskel im Arm fühlt er  
Wie eine Viper sich regen.

Doch er ist ein gläubiger Christ,  
Geht jede Woche zur Beichte,  
Hat voll Andacht noch heut geküßt  
Christoforo's heilige Leuchte.  
Sünde wär's, das Messer im Schlund  
Des Ungewarnten zu bergen,  
Sonst — alleine, allein der Hund!  
Bewaffnet und ohne Schergen!

Eine Minute, die schnell vergeht,  
Der Corse gen Himmel schaute,  
Zum Patrone ein Stoßgebet,  
Dann fährt er empor vom Kraute;  
Blank die Waffe, den Bug geschliff,  
Dann wie ein Vogel zum Walde —

Schreiend vom Hange die Stute bligt,  
Der Richter starrt an der Halde.

## II.

Mittagsstunde — der Sonnenpfeil  
Prallt an des Weihen Gefieder,  
Der vom Gesteine grau und steil  
Blingt in die Pinien nieder.  
Schwarz der Wald, eine Wetternacht,  
Die aus dem Aether gesunken,  
Drüber der Strahl in Siegespracht  
Tanzt auf dem Feinde wie trunken.

Plötzlich zuckt, es flattert der Weih  
Und klatscht in taumelnden Ringen,  
Ueberm Risse sein wilder Schrei,  
Dann steigt er, wiegend die Schwingen;  
Und am Grunde es stampft und surrt,  
Hart unter dem Felsenmale,  
Neß im Haare, Pistol im Gurt,  
Zwölf Schergen reiten zu Thale.

Wo den Schatten verkürzt das Riff  
Wirft über die zitternde Aue,  
Starrt gefesselt der rothe Jockliffe  
Hinauf zum Vogel ins Blaue.  
Dürr seine Zunge — kein Tropfen labt —  
Er lacht in grimmigem Hohne,  
Neben ihm der Podesta trabt  
Und pfeift sich eine Canzone.

Rüstig stampfen die Kasse fort,  
Dann „halt!“ Es lagert die Bande;  
Hier ein Scherge, ein anderer dort,  
Gestreckt im knisternden Sande.

Die Cigarre läßt an den Grund  
Ihr bläuliches Wölkchen schweben,  
Und der Schlauch, von Mund zu Mund,  
Strömt in die durstigen Kehlen.

Wie so lockend die Taube lacht  
Aus grünem, duftigem Haine!  
Von den Zwölfen heben sich acht,  
Sie schlendern entlang das Gesteine,  
Lässig, spielend, so sorgenbar  
Wie junge Geier im Neste,  
Dieser zupft des Nachbars Haar,  
Der schnitzelt am Zwiebelreste.

Einer so nach dem Andern schwankt  
Ins Grün' aus der sengenden Hitze,  
Halt! wie elektrisch Feuer rankt  
Von Aug' zu Aug' ein Gebliße.  
Horch, sie flüstern! Zwei und Zwei,  
Die Pinien streifen sie leise,  
Wie die Hinde witternd und scheu  
Schlüpft über befahrene Gleise.

Zwei am Hange und Zwei hinab  
Und Vier zur Rechten und Linken,  
Sachte beugen den Ast sie ab,  
Ihre Augen wie Vipern blinken,  
Da — im Moose ein dürrer Baum  
Mit wunderbar brauner Schale —  
Hui! ein Pfiff auf gekrümmtem Daum —  
Und dort — und drunten im Thale.

Fährt vom Moose Geronimo,  
Und eh ihn die Schergen umschlingen,  
Wie im Haid die knisternde Loh',  
Ha! sieh ihn flattern und springen!

Knall auf Knall, eine Kugel pfeift  
 Ihm durch der Retilla Knoten,  
 Blutend er an dem Gesteine läuft  
 Bis zum Nocliffe, dem rothen.

Hoch die Rechte — will er schnell  
 Sich rächen zu dieser Stunde?  
 Nein, am Rosse schreibt das Cartel  
 Er rasch mit klaffender Wunde.  
 Hoch die Linke — es knallt, es blizt,  
 Und taumelnd sinkt der Podesta;  
 Ruft der Corse: „So hab' es ipt,  
 Du Hund, für den kühnen di Besta!“

O Geronimo! hätten dich fort,  
 Fort, fort deine Sprünge getragen,  
 Als die Einen am Risse dort,  
 Die Andern klossen am Hagen!  
 Schwerlich heute, so mein' ich klar,  
 Sie würden die Stadt erschrecken  
 Mit der Leiche auf grüner Bahr'  
 Und mit dir, gebunden am Schecken!

### Das Fräulein von Rodenschild.

Sind denn so schwül die Nacht' im April?  
 Oder ist so siedend jungfräulich Blut?  
 Sie schließt die Wimper, sie liegt so still  
 Und horcht des Herzens pochender Flut.  
 „O will es denn nimmer und nimmer tagen!  
 O will denn nicht endlich die Stunde schlagen!  
 Ich wache, und selbst der Seiger ruht!“



„Doch horch! es summt, eins, zwei und drei —  
 Noch immer fort? — sechs, sieben und acht,  
 Elf, zwölf — o Himmel, war das ein Schrei?  
 Doch nein, Gesang steigt über der Wacht,  
 Nun wird mir's klar, mit frommem Munde  
 Begrüßt das Hausgesinde die Stunde,<sup>1</sup>  
 Anbrach die hochheilige Osternacht.“

Seitab das Fräulein die Kissen stößt  
 Und wie eine Hinde vom Lager setzt,  
 Sie hat des Nieders Schleifen gelöst,  
 Ins Häubchen drängt sie die Locken setzt,  
 Dann leise das Fenster öffnend, leise,  
 Hört sie der mählich schwellenden Weise,  
 Vom wimmernden Schrei der Eule durchsetzt.

O dunkel die Nacht! und schaurig der Wind!  
 Die Fahnen wirbeln am knarrenden Thor —  
 Da tritt aus der Halle das Hausgesind'  
 Mit Blendlaternen und einzeln vor.  
 Der Pförtner dehnet sich, halb schon träumend,  
 Am Dachte zupset der Jäger säumend,  
 Und wie ein Oger gähnet der Mohr.

Was ist? — wie das auseinander schnellt!  
 In Reihen ordnen die Männer sich,  
 Und eine Wacht vor die Dirnen stellt  
 Die graue Zofe sich ehrbarlich,  
 „Ward ich gesehn an des Vorhangs Lücke?  
 Doch nein, zum Balkone starren die Blicke,  
 Nun langsam wenden die Häupter sich.

<sup>1</sup> Es bestand und besteht hier und dort noch in katholischen Ländern die Sitte, am Vorabende des Oster- und Weihnachtstages den zwölften Glodenschlag abzuwarten, um den Eintritt des Festes mit einem frommen Liebe zu begrüßen.

„O weh meine Augen! bin ich verrückt?  
 Was gleitet entlang das Treppengeländ'?  
 Hab' ich nicht so aus dem Spiegel geblickt?  
 Das sind meine Glieder — welch ein Geblend'!  
 Nun hebt es die Hände, wie Zwirnes Flocken,  
 Das ist mein Strich über Stirn und Locken! —  
 Weh, bin ich toll, oder naht mein End'!“

Das Fräulein erbleicht und wieder erglüht,  
 Das Fräulein wendet die Blicke nicht,  
 Und leise rührend die Stufen zieht  
 Am Steingelände das Nebelgesicht,  
 In seiner Rechten trägt es die Lampe,  
 Ihr Flämmchen zittert über der Rampe,  
 Verdämmernd, blau, wie ein Elfenlicht.

Nun schwebt es unter dem Sternendom,  
 Nachtwandlern gleich in Traumes Geleit,  
 Nun durch die Reihen zieht das Phantom,  
 Und Jeder tritt einen Schritt zur Seit'. —  
 Nun lautlos gleitet's über die Schwelle —  
 Nun wieder drinnen erscheint die Helle,  
 Hinauf sich windend die Stiegen breit.

Das Fräulein hört das Gemurmeln nicht,  
 Sieht nicht die Blicke, stier und verschleucht,  
 Fest folgt ihr Auge dem bläulichen Licht,  
 Wie dunstig über die Scheiben es streicht.  
 — Nun ist's im Saale, nun im Archive —  
 Nun steht es still an der Nische Tiefe —  
 Nun matter, matter — ha! es erbleicht!

„Du sollst mir stehen! ich will dich fahn!“  
 Und wie ein Al die beherzte Maid  
 Durch Nacht und Krümmen schlüpft ihre Bahn,

Hier droht ein Stoß, dort häfelft das Kleid,  
Leis tritt sie, leise, o Geisterfinne  
Sind scharf! daß nicht das Gesicht entrinne!  
Ja, muthig ist sie, bei meinem Eid!

Ein dunkler Rahmen, Archives Thor;  
— Ha, Schloß und Riegel! — sie steht gebannt,  
Sacht, sacht das Auge und dann das Ohr  
Drückt zögernd sie an der Spalte Rand,  
Tiefdunkel drinnen — doch einem Raufchen  
Der Pergamente glaubt sie zu lauschen  
Und einem Streichen entlang der Wand.

So nieder kämpfend des Herzens Schlag,  
Hält sie den Odem, sie lauscht, sie neigt —  
Was dämmert ihr zur Seite gemacht?  
Ein Glühwurmleuchten — es schwillt, es steigt,  
Und Arm an Arme, auf Schrittes Weite,  
Lehnt das Gespenst an der Pforte Breite,  
Gleich ihr zur Nachbarspalte gebeugt.

Sie fährt zurück — das Gebilde auch —  
Dann tritt sie näher — so die Gestalt —  
Nun stehen die Beiden, Auge in Aug',  
Und bohren sich an mit Vampyres Gewalt.  
Das gleiche Häubchen decket die Locken,  
Das gleiche Linnen, wie Schneees Flocken,  
Gleich ordnungslos um die Glieder wallt.

Langsam das Fräulein die Rechte streckt,  
Und langsam, wie aus der Spiegelwand,  
Sich Linie um Linie entgegen redt  
Mit gleichem Rubine die gleiche Hand;  
Nun rührt sich's — die Lebendige spüret,  
Als ob ein Luftzug schneidend sie rühret,  
Der Schemen dämmert — zerrinnt — entschwand.

Und wo im Saale der Reihen fliegt,  
 Da siehst ein Mädchen du, schön und wild,  
 — Vor Jahren hat's eine Weile gesiecht —  
 Das stets in den Handschuh die Rechte hüllt.  
 Man sagt, kalt sei sie wie Eises Flimmer,  
 Doch lustig die Maid, sie hieß ja immer:  
 „Das tolle Fräulein von Rodenschild.“

### Der Geierpfiß.

„Run still! — Du an den Dohnenschlag!  
 Du links an den gespaltnen Baum!  
 Und hier der faule Fezer mag  
 Sich lagern an der Klippe Saum:  
 Da seht fein offen übers Land  
 Die Kutsche ihr heran spazieren;  
 Und Rieder dort, der Höllenbrand,  
 Mag in den Steinbruch sich postiren!

„Dann aufgepaßt mit Aug' und Ohr,  
 Und bei dem ersten Räderhall  
 Den Eulenschrei! und tritt hervor  
 Die Fracht, dann wiederholt den Schall.  
 Doch, naht Gefahr — Patrouillen gehn, —  
 Seht ihr die Landdragoner streifen,  
 Dann dreimal, wie von Riffeshöhn,  
 Laßt ihr den Lämmergeier pfeifen.

„Run, Rieder, noch ein Wort zu dir:  
 Mit Recht heißt du der Höllenbrand;  
 Rein Stückchen — ich verbitt' es mir —  
 Wie neulich mit der kalten Hand!“  
 Der Hauptmann spricht es; durch den Kreis  
 Ein Rauschen geht und feines Schwirren,

Als sie die Büchsen schultern leis,  
Und in den Gurt die Messer klirren.

Seltfamer Troß! hier Riesenbau  
Und hiebgespaltnes Angesicht,  
Und dort ein Bübchen wie 'ne Frau,  
Ein zierliches Spelunkenlicht;  
Der drüben an dem Scheitelhaar  
So sachte streift den blanken Fänger,  
Schaut aus den blauen Augen gar  
Wie ein verarmter Minnesänger.

's ist lichter Tag! die Bände scheut  
Vor keiner Stunde — Alles gleich;  
Es ist die rothe Bände, weit  
Verschrien, gefürchtet in dem Reich;  
Das Knäbchen kauert unterm Stier  
Und betet, raschelt es im Walde,  
Und manches Weib verschließt die Thür,  
Schreit nur ein Rufuf an der Halde.

Die Posten haben sich zerstreut,  
Und in die Hütte schlüpft der Troß —  
Wildhüters Obdach zu der Zeit,  
Als jene Trümmer war ein Schloß:  
Wie Ritter vor der Ahnengruft,  
Fühlt sich der Räuber stolz gehoben  
Am Schutte, dran ein gleicher Schuft  
Vor Jahren einst den Brand geschoben.

Und als der letzte Schritt verhallt,  
Der letzte Zweig zurück gerauscht,  
Da wird es einsam in dem Wald,  
Wo überm Aft die Sonne lauscht!

Und als es drinnen noch geklirrt  
Und noch ein Weilchen sich geschoben,  
Da still es in der Hütte wird,  
Vom wilden Weingrant umwoben.

Der scheue Vogel jetzt sich kühn  
Aufs Dach und wiegt sein glänzend Haupt.  
Und summend durch der Reben Grün  
Die wilde Biene Honig raubt;  
Nur leise wie der Hauch im Tann,  
Wie Weste durch die Halme streifen,  
Hört drinnen leise, leise man  
Vorichtig an den Messern schleifen.

---

Ja, lieblich ist des Berges Maid  
In ihrer festen Glieder Pracht,  
In ihrer blanten Fröhlichkeit  
Und ihrer Zöpfe Rabennacht;  
Siehst du sie brechen durchs Genist  
Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,  
Du denkst, die Centifolie ist  
Vor Uebermuth vom Stiel gesprungen.

Nun steht sie still und schaut sich um —  
All überall nur Baum an Baum;  
Ja, irre zieht im Walde um  
Des Berges Maid und glaubt es kaum;  
Noch zwei Minuten, wo sie sann,  
Pulsiren ließ die heißen Glieder —  
Behende wie ein Marder dann  
Schlüpft fest sie in den Steinbruch nieder.

Am Eingang steht ein Felsenblock,  
Wo das Geschiebe überhängt;

Der Epheu schüttelt sein Gelock,  
Zur grünen Laube vorgedrängt,  
Da unterm Dache lagert sie,  
Behaglich lehnend an dem Steine,  
Und denkt: ich sitze wahrlich wie  
Ein Heil'genbildchen in dem Schreine!

Ihr ist so warm, der Höpfe Paar  
Sie löset mit der runden Hand,  
Und nieder rauscht ihr schwarzes Haar  
Wie Rabenfittiges Gewand.  
Ei! denkt sie, bin ich doch allein!  
Auf springt das Spangengepaar am Nieder;  
Doch unbeweglich gleich dem Stein  
Steht hinterm Block der wilde Nieder:

Er sieht sie nicht, nur ihren Fuß,  
Der tänzelnd schaukelt wie ein Schiff,  
Zuweilen treibt des Windes Gruß  
Auch eine Locke um das Riß,  
Doch ihres heißen Odems Zug,  
Samumes Hauch, glaubt er zu fühlen,  
Verlorne Laute, wie im Flug  
Lockvögel, um das Ohr ihm spielen.

So weich die Luft und badewarm,  
Verausend Thymianes Duft,  
Sie lehnt sich, dehnt sich, ihren Arm,  
Den vollen, streckt sie aus der Klust,  
Schließt dann ihr glänzend Augenpaar —  
Nicht schlafen, ruhn nur eine Stunde —  
So dämmert sie, und die Gefahr  
Wächst von Sekunde zu Sekunde.

Nun Alles still — sie hat gewacht —  
Doch hinterm Steine wird's belebt,

Und seine Büchse sachte, sacht  
 Der Nieder von der Schulter hebt,  
 Lehnt an die Klippe ihren Lauf,  
 Dann lockert er der Messer Klingen,  
 Hebt nun den Fuß — was hält ihn auf?  
 Ein Schrei scheint aus der Luft zu dringen!

Ja, das Signal! — er ballt die Faust —  
 Und wiederum des Geiers Pfiff  
 Ihm schrillend in die Ohren faust —  
 Noch zögert knirschend er am Riff —  
 Zum dritten Mal — und sein Gewehr  
 Hat er gefaßt — hinan die Klippe!  
 Daß bröckelnd Riez und Sand umher  
 Nachvollern von dem Steingerippe.

Und auch das Mädchen fährt empor:  
 „Ei, ist so locker das Gestein?“  
 Und langsam, gähnend tritt hervor  
 Sie aus dem falschen Heil'genschein,  
 Hebt ihrer Augen feuchtes Glühn,  
 Will nach dem Sonnenstrande schauen,  
 Da sieht sie einen Geier ziehn  
 Mit einem Lamm in seinen Klauen.

Und schnell gefaßt, der Wildniß Kind,  
 Tritt sie entgegen seinem Flug:  
 Der kam daher, wo Menschen sind,  
 Das ist der Bergesmaid genug.  
 Doch still! war das nicht Stimmenton  
 Und Räderknarren? still! sie lauscht —  
 Und wirklich, durch die Nadeln schon  
 Die schwere Rutsche ächzt und rauscht.

„He, Mädchen!“ ruft es aus dem Schlag,  
 Mit seinem Knirz tritt sie heran:



„Zeig uns zum Dorf die Wege nach,  
Wir fuhren irre in dem Tann!“ —  
„Herr,“ spricht sie lachend, „nehmt mich auf,  
Auch ich bin irr' und führ' Euch doch.“ —  
„Nun wohl, du schmuckes Kind, steig auf,  
Nur frisch hinauf, du zögerst noch?“ —

„Herr, was ich weiß, ist nur gering,  
Doch führt es Euch zu Menschen hin,  
Und das ist schon ein köstlich Ding  
Im Wald, mit Räuberhorden drin:  
Seht, einen Weih am Bergeskamm  
Sah steigen ich aus jenen Gründen,  
Der in den Fängen trug ein Lamm;  
Dort muß sich eine Heerde finden.“ —

Am Abend steht des Forstes Held  
Und flucht die Steine warm und kalt;  
Der Wechsler freut sich, daß sein Geld  
Er klug gesteuert durch den Wald:  
Und nur die gute, franke Maid  
Nicht ahnet in der Träume Walten,  
Daß über sie so gnädig heut  
Der Himmel seinen Schild gehalten.

---

## Die Schwestern.

### I.

Sacht pochet der Käfer im morschen Schrein,  
Der Mond steht über den Fichten.  
„Jesus Maria, wo mag sie sein!  
Hin will meine Angst mich richten.  
Helene, Helene, was ließ ich dich gehn  
Allein zur Stadt mit den Hunden,

Du armes Kind, das sterbend mir  
Auf die Seele die Mutter gebunden !"

Und wieder rennt Gertrude den Weg  
Hinauf bis über die Steige.  
Hier ist ein Tobel — sie lauscht am Steg,  
Ein Strauch — sie rüttelt am Zweige.  
Da drunten summet es Elf im Thurm,  
Gertrude kniet an der Halde:  
„Du armes Blut, du verlassener Wurm!  
Wo magst du irren im Walde!“

Und zitternd löst sie den Rosenkranz  
Von ihres Gürtels Gehänge,  
Ihr Auge starret in trübem Glanz,  
Ob es die Dämmerung sprengt.  
„Ave Maria — ein Licht, ein Licht!  
Sie kömmt, 's ist ihre Laterne!  
— Ach Gott, es ist nur ein Hirtenfeur,  
Jetzt wirft es flatternde Sterne.

„Vater unser, der du im Himmel bist,  
Geheiligt werde dein Name“ —  
Es rauscht am Hange „heiliger Christ!“  
Es bricht und knistert im Brahme,  
Und drüber streckt sich ein schlanker Hals,  
Zwei glänzende Augen starren.  
„Ach Gott, es ist eine Hinde nur,  
Jetzt seht sie über die Farren.“

Gertrude klimmt die Halde hinauf,  
Sie steht an des Raines Mitte.  
Da — täuscht ihr Ohr? — ein flüchtiger Lauf,  
Behend galoppirende Tritte —  
Und um sie springt es in wüstem Kreis  
Und funkelt mit freud'gem Gestöhne.

„Fidel! Fidel!“ so flüstert sie leise,  
Dann ruft sie schluchzend: „Helene!“

„Helene!“ schallt es am Felsenhang,  
„Helen!“ von des Waldes Rante,  
Es war ein einsamer, trauriger Klang,  
Den heimwärts die Echo sandte.  
Wo drunten im Tobel das Mühlrad wacht,  
Die staubigen Knecht' an der Wanne,  
Die haben gehorcht die ganze Nacht  
Auf das irre Gespenst im Tanne.

Sie hörten sein Rufen von Stund zu Stund,  
Sah'n seiner Laterne Geflimmer  
Und schlugen ein Kreuz auf Brust und Mund,  
Zog über den Tobel der Schimmer.  
Und als die Müllerin Reifig las  
Frühmorgens an Waldes Saume,  
Da fand sie die arme Gertrud im Gras,  
Die ängstlich suchte im Traume.

## II.

Wie rollt in den Gassen das Marktgebräus!  
Welch ein Getümmel, Gebliße!  
Hanswurst schaut über die Bude hinaus  
Und winkt mit der klingenden Mütze;  
Karossen rasseln, der Trinker jucht,  
Und Mädchen schrein im Gedränge,  
Drehorgeln pfeifen, der Kärner flucht,  
O, Babels würdige Klänge!

Da tritt ein Weib aus der Ladenthür,  
Eine schlichte Frau von den Flüssen,  
Die stieß an den klingenden Harletin schier  
Und hat nicht gelacht noch geschrien.

Ihr mattes Auge sucht auf dem Grund,  
 Als habe sie etwas verloren,  
 Und hinter ihr trabt ein zottiger Hund,  
 Verdutzt, mit hängenden Ohren.

„Zurück, Verwegne! siehst du denn nicht  
 Den Wagen, die schnaubenden Braunen?“  
 Schon dampfen die Rüstern ihr am Gesicht,  
 Da fährt sie zurück mit Staunen  
 Und ist noch über die Rinne grad  
 Mit raschem Sprunge gewichen,  
 Als an die Schürze das klirrende Rad  
 In wirbelndem Schwunge gestrichen.

Noch ein Moment — sie taumelt, erbleicht,  
 Und dann ein plötzlich Erglühen —  
 O schau, wie durch das Gewühl sie leuchtet,  
 Mit Armen und Händen und Knien!  
 Sie rudert, sie windet sich — Stoß auf Stoß,  
 Scheltworte und Flüche wie Schloffen —  
 Das Fürtuch reißt, dann flattert es los  
 Und ist in die Rinne geflossen.

Nun steht sie vor einem stattlichen Haus,  
 Ohne Schuh, besudelt mit Rothe;  
 Dort hält die Karosse, dort schnauben aus  
 Die Braunen und rauchen wie Schlote.  
 Der Schlag ist offen, und eben sieht  
 Sie im Portale verschwinden  
 Eines Kleides Falte, die purpurn glüht,  
 Und den Schleier, segelnd in Winden.

„Ach!“ flüstert Gertrude, „was hab' ich gemacht,  
 Ich bin wohl verrückt geworden!  
 Kein Trost bei Tag, keine Ruh' bei Nacht,  
 Das kann die Sinne schon morden.“

Da poltert es schreiend die Stiegen hinab,  
Ein Fußtritt aus dem Portale,  
Und wimmernd rollt von der Rampe herab  
Ihr Hund, der zottige, fahle.

„Ja,“ seufzt Gertrude, „nun ist es klar,  
Ich bin eine Irre leider!“  
Erglühend streicht sie zurück ihr Haar  
Und ordnet die staubigen Kleider.  
„Wie sah ich so deutlich ihr liebes Gesicht,  
So deutlich am Schläge doch ragen!  
Allein in Ewigkeit hätte sie nicht  
Den armen Fidel geschlagen.“

## III.

Zehn Jahre! — und Mancher, der fest umher  
Die funkelnden Blicke geschossen,  
Der schlägt sie heute zu Boden schwer,  
Und Mancher hat sie geschlossen.  
Am Hafendamme geht eine Frau,  
— Mich dünkt, wir müssen sie kennen,  
Ihr Haar einst schwarz, nun schillerndes Grau,  
Und hohl die Wangen ihr brennen.

Im Topfe trägt sie den Honigwab,  
Zergehend in Juliusbize;  
Die Trägerin trocknet den Schweiß sich ab  
Und ruft dem hinkenden Spiße.  
Der sie bestellte, den Schiffspatron,  
Sieht über die Planke sie kommen;  
Wird er ihr kümmern den kargen Lohn?  
Gertrude denkt es bekommen.

Doch nein — wo sich die Matrosen geschaart,  
Zum Strande sieht sie ihn schreiten,

Er schüttelt das Haupt, er streicht den Bart  
Und scheint auf die Welle zu deuten.  
Und schau den Spiz! er schnuppert am Grund —  
„Was suchst du denn in den Gleisen?  
Fidel, Fidel!“ fort strauchelt der Hund  
Und heulet wie Wölfe im Eisen.

Barmherziger Himmel! ihr wird so bang,  
Sie watet im brennenden Sande,  
Und wieder erhebt sich so hohl und lang  
Des Hundes Geheul vom Strande.  
O Gott, eine triefende Leich' im Kiez,  
Eine Leich' mit dem Auge des Stieres!  
Und drüber feucht das gottige Blies  
Des lahmen, wimmernden Thieres.

Gertrude steht, sie starret herab,  
Mit Blicken irrer und irrer,  
Dann beugt sie sich auf die Leiche hinab,  
Mit Lächeln wirrer und wirrer,  
Sie wiegt das Haupt bald so bald so,  
Sie flüstert mit zuckendem Munde,  
Und eh die zweite Minute entfloß,  
Da liegt sie knieend am Grunde.

Sie faßt der Todten geschwollene Hand,  
Ihr Haar voll Muscheln und Tange,  
Sie faßt ihr triefend zerlumptes Gewand  
Und säubert vom Kiese die Wange;  
Dann sachte schiebt sie das Tuch zurück,  
Recht wo die Schultern sich runden,  
So stier und bohrend verweilt ihr Blick,  
Als habe sie etwas gefunden.

Nun zuckt sie auf, erhebt sich jach  
Und stößt ein wimmernd Gestöhne,

Grad eben, als der Matrose sprach:  
 „Das ist die blonde Helene!  
 Noch jüngst juchheite sie dort vorbei  
 Mit trunkenen Soldaten am Strande.“  
 Da that Gertrud einen hohlen Schrei  
 Und sank zusammen im Sande.

## IV.

Jüngst stand ich unter den Föhren am See,  
 Meinen Büchsenspanner zur Seite.  
 Vom Hange schmählte das brünstige Reh  
 Und strich durch des Aufschlags Breite;  
 Ich hörte es knistern so nah und klar,  
 Grad wo die Lichtung verbämmert,  
 Daß mich gestöret der Holzwurm gar,  
 Der unterm Fuße mir hämmert.

Dann sprang es ab, es mochte die Luft  
 Ihm unsre Witterung tragen;  
 „Herr,“ sprach der Bursche: „linkz über die Kluft!  
 Wir müssen zur Linken uns schlagen!  
 Hier naht kein Wild, wo sie eingescharrt  
 Die tolle Gertrud vom Gestade,  
 Ich höre genau, wie der Holzwurm pocht  
 In ihrer zerfallenden Lade.“

Zur Seite sprang ich, eifig durchgraut,  
 Mir war, als hab' ich gesündigt,  
 Indeß der Bursch mit flüsterndem Laut  
 Die schaurige Märe verkündigt:  
 „Wie Jene gesucht bei Tag und Nacht  
 Nach dem fremden ertrunkenen Weibe,  
 Das ihr der türkische See gebracht,  
 Verloren an Seele und Leibe.

„Ob ihres Blutes? — man wußte es nicht,  
 Kein Fragen löste das Schweigen.  
 Doch schloß die Welle, dann sah ihr Gesicht  
 Man über den Spiegel sich beugen,  
 Und zeigte er ihr das eigene Bild,  
 Dann flüsterte sie beklommen:  
 „„Wie alt sie sieht, wie irre und wild,  
 Und wie entseßlich verkommen!““

„Doch wenn der Sturm die Woge gerührt,  
 Dann war sie vom Bösen geschlagen,  
 Was sie für bedenkliche Reden geführt,  
 Das möge er lieber nicht sagen.  
 So war sie gerannt vor Jahresfrist,  
 — Man sah's vom lavirenden Schiffe —  
 Zur Brandung, wo sie am hohlst ist,  
 Und kopfüber gefahren vom Riffe.

„Drum scharpte man sie ins Didicht dort  
 Wie eine verlorene Seele.“  
 Ich schwieg und sandte den Burschen fort,  
 Brach mir vom Grab eine Schmehle:  
 „Du armes, geheftes Wild der Pein, —  
 Wie mögen die Menschen dich richten!“  
 — Sacht pochte der Käfer im morschen Schrein,  
 Der Mond stand über den Fichten.

### Meister Gerhard von Köln.

Ein Notturmo.

Wenn in den linden Vollmondnächten  
 Die Nebel lagern überm Rhein,  
 Und graue Silberfäden flechten  
 Ein Florgewand dem Heil'genschrein:



Es träumt die Waldung, duftumsäumt,  
 Es träumt die dunkle Flutenschlange,  
 Wie eine Robbe liegt am Hange  
 Der Schür' und träumt.

Tief zieht die Nacht den feuchten Odem,  
 Des Walles Gräser zuden matt,  
 Und ein zerhauchter Grabesbrodem  
 Liegt über der entschlafnen Stadt:  
 Sie hört das Schlummerlied der Well'n,  
 Das leise murmelnde Geschäume,  
 Und tiefer, tiefer sinkt in Träume  
 Das alte Köln.

Dort, wo die graue Cathedrale,  
 Ein riesenhafter Zeitentraum,  
 Entsteigt dem düstern Trümmernale  
 Der Macht, die auch zerrann wie Schaum —  
 Dort, in der Scheibe Purpurrund  
 Hat taumelnd sich der Strahl gegossen  
 Und sinkt, und sinkt, im Traum zerfloßen,  
 Bis auf den Grund.

Wie ist es schauerlich im weiten,  
 Versteinten, öden Palmenwald,  
 Wo die Gedanken niedergleiten  
 Wie Anafonden schwer und kalt;  
 Und blutig sich der Schatten hebt  
 Am blut'gen Märtyrer der Scheibe,  
 Wie neben dem gebannten Leibe  
 Die Seele schwebt.<sup>1</sup>

Der Ampel Schein verlosch, im Schiffe  
 Schläft halbgeschlossen Blum' und Kraut;

<sup>1</sup> Nach der Zaubersage.

Wie nacht gespülte Uferriffe  
 Die Streben lehnen, tief ergraut;  
 Anschwellend zum Altare dort,  
 Dann aufwärts dehnend, lang gezogen,  
 Schlingen die Häupter sie zu Vogen  
 Und schlummern fort.

Und immer schwerer will es rinnen  
 Von Quader, Säulentnauf und Schaft,  
 Und in dem Strahle will's gewinnen  
 Ein dunstig Leben, geisterhaft:  
 Da, horch! es dröhnt im Thurme — ha!  
 Die Glocke summt — da leise säuselt  
 Der Dunst, er zudet, wimmelt, träuselt —  
 Nun steht es da! —

Ein Nebelmäntlein umgeschlagen,  
 Ein graues Käppchen, grau Gewand,  
 Am grauen Halse grauer Kragen,  
 Das Richtmaß in der Nischenhand.  
 Durch seine Glieder zitternd geht  
 Der Strahl wie in verhaltner Trauer,  
 Doch an dem Estrich, an der Mauer  
 Kein Schatten steht.

Es wiegt das Haupt nach allen Seiten,  
 Unhörbar schwebt es durch den Raum,  
 Nun zieh es um die Säulen gleiten,  
 Nun fährt es an der Orgel Saum;  
 Und aller Orten legt es an  
 Sein Richtmaß, webert auf und nieder,  
 Und leise zuckt das Spiel der Glieder,  
 Wie Rauch im Tann.

War das der Nacht gewalt'ger Odem? —  
 Ein weit zerfloßner Seufzerhall,

Ein Zitterlaut, ein Grabeßbrodem  
Durchquillt die öden Räume all;  
Und an der Pforte, himmelan  
Das Männlein ringt die Hand, die fahle,  
Dann gleitet's aufwärts am Portale —  
Es steht am Krahn.

Und über die entschlafnen Wellen  
Die Hand es mit dem Richtmaß streckt;  
Ihr Schlangenleib beginnt zu schwellen,  
Sie brodeln auf, wie halb geweckt,  
Als drüber nun die Stimme dröhnt,  
Ein dumpf, verhallend, fern Getöse,  
Wie träumend sich im Wolkenſchooße  
Der Donner dehnt.

„Ich habe diesen Bau gestellt,  
Ich bin der Geist vergangner Jahre!  
Weh! dieses dumpfe Schlummerfeld  
Ist schlimmer viel als Todtenbahre!  
O wann, wann steigt die Stunde auf,  
Wo ich soll lang Begrabneß schauen?  
Mein starker Strom, ihr meine Gauen,  
Wann wacht ihr auf? —

„Ich bin der Wächter an dem Thurm,  
Mein Ruf sind Felsenhieroglyphen,  
Mein Hornesstoß der Zeitensturm,  
Allein sie schliefen, schliefen, schliefen!  
Und schlafen fort, ich höre nicht  
Den Meißel klingen am Gesteine,  
Wo tausend Hände sind wie eine,  
Ich hör' es nicht! —

„Und kann nicht ruhn, ich sehe dann  
Zuvor den alten Krahn sich regen,

Daß ich mein treues Richtmaß kann  
 In eine treue Rechte legen!  
 Wenn durch das Land ein Handschlag schallt,  
 Wie einer alle Pulse klopfen,  
 Ein Strom die Millionen Tropfen —  
 Da silbern wallt

Im Osten auf des Morgens Fahne,  
 Und, ein zerfloßner Nebelstreif,  
 Der Meister fährt empor am Krahne. —  
 Mit Räderfnarren und Gepfeif,  
 Ein rauchend Ungeheuer, schäumt  
 Das Dampfboot durch den Rhein, den blauen —  
 O deutsche Männer! deutsche Frauen!  
 Hab' ich geträumt?

---

## Die Vergeltung.

### I.

Der Kapitän steht an der Spiere,  
 Das Fernrohr in gebräunter Hand,  
 Dem schwarzgelockten Passagiere  
 Hat er den Rücken zugewandt.  
 Nach einem Wolkenstreif in Sinnen  
 Die Beiden wie zwei Pfeiler sehn,  
 Der Fremde spricht: „Was braut da drinnen?“ —  
 „Der Teufel,“ brummt der Kapitän.

Da hebt von morschen Balkens Trümmer  
 Ein Kranker seine feuchte Stirn,  
 Des Aethers Blau, der See Geflimmer,  
 Ach, Alles quält sein fiebernd Hirn!  
 Er läßt die Blide, schwer und düster,  
 Entlängs dem harten Psühle gehn,

Die eingegrabnen Worte ließt er:  
„Batavia. Fünfhundert Zehn.“

Die Wolke steigt, zur Mittagsstunde  
Daß Schiff ächzt auf der Wellen Höhn,  
Gezisch, Geheul aus wüstem Grunde,  
Die Bohlen weichen mit Gestöhn.  
„Jesus, Marie! wir sind verloren!“  
Vom Mast geschleudert der Matros,  
Ein dumpfer Krach in Aller Ohren,  
Und langsam löst der Bau sich los.

Noch liegt der Kranke am Verdecke,  
Um seinen Balken fest geklemmt,  
Da kömmt die Flut, und eine Strecke  
Wird er ins wüste Meer geschwemmt.  
Was nicht gelang' der Kräfte Sporne,  
Daß leistet ihm der starre Krampf,  
Und wie ein Narwal mit dem Horne  
Schießt fort er durch der Wellen Dampf.

Wie lange so? — er weiß es nimmer,  
Dann trifft ein Strahl des Auges Ball,  
Und langsam schwimmt er mit der Trümmer  
Auf ödem glitzerndem Krystall.  
Das Schiff! — die Mannschaft! — sie versanken.  
Doch nein, dort auf der Wasserbahn,  
Dort sieht den Passagier er schwanken  
In einer Kiste morschem Rahn.

Armsel'ge Lade! sie wird sinken,  
Er strengt die heisre Stimme an:  
„Nur grade! Freund, du drückst zur Linken!“  
Und immer näher schwankt's heran,  
Und immer näher treibt die Trümmer,  
Wie ein verwehtes Mövennest;

„Courage!“ ruft der kranke Schwimmer,  
 „Mich dünkt, ich sehe Land im West!“

Nun rühren sich der Fahren Ende,  
 Er sieht des fremden Auges Bliß,  
 Da plötzlich fühlt er starke Hände,  
 Fühlt wüthend sich gezerzt vom Eis.  
 „Barmherzigkeit! Ich kann nicht kämpfen.“  
 Er klammert dort, er klemmt sich hier;  
 Ein heifrer Schrei, den Wellen dämpfen,  
 Am Balken schwimmt der Passagier.

Dann hat er kräftig sich geschwungen  
 Und schaukelt durch das öde Blau,  
 Er sieht das Land wie Dämmerungen  
 Enttauchen und zergehn in Grau.  
 Noch lange ist er so geschwommen,  
 Umflattert von der Möve Schrei,  
 Dann hat ein Schiff ihn aufgenommen,  
 Viktoria! nun ist er frei!

## II.

Drei kurze Monde sind verronnen,  
 Und die Fregatte liegt am Strand,  
 Wo Mittags sich die Robben sonnen,  
 Und Bursche klettern übern Rand;  
 Den Mädchen ist's ein Abenteuer,  
 Es zu erschaun vom fernen Riff,  
 Denn noch zerstört, ist nicht geheuer  
 Das gräuliche Corsarenschiff.

Und vor der Stadt, da ist ein Waten,  
 Ein Wühlen durch das Riesgeschrill,  
 Da die verrufenen Piraten  
 Ein Jeder sterben sehen will.

Aus Strandgebälken, morsch, zertrümmert,  
 Hat man den Galgen, dicht am Meer,  
 In wüster Eile aufgezimmert.  
 Dort dräut er von der Düne her!

Welch ein Getümmel an den Schranken!  
 „Da kömmt der Frei — der Hessel jezt —  
 Da bringen sie den schwarzen Franken,  
 Der hat geleugnet bis zulezt.“ —  
 „Schiffbrüchig sei er hergeschwommen,“  
 Höhnt eine Alte, „ei, wie kühn!  
 Doch Keiner sprach zu seinem Frommen,  
 Die ganze Bande gegen ihn.“

Der Passagier, am Galgen stehend,  
 Hohläugig, mit zerbrochnem Muth,  
 Zu jedem Räuber flüstert flehend:  
 „Was that dir mein unschuldig Blut?  
 Barmherzigkeit! so muß ich sterben  
 Durch des Gefindels Lügenwort,  
 O, mög' die Seele euch verderben!“  
 Da zieht ihn schon der Scherge fort.

Er sieht die Menge wogend spalten —  
 Er hört das Summen im Gewühl —  
 Nun weiß er, daß des Himmels Walten  
 Nur seiner Pfaffen Gaukelspiel!  
 Und als er in des Hohnes Stolge  
 Will starren nach den Aetherhöhn,  
 Da liest er an des Galgens Holze:  
 „Batavia. Fünfhundert Zehn.“

### Der Mutter Wiederkehr.

Du fragst mich immer von neuem, Marie,  
 Warum ich mein Heimatland,  
 Die alten lieben Gefilde flieh',  
 Dem Herzen doch eingebrannt?  
 Nichts soll das Weib dem Manne verhehlen,  
 Und nichts dem treuen Weibe der Mann,  
 Drum setz dich her, ich will erzählen,  
 Doch abwärts sitze — schau mich nicht an.

Bei meinen Eltern ich war — ein Kind,  
 Ein Kind und dessen nicht froh,  
 Im Hause wehte ein drückender Wind,  
 Der ehliche Friede flog;  
 Nicht Zank noch Scheltwort durfte ich hören,  
 Doch wie ein Fels auf Allen es lag,  
 Sah'n wir von Reisen den Vater kehren,  
 Das war uns Kindern ein trauriger Tag.

Ein Kaufmann, ernst, sein strenges Gemüth  
 Verbittert durch manchen Verlust,  
 Und meine Mutter, die war so müd,  
 So keuchend ging ihre Brust!  
 Noch seh' ich, wie sie, die Augen geröthet,  
 Ein Bild der still verhärmten Geduld,  
 An unserm Bettchen gekniet und gebetet.  
 Gewiß, meine Mutter war frei von Schuld!

Doch trieb der Vater sich um — vielleicht  
 In London oder in Wien —  
 Dann lebten wir auf und athmeten leicht  
 Und schossen wie Kressen so grün.  
 Durch lustige Schwänke machte uns lachen  
 Der gute Mefner, dürr und ergraut,



Der dann uns Alle sollte bewachen,  
Denn meiner Mutter ward nichts vertraut.

Da schickte der Himmel ein schweres Leid,  
Sie schlich so lange umher  
Und härmte sich sachte ins Sterbekleid,  
Wir machten das Scheiden ihr schwer!  
Wir waren wie irre Vögel im Haine,  
Zu früh entflattert dem treuen Nest,  
Bald tobten wir toll über Blöcke und Steine  
Und duckten bald, in den Winkel gepreßt.

Dem alten Manne ward kalt und heiß,  
Dem würdigen Sakristan,  
Sah er besudelt mit Staub und Schweiß  
Und glühend wie Ofen uns nahn;  
Doch traten wir in die verödete Kammer  
Und sahn das Schemelchen am Clavier,  
Dann strömte der unbändige Jammer,  
Und nach der Mutter wimmerten wir.

Am sechsten Abend, nachdem sie fort,  
— Wir kauerten am Kamin,  
Der Alte lehnte am Simse dort  
Und sah die Kohlen verglühn,  
Wir sprachen nicht, uns war bekommen —  
Da leis im Vorsaal dröhnte die Thür,  
Und schlürfende Schritte hörten wir kommen.  
Mein Brüderchen rief: „Die Mutter ist hier!“

Still, stille nur! — wir horchten all,  
Zusammengedrängt und bang,  
Wir hörten deutlich der Tritte Hall  
Die knarrende Diel' entlang,  
Genau wir hörten rücken die Stühle,  
Am Schranke klirren den Schlüsselbund

Und dann das schwere Krachen der Diele,  
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Mein junges Blut in den Adern stand,  
Ich sah den Alten wie Stein  
Sich klammern an des Gesimses Rand,  
Da langsam trat es herein.  
O Gott, ich sah meine Mutter, Marie!  
Marie, ich sah meine Mutter gehn,  
Im schlichten Kleide, wie Morgens frühe,  
Sie kam, nach ihren zwei Knaben zu sehn!

Fest war ihr Blick zum Grunde gewandt,  
So schwankte sie durch den Saal,  
Den Schlüsselbund in der bleichen Hand,  
Die Augen trüb wie Opal;  
Sie hob den Arm, wir hörten's pfeifen,  
Ganz wie ein Schlüssel im Schlosse sich dreht,  
Und ins Closet dann sahn wir sie streifen,  
Drin unser Geld und Silbergeräth.

Du denkst wohl, daß keines Odems Hauch  
Die schaurige Oede brach,  
Und still war's in dem Closete auch,  
Noch lange lauschten wir nach.  
Da sah ich zusammen den Alten fallen,  
Und seine Schläfe schlug an den Stein,  
Da ließen wir unser Geschrei erschallen,  
Da stürzten unsere Diener herein.

---

Du sagst mir nichts, doch zweifel' ich nicht,  
Du schüttelst dein Haupt, Marie,  
Ein Greis — zwei Kinder — im Dämmerlicht —  
Da waltet die Phantasie!

Was wollte ich nicht um dein Lächeln geben,  
Um deine Zweifel, du gute Frau;  
Doch wieder sag' ich's: bei meinem Leben!  
Marie, wir sahen und hörten genau!

Am Morgen kehrte der Vater heim,  
Verstimmt und müde gehezt,  
Und war er nimmer ein Honigseim,  
So war er ein Vermuth jetzt.  
Auch waren es wohl bedenkliche Worte,  
Die er gesprochen zum alten Mann,  
Denn laut sie haderten an der Pforte  
Und schieden in tiefer Empörung dann.

Nun ward durchstöbert das ganze Haus,  
Ein Jeder gefragt, gequält,  
Die Beutel gewogen, geschüttet aus,  
Die Silberbestede gezählt,  
Ob Alles richtig, versperrt die Zimmer,  
Nichts konnte dem Manne genügen doch;  
Bis Abends zählte und wog er immer  
Und meinte, der Schade finde sich noch.

Als nun die Dämmerung brach herein,  
Ohne Mutter und Sakristan,  
Wir kauerten auf dem staubigen Stein  
Und gähnten die Flamme an.  
Verstimmt der Vater, am langen Tische,  
Wühlt' in Papieren, schob und rüdt',  
Wir duckten an unserm Kamin, wie Fische,  
Wenn drauf das Auge des Reihers drückt.

Da, horch! — die Thüre dröhnte am Gang,  
Ein schlürfender Schritt darauf  
Sich schleppte die knarrende Diel' entlang.  
Der Vater horchte — stand auf —

Und wieder hörten wir rücken die Stühle,  
Am Schranke klirren den Schlüsselbund  
Und wieder das schwere Krachen der Diele,  
Als es vom Stuhle trat an den Grund.

Er stand, den Leib vornüber gebeugt,  
Wie Jäger auf Wildes Spur,  
Nicht Furcht noch Rührung sein Auge zeigt,  
Man sah, er lauerte nur.  
Und wieder sah ich, die mich geboren,  
Verbannt, verstoßen vom heiligen Grund,  
O, nimmer hab' ich das Bild verloren,  
Es folgt mir noch in der Todesstund!

Und Er? — hat keine Wimper geregt  
Und keine Muskel gezuckt,  
Der Stuhl, auf den seine Hand gelegt,  
Nur einmal leise gerückt.  
Ihr folgend mit den stechenden Blicken,  
Wandt' er sich langsam, wie sie schritt,  
Doch als er sie ans Closet sah drücken,  
Da zuckte er auf, als wolle er mit.

Und „Arnold!“ rief's aus dem Geldverließ,  
— Er beugte vornüber, weit —  
Und wieder „Arnold!“ so klagend süß,  
— Er legte die Feder bei Seit' —  
Zum dritten Mal, wie die blutige Trauer,  
„Arnold!“ — den Meerschäumkopf im Nu  
Erfast' er, schleudert' ihn gegen die Mauer,  
Schritt ins Closet und riegelte zu.

Wir aber stürzten in wilder Hast  
Hinaus an das Abendroth,  
Wir hatten uns bei den Händen gefaßt  
Und weinten uns schier zu todt.

Die ganze Nacht hat die Lampe geglommen,  
Gefnattert im Saal des Ramines Rost,  
Und als der dritte Abend gekommen,  
Da setzte der Vater sich auf die Post.

Ich habe ihm nicht Lebewohl gesagt  
Und nicht seine Hand geküßt,  
Doch heißt es, daß er in dieser Nacht  
Am Bettchen gestanden ist.  
Und bei des nächsten Morgens Erglühlen  
Das Erste, was meine Augen sahn,  
Das war an unserem Lager knieen  
Den tief erschütterten Sakristan.

Dem ward in der Früh' ein Brief gebracht  
Und dann ein Schlüsseldchen noch;  
„Ich will nicht lesen,“ hat er gedacht  
Und zögerte, las dann doch  
Den Brief, in letzter Stunde geschrieben  
Von meines unglücklichen Vaters Hand,  
Der fest im Herzen mir ist geblieben,  
Obwohl mein Bruder ihn einst verbrannt.

„Was mich betroffen, das sag' ich nicht,  
Oh dorre die Zunge aus!  
Doch ist es ein bitter, ein schwer Gericht  
Und treibt mich von Hof und Haus.  
In dem Closete, da sind gelegen  
Papiere, Wechsel, Briefe dabei.  
Dir will ich auf deine Seele legen  
Meine zwei Buben, denn du bist treu.

„Sorg' nicht um mich, was ich bedarf,  
Deß hab' ich genügend noch,  
Und forsch' auch nimmer — ich warne scharf —  
Nach mir, es tröge dich doch.

Sei ruhig, Mann, ich will nicht tödten  
Den Leib, der Vieles noch muß bestehn;  
Doch laß meine armen Kinderchen beten,  
Denn sehr bedarf ich der Unschuld Flehn.“

Und im Clofete gefunden ward  
Ein richtiges Testament,  
Und alle Papiere nach Kaufmannsart  
Geordnet und wohl benennt.  
Und wir? — in der Fremde ließ man uns pflügen,  
Da waren wir eben, wie Buben sind,  
Doch mit den Jahren, da muß sich's regen,  
Bin ich doch jetzt sein einziges Kind!

Du weißt es, wie ich auch noch so früh,  
So hart den Bruder verlor,  
Und hätte ich dich nicht, meine Marie,  
Dann wär' ich ein armer Thor! —  
Ach Gott, was hab' ich nicht All' geschrieben,  
Aufrufe, Briefe, in meiner Noth!  
Umsonst doch Alles, umsonst geblieben.  
Ob er mag leben? — vermuthlich todt!

---

Nie brachte wieder auf sein Geschick  
Die gute Marie den Mann,  
Der seines Lebens einziges Glück  
In ihrer Liebe gewann.  
So mild und schonend bot sie die Hände,  
Bracht' ihm so manches blühende Kind,  
Daß von der ehrlichen Stirn am Ende  
Die düstern Falten gewichen sind.

Wohl führt nach Jahren einmal sein Weg  
Ihn dicht zur Heimat hinan.

Da ließ er halten am Mühlensteg  
 Und schaute die Thürme sich an.  
 Die Hände gefaltet, schien er zu beten,  
 Ein Wink — die Kutsche rasselte fort;  
 Doch nimmer hat er den Ort betreten,  
 Und keinen Trunk Wasser nahm er dort.

### Der Barmekiden Untergang.<sup>1</sup>

Reiche mir die Blutorange  
 Mit dem süßen Zauberdufte,  
 Sie, die von den schönsten Lippen  
 Ihre Nahrung hat geraubt.

Sagt' ich es nicht, o Maimuna,  
 Flehend, händeringend, knieend  
 Sagt' ich es zu sieben Malen,  
 Nicht zu tausend Malen dir?

„Laß, o Fürstin, diese Liebe!  
 Laß von dieser dunklen Liebe,  
 Dir die ganze Brust versengend,  
 Unheil bringend und Gefahr!“

<sup>1</sup> Das Geschlecht der Barmekiden gehörte zur Zeit des Kaliphsats von Bagdad zu den mächtigsten und zahlreichsten. Zuletzt war „Dschäfer der Barmekide“ Großvezier des Kaliphen Harun-al-Reschid und sein Liebling. Die Schwester des Kaliphen, Maimuna, faßte eine glühende Leidenschaft für den schönen und edlen Mann, und da sie sich ihm auf keine andere Weise zu nähern wußte, betrat sie seinen Palast in den Kleidern einer Tänzerin. Die Folge dieser Zusammenkunft war ein Verhältniß, das eine Reihe von Jahren verborgen geblieben, doch endlich zur Kenntniß des Kaliphen gelangte und den Untergang des ganzen Geschlechts nach sich zog. Dschäfer ward hingerichtet, sein Kopf über einem der Stadthore Bagdads aufgesteckt, und sämtliche Barmekiden, in die Wüste getrieben, unterlagen dort dem Hunger und Elende. (Siehe J. v. Hammer, Rosenöl.)

„Daß nicht merk' es der Kaliphe,  
 Er, der zornbereite Bruder,  
 Nicht den Dschafer dir verderbe,  
 Deinen hohen Barmekiden,  
 Nicht den Dschafer dir verderbe  
 Und dich selber, Fürstin, auch!“

Doch was ist die weise Rede  
 In dem liebentglühten Herzen?  
 Wie das Winseln eines Kindleins  
 In der wuthentbrannten Schlacht,  
 Wie ein linder Nebeltropfen  
 In dem flammenden Gebäude,  
 Wie ein Licht, vom Vorde taumelnd  
 In den dunklen Ocean!

In der Tänzerin Gewande  
 Schmiegen sich der Fürstin Glieder,  
 Um die Schultern Seide flattert,  
 In dem Arm die Zither liegt.

O, wie windet sie die Arme,  
 Hoch das Tambourin erschwingend!  
 O, wie wogen ihre Schritte,  
 Ihre reizerblühten Glieder,  
 Daß der Barmekide glühend  
 Seine dunklen Augen birgt!

Sieben Jahre sind verschwunden,  
 Sieben wonnevolle Jahre,  
 Zu den sieben drei und fünfse,  
 Und in den Gebirgen irrend  
 Zieht der Barmekiden Schaar.  
 Mütter auf den Dromedaren,  
 Blind geweint die schönen Augen,  
 In den Armen Kindlein, wimmernd  
 In die lagerlose Nacht.



Ueber Bagdads Thor ein Geier,  
Kreischend über Dschasfers Schädel,  
Rauscht hinan und rauscht vorüber,  
Hat zur Nahrung nichts gefunden  
Als in seiner Augen Höhlen  
Nur zwei kleine Spinnlein noch.

---

### Bajazet.

Der Löwe und der Leopard,  
Die singen Wettgesänge,  
Glutfäulen heben Wettlauf an,  
Und der Samum ihr Herold.  
O Sonne, birg die Strahlen!

Was schleicht dort durch den gelben Sand,  
Ist es ein wunder Schakal?  
Ist es ein großer Vogel wohl,  
Ein schwergetroffener Ibis?  
O Sonne, birg die Strahlen!

Ein wunder Schakal ist es nicht,  
Kein schwergetroffener Vogel,  
Es ist der mächt'ge Bajazet,  
Der Reichste in Cairo.  
Er, der die dreizehn Segel hat,  
Die reichbeladenen Schiffe,  
Auf seiner Achsel liegt der Schlauch,  
Der Stab in seiner Rechten.  
O Sonne, birg die Strahlen!

„Weh dir, du unglücksel'ges Gold,  
Verrätherisches Silber!

Und weh dir, Haffan, falscher Freund,  
Du ungetreuer Diener!  
Nahmst in der Nacht die Zelte mir  
Und nahmst mir die Kameele."  
O Sonne, birg die Strahlen!

„Wie einen Leichnam ließeſt mich,  
Wie Mumien, verdorrte,  
Wie ein verſchmachtetes Kameel,  
Wie ein Gethier der Wüſte!  
Und gab dir doch das reiche Gut,  
Die zwanzigtauſend Kori."  
O Sonne, birg die Strahlen!

„So fluch' ich denn zu ſiebenmal,  
Und tauſendmal verfluch' ich:  
Daß dich verſchlingen mag das Meer,  
Dein brennend Haus dich tödten!  
Daß breche dein Gebein der Leu,  
Dein Blut der Tiger lecke!  
Der Beduine plündre dich,  
Preis gebe dich der Wüſte,  
Daß in dem Sande du verſiecheſt,  
Verſchmachtend — hülflos — irrend!"  
O Sonne, birg die Strahlen!

---

### Der Schloßheff.

In monderhellten Weiher's Glanz  
Liegt brütend wie ein Waſſerdrach'  
Das Schloß mit ſeinem Zaſtenkranz,  
Mit Zinnenmoos und Schuppendach.

Die alten Eichen stehn von fern,  
Respektvoll flüsternd mit den Wellen,  
Wie eine graue Garde gern  
Sich mag um graue Herrscher stellen.

Am Thore schwenkt, ein Steinkoloß,  
Der Bannerherr die Kreuzesfahn',  
Und courbettirend schnaubt sein Roß  
Jahrhunderte schon himmelan;  
Und neben ihm, ein Tantalus,  
Lechzt seit Jahrhunderten sein Dogge  
Gefentten Halses nach dem Fluß,  
Im dürrn Schlunde Mooses Flocke.

Ob längst die Mitternacht verklang,  
Im Schlosse bleibt es immer wach;  
Streiflichter gleiten rasch entlang  
Den Corridor und das Gemach.  
Zuweilen durch des Hofes Raum  
Ein hüpfendes Laterndchen ziehet;  
Dann horcht der Wandrer, der am Saum  
Des Weiher's in den Binsen knieet.

„Ave Maria! stärke sie!  
Und hilf ihr über diese Nacht!“  
Ein frommer Bauer ist's, der früh  
Sich auf die Wallfahrt hat gemacht.  
Wohl weiß er, was der Lichterglanz  
Mag seiner gnäd'gen Frau bedeuten;  
Und eifrig läßt den Rosenkranz  
Er durch die schwiel'gen Finger gleiten.

Doch durch sein christliches Gebet  
Manch Heidennebel schwankt und raucht;  
Ob wirklich, wie die Sage geht,  
Der Elf sich in den Weiher taucht,

So oft dem gräßlichen Geschlecht  
 Der erste Sprosse wird geboren?  
 Der Bauer glaubt es nimmer recht,  
 Noch minder hätt' er es verschworen.

Scheu blickt er auf — die Nacht ist klar  
 Und gänzlich nicht gespensterhaft,  
 Gleich drüben an dem Pappelpaar  
 Zählt man die Zweige längs dem Schaft;  
 Doch stille! In dem Eichenrund —  
 Sind das nicht Tritte? — Kindes Tritte?  
 Er hört wie an dem harten Grund  
 Sich wiegen, kurz und stramm, die Schritte.

Still! still! es raschelt übern Rain,  
 Wie eine Hinde, die im Thau,  
 Beherzt gemacht vom Mondenschein,  
 Vorsichtig ähet längs der Au.  
 Der Bauer stutzt — die Nacht ist licht,  
 Die Blätter glänzen an dem Hagen,  
 Und dennoch — dennoch sieht er nicht,  
 Wen auf ihn zu die Schritte tragen.

Da, langsam knarrend, thut sich auf  
 Das schwere Heft zur rechten Hand,  
 Und, wieder langsam knarrend, drauf  
 Versinkt es in die grüne Wand.  
 Der Bauer ist ein frommer Christ,  
 Er schlägt behend des Kreuzes Zeichen:  
 „Und wenn du auch der Teufel bist,  
 Du mußt mir auf der Wallfahrt weichen!“

Da, hui! streift's ihn, jederweich,  
 Da, hui! raschelt's in dem Grün,  
 Da, hui! zischt es in den Teich,  
 Daß bläulich Schilf und Binsen glühn;

Und wie ein knisterndes Gefchoß  
Fährt an den Grund ein bläulich Feuer  
Im Augenblicke, wo vom Schloß  
Ein Schrei verzittert überm Weiher.

Der Alte hat sich vorgebeugt,  
Ihm ist, als schimmre, wie durch Glas,  
Ein Kindesleib, phosphorisch, feucht  
Und dämmernd, wie verlöschend Gas;  
Ein Arm zerrinnt, ein Aug' verglimmt —  
Lag denn ein Glühwurm in den Winsen?  
Ein langes Fadenhaar verschwimmt,  
— Am Ende scheinen's Wasserlinsen!

Der Bauer starrt, hinab, hinauf,  
Bald in den Teich, bald in die Nacht;  
Da klirrt ein Fenster drüben auf,  
Und eine Stimme ruft mit Macht:  
„Nur schnell gesattelt, schnell zur Stadt!  
Gebt dem Poladen Gert' und Sporen!  
Viktoria! so eben hat  
Die Gräfin einen Sohn geboren!“

### Kurf von Spiegel.

O frommer Prälat, was liehest so hoch  
Des Marſchalls frevlen Muth du steigen!  
War's seine Gestalt, deren Adel dich trog,  
Sein flatternder Witz unter Bechern und Reigen?  
O frommer Bischof, wie war dir zu Muth,  
Als rauchend am Anger unschuldiges Blut  
Verklagte, verklagte dein zögerndes Schweigen!

Am Bewelsberge schallt Wald-Hurrah,  
 Des Rosses Flanke schäumt über den Bügel,  
 Es keucht der Hirsch, und dem Edelwild nah,  
 Ein flüchtiger Dogge, keucht Kurt von Spiegel;  
 Von Thurmes Fahne begierig horcht  
 Der arme Lüncher, und unbesorgt  
 Hält in der Hand er den bröckelnden Ziegel.

Da horch! Halali! das Treiben ist aus,  
 Des Hirsches einzige Thräne vergossen,  
 Ein Hörnerstoß durch das waldige Haus  
 Vereint zum Geweide die zott'gen Genossen,  
 Und bald aus der nickenden Zweige Geleit  
 Die Treiber so stumm, die Ritter so breit,  
 Zieh'n langsam daher mit den stöhnenden Rossen.

Der Spiegel spornt sein rauchendes Thier,  
 „Verfluchte Canaille, du hast mich bestohlen!“  
 Da sieht er, hoch an des Thurmes Zimier,  
 Den armen Lüncher auf schwankenden Bohlen.  
 „Ha,“ murr't er, „heute nicht Beute noch Schuß,  
 Nie kam ich zurück noch mit solchem Verdruß,  
 Ich möchte mir drüben den Späßen wohl holen!“

Der Lüncher sieht, wie er blinzelt empor,  
 Und will nach dem ärmlichen Hütlein greifen,  
 Da sieht er drunten visieren das Rohr,  
 Da hört er den Knall und die Kugel noch pfeifen;  
 Getroffen, getroffen! — er schaukelt, er dreht,  
 Mit Ziegel und Bohle und Handwerksgeräth  
 Rollert er nieder zum rasigen Streifen.

Als träf' ihn selber das Todesgeschöß,  
 So zuckt der Prälat, seine Augen blitzen,  
 „Marschalt!“ stöhnt er, die Stirne wird naß,  
 Am schwellenden Halse zittern die Spitzen,

Dann fährt auf die Wange ein glühendes Roth,  
Und „Marſchalk!“ ruft er, „das bringt dir den Tod!  
Greift ihn, greift ihn, meine Treiber und Schützen!“

Doch lächelnd der Spiegel vom Hengſte ſchau't,  
Er lächelt umher auf die bleichen Vaſallen:  
„Mein gnädigſter Herr, nicht zu laut, nicht zu laut,  
Eu'r Dräuen möchte im Winde verhallen!“  
Dann wendet er raſch, im ſauſenden Lauf  
Durchs Thor und die donnernde Brücke hinauf.  
Zu ſpät, zu ſpät ſind die Gitter gefallen! — —

Im Dome zu Paderborn iſt verhallt  
Das Sterbegeläute des alten Prälaten,  
Und wieder im Dom hat Kapitels-Gewalt  
Den neuen Beherrſcher gewählt und berathen.  
Stumm fährt das Gebirg und die Felſer hinein  
Der neue Biſchof zur Wewelsburg ein,  
Geleitet von ſummennden Volkſcomitaten.

Und als nun über die Brücke er rollt  
Und ſieht die maſſigen Thürme ſich ſtrecken,  
Wie ihm im Buſen es zittert und groſt!  
An ſeiner Inſul — o brandiger Flecken!  
Des Spiegels Blut in dem Ahnenbaum hell!  
Leis ſeufzet er auf, dann murmelt er ſchnell:  
„Herr Truchſes, laßt unsre Tafel nun decken.“

Es reißen die Becher beim Völlergeknall,  
Die ſtattlichen Ritter, die artigen Damen,  
Sich ſchleudernd des Wißes anmuthigen Ball,  
Faſt von der Stirne die Falten ihm nahmen!  
Da, horch! im Flure ein Schreiten in Eil;  
Es knarren die Thüren, es ſteht eine Säul',  
Der Spiegel, der blutige Marſchalk, im Rahmen!

Der Bischof schaut wie ein Laken so bleich —  
Im weiten Saal keines Odems Verhallen —  
Ans Auge schlägt er die Rechte sogleich,  
Und langsam läßt er zur Seite sie fallen.  
Dann seufzt er hohl und düster und schwer:  
„Kurt! — Kurt von Spiegel, wie kömmst du daher! —  
Greift ihn, ergreift ihn, ihr meine Vasallen!“

Kein Sünderglöckchen geläutet ward,  
Kein Schandgerüst sah man zimmern und tragen,  
Doch sieben Schüsse, die knatterten hart,  
Und eine Messe hörte man sagen.  
Der Bischof schaut' auf den blutigen Stein,  
Dann murmelt' er sacht ins Breve hinein:  
„Es ist doch schwer, eine Inful zu tragen!“





# **Lehte Gaben.**



## Gemüth und Leben.

---

### Das Wort.

Das Wort gleicht dem beschwingten Pfeil,  
Und ist es einmal deinem Bogen  
In Tändeln oder Ernst entflohen,  
Erschrecken muß dich seine Eil'.

Dem Körnlein gleicht es, deiner Hand  
Entschlüpft; wer mag es wiederfinden?  
Und dennoch wuchert's in den Gründen  
Und treibt die Wurzeln durch das Land.

Gleicht dem verlornen Funken, der  
Vielleicht erlischt am feuchten Tage,  
Vielleicht am milden glimmt im Hage,  
Am dürrn schwillt zum Flammenmeer.

Und Worte sind es doch, die einst  
So schwer in deine Schale fallen,  
Ist kein's ein nichtiges von allen,  
Um jedes hoffst du oder weinst.

O einen Strahl der Himmelsau,  
Mein Gott, dem Jagenden und Blinden!  
Wie soll er Ziel und Ader finden?  
Wie Lüfte messen und den Thau?

Allmächt'ger, der das Wort geschenkt,  
 Doch seine Zukunft uns verhalten,  
 Woll' selber deiner Gabe walten,  
 Durch deinen Hauch sei sie gelenkt!

Richte den Pfeil dem Ziele zu,  
 Nähre das Körnlein schlummertrunken!  
 Erstick' ihn oder fack' den Funken!  
 Denn, was da frommt, das weißt nur du.

### Halt fest!

Halt fest den Freund, den einmal du erworben,  
 Er läßt dir keine Stätte für das Neue;  
 Läßt, wie das Haus, in dem ein Leib gestorben,  
 Unrein das Herz, wo modert eine Treue;  
 Meinst du, dein sei der Hände Druck, der Strahl  
 Des eignen Auges arglos und voll Liebe?  
 Drückst du zum zweitenmal, blickst du zum zweitenmal,  
 Die Frucht ist fiedig und der Spiegel trübe.

Halt fest dein Wort, o fest wie deine Seele;  
 So stolz und freudig mag kein Lorbeer ranken,  
 Daß er das Brandmal auf der Stirne hehle,  
 Die unterm Druck des Wortes konnte wanken;  
 Der ärmste Bettler, so ein ehrlich Herz,  
 Wird wie ein König dir gegenüber treten,  
 Und du? du zupfst den Lorbeer niederwärts  
 Und heimlich mußt du dein „peccavi“ beten.

Halt fest den Glauben, laß ihn dir genügen!  
 Wer möcht' sein Blut mit fremdem Schor tauschen!  
 Verstoße nicht den Cherub deiner Wiegen,  
 Aus jedem Blatt wird dir sein Flügel rauschen!

Und ist dein Geist zu stark, vielleicht zu blind,  
In seiner Hand das Flammenschwert zu sehen,  
So zweifle nicht, er wird, ein weinend Kind,  
An deinem letzten öden Lager stehen.

Und dann die Gabe, gnädig dir verliehen,  
Den köstlichen Moment, den gottgesandten,  
O fessele, fessele seinen Quell im Fliehen,  
Halt jeden Tropfen höher als Demanten;  
Noch schläft die Stunde, doch sie wacht dereinst,  
Da deinem Willen sich die Kraft entwunden,  
Wo du verloren schwere Thränen weinst  
In die Charybdis deiner todtten Stunden!

Vor Allem aber halt das Kind der Schmerzen,  
Dein angefochtneß Selbst, von Gott gegeben.  
O sauge nicht das Blut aus deinem Herzen,  
Um einen Seelenbastard zu beleben;  
Daß, wenn dir einstens vor dem Golem graut,  
Es zu dir trete nicht mit leisen Klagen:  
„So war ich, und so ward ich dir vertraut,  
Unsel'ger, warum hast du mich erschlagen!“

Drum fest, nur fest, nur keinen Schritt zur Seite,  
Der Himmel hat die Pfade wohl bezeichnet,  
Ein reines Aug' erkennt sie aus der Weite,  
Und nur der Wille hat den Pfad verleugnet;  
Und Allen ward der Compaß eingedrückt,  
Noch Keiner hat ihn aus der Brust gerissen,  
Die Ehre nennt ihn, wer zur Erde blickt,  
Und wer zum Himmel, nennt ihn das — Gewissen.

## Carpe diem!

Pflücke die Stunde, wär' sie noch so blaß,  
 Ein salbes Moos, vom Dunst des Moores naß,  
 Ein farblos Blümchen, flatternd auf der Haide;  
 Ach, einst von Allem träumt' die Seele süß,  
 Von Allem, was, ihr eigen, sie verließ,  
 Und mancher Seufzer gilt entflohnem Leide.

In Alles senkt sie Blutes Tropfen ein,  
 Legt Perlen aus dem heiligtiefsten Schrein,  
 Bewußtlos, selbst in grauverhängte Stunden;  
 Steigt oft ein unklar Sehnen dir empor,  
 Du schaust vielleicht wie durch Gewölkes Flor  
 Nach Tagen, längst vergessen, doch empfunden.

Wer, der an seine Kinderzeit gedenkt,  
 Als die Vokabeln ihn in Noth versenkt,  
 Wer möcht' nicht wieder Kind sein und sich grauen?  
 Ja, der Gefangne, der die Wand beschrieb,  
 Fühlt er nach Jahren Glückes nicht den Trieb,  
 Die alten Sprüche einmal noch zu schauen?

Wohl gibt es Stunden, die so ganz verhaßt,  
 Daß, dem Gedächtniß eine Centnerlast,  
 Wir ihren Schatten abzuwälzen sorgen;  
 Doch selten schickt sie uns des Himmels Zorn,  
 Und meistens ist darin ein gift'ger Dorn,  
 Der Modernwurm geheimer Schuld, verborgen.

Drum, wer noch eines Blicks nach oben werth,  
 Der nehme, was an Lieben ihm beschiedert,  
 Die stolze, wie die Stund' im schlichten Kleide;  
 Der schlürfe jeden stillen Tropfen Thau,  
 Und spiegelt drin sich nicht des Aethers Blau,  
 So läspelt drüber wohl die fromme Weide.

Freu' dich an deines Säuglings Lächeln, freu'  
Dich an des Jauchzens ungewissem Schrei,  
Mit dem er streckt die luftbewegten Glieder;  
Wär' zehnmal stolzer auch, was dich durchweht,  
Wenn er vor dir vereinst, ein Jüngling, steht,  
Dein lächelnd Kindlein gibt er dir nicht wieder.

Freu' dich des Freundes, eh' zum Greis er reift,  
Erfahrung ihm die kühne Stirn' gestreift,  
Von seinem Scheitel Grabesblumen wehen;  
Freu' dich des Greises, schau' ihm lange nach,  
In Kurzem gäbst vielleicht du manchen Tag,  
Um einmal noch dieß graue Haupt zu sehen.

O, wer nur ernst und fest die Stund' ergreift,  
Den Kranz ihr auch von bleichen Locken streift,  
Dem spendet willig sie die reichste Beute;  
Doch wir, wir Thoren, drängen sie zurück,  
Vor uns die Hoffnung, hinter uns das Glüd,  
Und unsre Morgen morden unsre Heute.

### Durchwachte Nacht.

Wie sank die Sonne glüh und schwer,  
Und aus versengter Welle dann  
Wie wirbelte der Nebel Heer  
Die sternenlose Nacht heran! —  
Ich höre ferne Schritte gehn —  
Die Uhr schlägt Behn.

Noch ist nicht alles Leben eingenickt,  
Der Schlafgemächer letzte Thüren knarren;  
Vorsichtig in der Rinne Bauch gedrückt  
Schlüpft noch der Iltis an des Giebels Sparren,

Die schlummertrunkne Färse murrend nicht,  
 Und fern im Stalle dröhnt des Rosses Scharren,  
 Sein müdes Schnauben, bis vom Mohn getränkt  
 Es schlaff die regungslose Flanke senkt.

Betäubend gleitet Fliederhauch  
 Durch meines Fensters offenen Spalt,  
 Und an der Scheibe grauem Rauch  
 Der Zweige wimmelnd Reigen wallt.  
 Matt bin ich, matt wie die Natur! —  
 Elf schlägt die Uhr.

O wunderliches Schlummerwachen, bist  
 Der zartren Nerve Fluch du oder Segen? —  
 's ist eine Nacht, vom Thauwach geküßt,  
 Das Dunkel fühl' ich fühl' wie feinen Regen  
 An meine Wange gleiten, das Gerüst  
 Des Vorhangs scheint sich schaukelnd zu bewegen,  
 Und dort das Wappen an der Decke Gips  
 Schwimmt sachte mit dem Schlingeln des Polyps.

Wie mir das Blut im Hirne zuckt!  
 Am Söller geht Geknistern um,  
 Im Pulte raschelt es und ruckt,  
 Als drehe sich der Schlüssel um,  
 Und — horch, der Seiger hat gewacht!  
 's ist Mitternacht.

War das ein Geisterlaut? So schwach und leicht  
 Wie kaum berührten Glases schwirrend Klingen,  
 Und wieder wie verhaltneß Weinen steigt  
 Ein langer Klageton aus den Springen,  
 Gedämpfter, süßer nun, wie thränenfeucht  
 Und selig kämpft verschämter Liebe Ringen; —  
 O Nachtigall, das ist kein wacher Sang,  
 Ist nur im Traum gelöster Seele Drang.



Da tollert's nieder vom Gestein!  
 Des Thurmes morsche Trümmer fällt,  
 Das Käuzlein knack und hustet drein;  
 Ein jäher Windesodem schwellt  
 Gezweig und Kronenschmuck des Hains; —  
 Die Uhr schlägt Eins.

Und drunten das Gewölke rollt und klimmt;  
 Gleich einer Lampe aus dem Hünenmale  
 Hervor des Mondes Silbergondel schwimmt,  
 Verzitternd auf der Gasse blauem Stahle;  
 An jedem Fliederblatt ein Fünkchen glimmt,  
 Und hell gezeichnet von dem blassen Strahle,  
 Legt auf mein Lager sich des Fensters Bild,  
 Vom schwanken Laubgewimmel überhüllt.

Jetzt möcht' ich schlafen, schlafen gleich,  
 Entschlafen unterm Mondeshauch,  
 Umspielt vom flüsternden Gezweig,  
 Im Blute Funken, Fun' im Strauch  
 Und mir im Ohre Melodei; —  
 Die Uhr schlägt Zwei.

Und immer heller wird der süße Klang,  
 Das liebe Lachen, es beginnt zu ziehen  
 Gleich Bildern von Daguerre die Deck entlang,  
 Die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen;  
 Mir ist, als seh' ich lichter Locken Gang,  
 Gleich Feuerwärmern seh' ich Augen glühen,  
 Dann werden feucht sie, werden blau und lind,  
 Und mir zu Füßen sitzt ein schönes Kind.

Es sieht empor, so froh gespannt,  
 Die Seele strömend aus dem Blick;  
 Nun hebt es gaukelnd seine Hand,  
 Nun zieht es lachend sie zurück;

Und — horch, des Hahnes erster Schrei! —  
Die Uhr schlägt Drei.

Wie bin ich aufgeschreckt, — o süßes Bild,  
Du bist dahin, zerfloßen mit dem Dunkel!  
Die unerfreulich graue Dämmerung quillt,  
Verloschen ist des Flieder's Thaugesunkel,  
Verrostet steht des Mondes Silberschild,  
Im Walde gleitet ängstliches Gemunkel,  
Und meine Schwalbe an des Frieses Saum  
Zirpt leise, leise auf im schweren Traum.

Der Tauben Schwärme kreisen scheu,  
Wie trunken, in des Hofes Rund,  
Und wieder gellt des Hahnes Schrei,  
Auf seiner Streue rückt der Hund,  
Und langsam knarrt des Stalles Thür, —  
Die Uhr schlägt Vier.

Da flammt's im Osten auf, — o Morgenglut!  
Sie steigt, sie steigt, und mit dem ersten Strahle  
Strömt Wald und Haide vor Gefangesflut,  
Das Leben quillt aus schäumendem Potale,  
Es klirrt die Sense, flattert Falkenbrut,  
Im nahen Forste schmettern Jagdsignale,  
Und wie ein Gletscher sinkt der Träume Land  
Zerrinnend in des Horizontes Brand.

### Mondesaufgang.

An des Balkones Gitter lehnte ich  
Und wartete, du milbes Licht, auf dich.  
Hoch über mir, gleich trübem Eiskrystalle,  
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle;

Der See verschimmerte mit leisem Dehnen, —  
Zerfloßne Perlen oder Wolfenthänen?  
Es rieselte, es dämmerte um mich,  
Ich wartete, du mildest Licht, auf dich.

Hoch stand ich, neben mir der Linden Kamm,  
Tief unter mir Gezweige, Ast und Stamm;  
Im Laube summt' der Phalänen Reigen,  
Die Feuerfliege sah ich glimmend steigen,  
Und Blüten taumelten wie halb entschlafen;  
Mir war, als treibe hier ein Herz zum Hasen,  
Ein Herz, das übergelb von Glück und Leid  
Und Bildern seliger Vergangenheit.

Das Dunkel stieg, die Schatten drangen ein, —  
Wo weilst du, weilst du denn, mein milder Schein! —  
Sie drangen ein wie sündige Gedanken,  
Des Firmamentes Woge schien zu schwanken,  
Verzittert war der Feuerfliege Funken,  
Längst die Phaläne an den Grund gesunken,  
Nur Bergeshäupter standen hart und nah,  
Ein düstrer Richterkreis, im Dürster da.

Und Zweige zischelten an meinem Fuß  
Wie Warnungsflüster oder Todesgruß;  
Ein Summen stieg im weiten Wasserthale  
Wie Volksgemurmel vor dem Tribunale;  
Mir war, als müßte etwas Rechnung geben,  
Als stehe zagend ein verlornes Leben,  
Als stehe ein verkümmert Herz allein,  
Einsam mit seiner Schuld und seiner Pein.

Da auf die Wellen sank ein Silberflor,  
Und langsam stiegst du, frommes Licht, empor:  
Der Alpen finstre Stirnen strichst du leise,  
Und aus den Richtern wurden sanfte Greise,

Der Wellen Zucken ward ein lächelnd Winken,  
 An jedem Zweige sah ich Tropfen blinken,  
 Und jeder Tropfen schien ein Kämmerlein,  
 Drin flimmerte der Heimatlampe Schein.

O Mond, du bist mir wie ein später Freund,  
 Der seine Jugend dem Verarmten eint,  
 Um seine sterbenden Erinnerungen  
 Des Lebens zarten Widerschein geschlungen,  
 Bist keine Sonne, die entzückt und blendet,  
 In Feuerströmen lebt, in Blute endet, —  
 Bist, was dem franken Sänger sein Gedicht,  
 Ein fremdes, aber o ein mildes Licht.

### Das Ich der Mittelpunkt der Welt.

Jüngst hast die Phrase scherzend du gestellt:  
 „Wer Reichthum, Liebe will und Glück erlangen,  
 Der mache sich zum Mittelpunkt der Welt,  
 Zum Kreise, drin sich alle Strahlen fangen.“  
 Dein Wort, mein Freund, war wie des Tempels Thür,  
 Die Inschrift draußen und das Volksgebränge,  
 Doch durch die Spalten blinkt der Lampen Zier,  
 Zieh'n Opferdust und heilige Gesänge.

Wie könnte jemals wohl des Glückes Born  
 Aus anderm als dem eignen Herzen fließen?  
 Aus welcher Schale wohl des Himmels Zorn  
 Als aus der selbstgebotnen sich ergießen?  
 O glücklich sein, geliebt und glücklich sein —  
 Möge ein Engel mir die Pfade deuten!  
 Da schwillt des Tempels Vorhang, zart und rein  
 Hör' ich's wie Echo durch die Falten gleiten:

Standest an einem Krankenbett du je,  
Nach wochenlangen selbstvergeßnen Sorgen,  
Hobst deine schweren Wimpern in die Höh',  
Gerührt zum heißen Dankgebet am Morgen,  
Und sahst um des Genesenden Gesicht  
Ein neuerwachtes Seelenschimmern schweben  
Und einen Liebesblick auf dich, wie nicht  
Ihn Freund und nicht Geliebte können geben?

Spieltest du je den Griffel in der Hand  
Und rechnetest mit frohem Geiz zusammen  
Die Groschen, die du selber dir entwandt;  
Schien jeder Heller dir wie Gold zu flammen  
Des Schazes für den fremden Sorgenpsühl,  
Um den du deine Freuden schlau betrogen,  
Und hast in deines Reichthums Vollgefühl  
Tief, tief den Odem in die Brust gejogen?

Und der Moment, wo eine Rechte schwimmt  
Ob theurem Haupte mit bewegtem Segen,  
Wo sie das Herz vom eignen Herzen nimmt,  
Um freudig an das fremde es zu legen,  
Hast du ihn je erlebt und standest dann,  
Die Arme still und freundlich eingeschlagen,  
Selig berechnend, welche Früchte kann,  
Wie liebliche das neue Bündniß tragen?

Dann bist du glücklich, bist geliebt und reich,  
Ein Fels, an dem sich alle Blitze spalten;  
Dann mag dein Kranz verwelken, mögen bleich  
Krankheit und Alter dir die Stirne falten:  
Dann bist der Mittelpunkt du deiner Welt,  
Der Kreis, aus dem die Freudestrahlen quillen,  
Und was so frisch der Bäche Ufer schwellt,  
Wie sollte seinen Born es nicht erfüllen!

## Grüße.

Steigt mir in diesem fremden Lande  
 Die allbekannte Nacht empor,  
 Klatst es wie Hufes Schlag vom Strande,  
 Rollt sich die Dämmerung hervor,  
 Gleich Staubeswolken mir entgegen  
 Von meinem lieben starken Nord,  
 Und fühl' ich meine Locken regen  
 Der Luft geheimnißvolles Wort —

Dann ist es mir, als hör' ich reiten  
 Und klirren und entgegenziehen  
 Mein Vaterland von allen Seiten,  
 Und seine Küsse fühl' ich glühn;  
 Dann wird des Windes leises Munkeln  
 Mir zu verworrenen Stimmen bald,  
 Und jede schwache Form im Dunkeln  
 Zur tiefvertrauesten Gestalt.

Und meine Arme muß ich strecken,  
 Muß Küsse, Küsse hauchen aus,  
 Wie sie die Leiber könnten wecken,  
 Die modernden, im grünen Haus;  
 Muß jeden Waldeswipfel grüßen,  
 Und jede Haid' und jeden Bach,  
 Und alle Tropfen, die da fließen,  
 Und jedes Hälmchen, das noch wach.

Du, Vaterhaus, mit deinen Thürmen,  
 Vom stillen Weiher eingewiegt,  
 Wo ich in meines Lebens Stürmen  
 So oft erlegen und gesiegt; —  
 Ihr breiten, laubgewölbten Hallen,  
 Die jung und fröhlich mich gesehn,

Wo ewig meine Seufzer wallen  
Und meines Fußes Spuren stehn.

Du feuchter Wind von meinen Haiden,  
Der wie verschämte Klage weint,  
Du Sonnenstrahl, der so bescheiden  
Auf ihre Kräuter niederscheint; —  
Ihr Gleise, die mich fortgetragen,  
Ihr Augen, die mir nachgeblinkt,  
Ihr Herzen, die mir nachgeschlagen,  
Ihr Hände, die mir nachgewinkt.

Und Grüße, Grüße, Daß, wo nimmer  
Die treuste Seele mein vergißt  
Und jetzt bei ihres Lämpchens Schimmer  
Für mich den Abendsegen ließt,  
Wo bei des Hahnes erstem Krähen  
Sie matt die graue Wimper streicht  
Und einmal noch vor Schlafengehen  
An mein verlassnes Lager schleicht.

Ich möcht' euch Alle an mich schließen,  
Ich fühl' euch Alle um mich her;  
Ich möchte mich in euch ergießen,  
Gleich stichem Vache in das Meer.  
O wüßtet ihr, wie krank geröthet,  
Wie fieberhaft ein Aether brennt,  
Wo keine Seele für uns betet,  
Und Keiner unsre Todten kennt!

Doppelgänger.<sup>1</sup>

's war eine Nacht, vom Thauwackgeküßt,  
 Das Dunkel fühlt' ich kühl wie zarten Regen  
 An meine Wange gleiten. Das Gerüst  
 Des Vorhangs schien sich schaukelnd zu bewegen,  
 's war eine Nacht, wo man am Morgen denkt:  
 Ward Dasein jezt dir, oder dort geschenkt?

Mir war so wohl und jederleicht zu Muth,  
 So schwimmend nun die Wimper halb geschlossen;  
 Verlorne Funken zuckten durch mein Blut,  
 Von fernen Lauten wähnt' ich mich umflossen;  
 's war eine Nacht, wo man am Morgen fragt:  
 Hat's damals, oder hat es jezt getagt?

Und immer heller ward der süße Klang,  
 Das liebe Lachen, es begann zu schwimmen  
 Wie Bilder von Daguerre die Deck' entlang,  
 Gleich Feuerwürmern sah ich Augen glimmen,  
 Dann wurden feucht sie, blau und lind,  
 Und mir zu Füßen saß ein schönes Kind.

Das sah zu mir empor, so ernst gespannt,  
 Als quelle ihm die Seele aus den Blicken,  
 Bald schloß es, schmerzlich zuckend, seine Hand,  
 Bald schüttelt' es sie funkelnd vor Entzücken,  
 Und horchend, horchend kamm es sacht heran  
 Zu meiner Schulter — und wo blieb es dann? —

<sup>1</sup> Die Strophe 3 und 4 dieses Gedichts sind eine fast wörtliche Wiederholung von Strophe 10 und 11 des Gedichts: „Durchwachte Nacht,“ in der hier mitgetheilten jedenfalls späteren Umgestaltung desselben, das die „Letzten Gaben, Hannover 1860,“ nur im ersten Entwurf brachten. Die Dichterin scheint danach die „Doppelgänger“ überschriebene Gedicht haben vernichten zu wollen; der Herausgeber konnte sich jedoch nicht entschließen, es zu unterdrücken.



O wären's Geisterstimmen aus der Luft,  
Die sich wie Vogelzwitschern um mich reichten!  
Wär' Grabesbrodem nur der leise Duft,  
Der mich umseufzte aus verschollnen Zeiten!  
Doch nur mein Herz ist eure stille Gruft,  
Und meine Heil'gen, meine einst Geweihten,  
Sie leben alle, wandeln allzumal —  
Vielleicht zum Segen sich, doch mir zur Qual.

---

### Im Grase.

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,  
Von des Krautes Arom umhaucht,  
Tiefe Flut, tief, tieftrunkne Flut,  
Wenn die Wolk' am Azure verrauht,  
Wenn aufs müde, schwimmende Haupt  
Süßes Lachen gaukelt herab,  
Liebe Stimme säuselt und träuft  
Wie die Lindenblüth' auf ein Grab.

Wenn im Busen die Todten dann,  
Jede Leiche sich streckt und regt,  
Leise, leise den Odem zieht,  
Die geschloßne Wimper bewegt,  
Todte Lieb', todte Lust, todte Zeit,  
All' die Schätze, im Schutt verwühlt,  
Sich berühren mit schüchternem Klang  
Gleich den Glöckchen, vom Winde umspielt.

Stunden, flüchtiger ihr als der Kuß  
Eines Strahls auf der trauernden See,  
Als des ziehenden Vogels Lied,  
Das mir niederperlt aus der Höh',

Als des schillernden Käfers Blitz,  
 Wenn den Sonnenpfad er durchheilt,  
 Als der flücht'ge Druck einer Hand,  
 Die zum lezten Male verweilt.

Dennoch, Himmel, immer mir nur,  
 Dieses Eine nur: für das Lied  
 Jedes freien Vogels im Blau  
 Eine Seele, die mit ihm zieht,  
 Nur für jeden karglichen Strahl  
 Meinen farbigschillernden Saum,  
 Jeder warmen Hand meinen Druck  
 Und für jedes Glück einen Traum.

### Die Golem.

Hätt' ich dich nicht als süßes Kind gekannt,  
 Mit deinem Seraph in den klaren Bliden,  
 Dich nicht geleitet in der Märchen Land,  
 Gefühlt der kleinen Hände zitternd Drücken:  
 Ich würde jetzt dich mit Behagen sehen,  
 Du wärst mir eine hübsche, brave Frau,  
 Doch ach, nun muß ich unter deiner Frau,  
 Muß stets nach dem entflognen Engel spähen.

Und du, mit deinem Wort, bedacht und breit,  
 Dem klugen Lächeln und der Stirne Falten,  
 Spricht dir kein armer Traum von jener Zeit,  
 Wo deine Blut die Felsen wollte spalten?  
 Ein braver Bürger bist du, hoch zu ehren,  
 Ein wahrer Heroz auf der Mittelbahn,  
 Doch, o mein Flammenwirbel, mein Vulkan,  
 Ach, daß die Berge Mäuse nur gebären.

Weh ihm, der lebt in des Vergangnen Schau,  
Um bleiche Bilder wirbt, verschwommne Töne!  
Nicht was gebrochen, macht das Haar ihm grau,  
Was Tod gekniet in seiner süßen Schöne,  
Doch sie, die Monumente ohne Todten,  
Die wandernden Gebilde ohne Blut,  
Sie, seine Tempel ohne Opferglut  
Und seine Haine ohne Frühlingsboten!

's gibt eine Sage aus dem Orient  
Von Weisen, todter Masse Formen gebend,  
Geliebte Formen, die die Sehnsucht kennt,  
Und mit dem Zauberworte sie belebend;  
Der Golem wandelt mit bekanntem Schritte,  
Er spricht, er lächelt mit bekanntem Hauch,  
Allein es ist kein Strahl in seinem Aug',  
Es schlägt kein Herz in seines Busens Mitte.

Und wie sich alte Lieb' ihm unterjocht,  
Er haucht sie an mit der Verwesung Schrecken,  
Wie angstvoll die Erinnerung ruft und pocht,  
Es ist in ihm kein Schlafender zu wecken.  
Und tief gebrochen sieht die Treue schwinden,  
Was sie so lang und heilig hat bewahrt,  
Was nicht des Lebens, nicht des Todes Art,  
Nicht hier und nicht im Himmel ist zu finden.

O kniee still an deiner Todten Gruft,  
Dort magst du milde, fromme Thränen weinen,  
Mit ihrem Odem säuselt dir die Luft,  
Mit ihrem Antlitz wird der Mond dir scheinen,  
Dein sind sie, dein, wie mit gebrochenen Augen,  
Wie dein sie waren mit dem letzten Blick;  
Doch fliehe vor den Golem, flieh zurück,  
Die deine Thränen kalt wie Gletscher saugen.

### Spätes Erwachen.

Wie war mein Dasein abgeschlossen,  
Als ich im grünumhegten Haus  
Durch Lerchenschlag und Fichtensprossen  
Noch träumt' in den Auz hinaus!

Als keinen Blic ich noch erkannte,  
Als den des Strahles durchs Gezweig,  
Die Felsen meine Brüder nannte,  
Schwester mein Spiegelbild im Teich!

Nicht rede ich von jenen Jahren,  
Die dämmernd uns die Kindheit heut, —  
Rein, so verdämmert und zersahren  
War meine ganze Jugendzeit!

Wohl sah ich freundliche Gestalten  
Am Horizont vorüberfliehn;  
Ich konnte heiße Hände halten  
Und heiße Lippen an mich ziehn;

Ich hörte ihres Grufes Pochen,  
Ihr leises Wispern um mein Haus  
Und sandte schwimmend, halbgebrosen,  
Nur einen Seufzer halb hinaus.

Ich fühlte ihres Hauches Fächeln  
Und war doch keine Blume süß;  
Ich sah der Liebe Engel lächeln,  
Und hatte doch kein Paradies.

Mir war, als habe in den Noten  
Sich jeder Ton an mich verwirrt',  
Sich jede Hand, die mir geboten,  
Im Dunkel wunderbar verirrt.

Verschlössen blieb ich, eingeschlossen  
In meiner Träume Zauberturm,  
Die Blitze waren mir Genossen  
Und Liebestimme mir der Sturm.

Dem Wald ließ ich ein Lied erschallen,  
Wie nie vor einem Menschenohr,  
Und meine Thräne ließ ich fallen,  
Die heiße, in den Blumenflor.

Und alle Pfade mußt' ich fragen:  
Kennt Vögel ihr und Strahlen auch?  
Doch keinen: wohin magst du tragen,  
Von welchem Odem schwillt dein Hauch?

Wie ist das anders nun geworden,  
Seit ich ins Auge dir geblickt;  
Wie ist nun jeder Welle Borden  
Ein Menschenbildniß eingedrückt!

Wie fühl' ich allen warmen Händen  
Nun ihre leisen Pulse nach,  
Und jedem Blick sein scheues Wenden  
Und jeder schweren Brust ihr Ach.

Und alle Pfade möcht' ich fragen:  
Wo zieht ihr hin, wo ist das Haus,  
In dem lebend'ge Herzen schlagen,  
Lebend'ger Odem schwillt hinaus?

Entzünden möcht' ich alle Kerzen  
Und rufen jedem müden Sein:  
Auf ist mein Paradies im Herzen,  
Zieht Alle, Alle nun hinein!

---



## Stille Größe.

Ich klage nicht den Mann, der fällt  
 Ein Markstein dem ertämpften Land,  
 Der seines Schicksals Becher hält,  
 Ihn mischend mit entschloßner Hand,  
 Ihn, der entgegentritt dem Sturm  
 Und weiß, daß er die Eiche bricht;  
 Wer war so reich wie Götz im Thurm,  
 Wie Moruz vor dem Blutgericht?

Ich klage nicht den Mann, der stirbt,  
 Von Welt und eigener Blut verzehrt,  
 Ihn, dem des Palmes Frucht verdirbt  
 Und den des Himmels Manna nährt;  
 Correggio nicht, der siech und halb  
 Die Kupferheller heimgebracht,  
 Cervantes, der verhungert halb  
 Ob seines Pansa noch gelacht.

Sie sind des Unglücks Fürsten, sind  
 Die Mächtigen im weiten Blau,  
 Sie fühlen, daß ihr Odem rinnt  
 Entzündend um der Erde Bau,  
 Daß nur aus dunkler Scholle gern  
 Und freudig schießt der Ernte Kraft,  
 Und daß zerfallen muß der Kern,  
 Soll strecken sich der Palme Schaft.

Ihn klag' ich, dessen Liebe groß  
 Und dessen Gabe arm und klein,  
 Den, wie die Glut das dürre Moos,  
 Sengt jener Strahlen Widerschein;

Ihn, der des Funkens Irren fühlt  
Verzehrend in der Adern Bau,  
Und den die Welle dann verspühlt,  
Ein Aschenhäuflein, larg und grau.

O, eure Zahl ist Legion!  
Ihr Halbgesegneten, wo scheu  
Ins Herz der Genius geflohn  
Und öde ließ die Phantasei;  
Ihr, die ihr möchtet flügellos  
Euch schwingen mit des Sehnsens Hauch,  
Und nieder an der Erde Schoof  
Sinkt, wie ein kranker Nebelrauch.

Nicht klag' ich euch, weil ihr gering,  
Nicht weil ihr ärmlich und versiegt;  
Ich weiß es, daß der Zauberring  
Euch unbewußt am Finger liegt;  
O ihr seid reich und wißt es nicht,  
Denn reich ist nur der Träume Land;  
O ihr seid stark und wißt es nicht,  
Denn stark ist nur der Liebe Band.

Wenn ihr am leeren Bult euch neigt  
Und an der öden Staffelei,  
Um euch des Himmels Odem steigt  
Und in euch der Beklemmung Schrei;  
Wenn zitternd nach dem Ideal  
Ihr eure heißen Arme streckt,  
Und kaum fürs nächste Kummernmahl  
Den Halm die nächste Furche redt —

Dann seid ihr mehr als der Poet,  
Der seines Herzens Blut verkauft,  
Mehr als der Künstler, der so spät  
Zur Heil'gen die Hetäre tauft;

Was ihr verschweigt, ist lieblicher,  
Als je des Dichters Stirn gekrönt,  
Was ihr begrabt, ist heiliger,  
Als Farb' und Pinsel je verschönt.

Mir gab Natur ein kühnes Herz,  
Ich senke nicht so leicht den Blick;  
Mich drückt nicht Größe niederwärts,  
Drängt keine fremde Hand zurück;  
Nie hat des Ruhmes Strahlenkranz  
An fremder Stirne mich gegrämt;  
Doch vor so stillen Blickes Glanz  
Hab' ich mich hundertmal geschämt.

Weinende Quellen, wo sich rollt  
Das Sonnenbild im Wellenbann,  
Glühende Stufen, wo das Gold  
Nicht aus der Schlacke brechen kann,  
Ich klag' um euch, weil ihr betrübt,  
Weil euch das Herz von Thränen schwillt,  
Unwissend Sel'ge, weil ihr liebt  
Und zweifelt an der Gottheit Bild.

Behütet euren stillen Schatz,  
Laßt uns das sonnenöde Land!  
Laßt uns den freien Bühnenplatz  
Und sterbt im Winkel unbekannt;  
Einst wißt ihr, was in euch gelebt,  
Und was in Dem, der euch gehöhnt;  
Einst, wenn der Strahlengott sich hebt  
Und wenn die Memnonsäule tönt.

---



### Gemüth.

Grün ist die Flur, der Himmel blau,  
Doch tausend Farben spielt der Thau;  
Es hofft die Erde bis zum Grabe,  
Gewährung fiel dem Himmel zu;  
Und sprich, was ist denn deine Gabe,  
Gemüth, der Seele Friß du?

Du Tropfen Wolkentau, der sich  
In unsrer Scholle Poren schlich,  
Daß er dem Himmel sie gewöhne  
An seinem lieblichsten Gedicht,  
Du irdisch heilig wie die Thräne  
Und himmlisch heilig wie das Licht.

Ein Tropfen nur, ein Wiederschein,  
Doch alle Wunder saugend ein,  
Ob Perle, dich am Blatte wiegend  
Und spielend um der Wiege Fuß,  
Ob süßer Traum, im Grase liegend  
Und lächelnd bei des Halmes Gruß.

O Erd' und Himmel lächeln auch,  
Wenn du, gewedt vom Morgenhauch,  
Gleich einem Kinde hebst den weichen  
Verschämten Mondesblick zum Tag,  
Erharrend, was die Hand des Reichen  
Von Glanz und Duft dir geben mag.

Lächle nur, lächle für und für,  
Des Kindes Reichthum wird auch dir;  
Dir wird des Zweiges Blatt zur Halle,  
Zum Sammet dir des Mooßes Bließ,  
Opale, funkelnde Metalle  
Wäscht Muschelscherbe dir und Riez.

Des kranken Blattes röthlich Grün  
 Drückt auf die Stirn dir den Rubin,  
 Mit Chrysolithes goldnen Flittern  
 Schmückt deinen Spiegel Kraut und Gras,  
 Und selbst des dürrn Laubes Zittern  
 Schenkt dir den bräunlichen Topas.

Und gar, wenn losch das Sonnenlicht  
 Und um dein eigenstes Gedicht  
 Morgana deines Sees gaukelt,  
 Ein Traum von Licht um deinen Ball  
 Und zarte Schattenbilder schaukelt,  
 Gefangne Geister im Krystall:

Dann schläfst du, schläfst in eigner Hast,  
 Läßt walten die verborgne Kraft,  
 Was nicht dem Himmel, nicht der Erden,  
 Was deiner Schöpfung nur bewußt,  
 Was nie gewesen, nie wird werden,  
 Die Embryone deiner Brust.

O lächle, träume immer zu,  
 Tris der Seele, Tropfen du!  
 Den Wald laß rauschen, im Gewimmel  
 Entfunkeln laß der Sterne Reihn;  
 Du hast die Erde, hast den Himmel  
 Und deine Geister obendrein.

### Die todte Lerche.

Ich stand an deines Landes Gränzen,  
 An deinem grünen Saatenwald,  
 Und auf des ersten Strahles Glänzen  
 Ist dein Gesang herabgewallt.

Der Sonne schwirrtest du entgegen,  
Wie eine Mücke nach dem Licht,  
Dein Lied war wie ein Blütenregen,  
Dein Flügelschlag wie ein Gedicht.

Da war es mir, als müsse ringen  
Ich selber nach dem jungen Tag,  
Als horch' ich meinem eignen Singen  
Und meinem eignen Flügelschlag;  
Die Sonne sprühte glühe Funken,  
In Flammen brannte mein Gesicht,  
Ich selber taumelte wie trunken,  
Wie eine Mücke nach dem Licht.

Da plötzlich sank und sank es nieder,  
Gleich todter Kohle in die Saat,  
Noch zuckten sah ich kleine Glieder  
Und bin erschrocken dann genagt;  
Dein letztes Lied, es war verklungen,  
Du lagst, ein armer kalter Rest,  
Am Strahl verflattert und versungen  
Bei deinem halbgebauten Nest.

Ich möchte Thränen um dich weinen,  
Wie sie das Weh vom Herzen drängt,  
Denn auch mein Leben wird verschwinden,  
Ich fühl's, versungen und versengt;  
Dann du, mein Leib, ihr armen Reste!  
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,  
Und nah nur, nah bei meinem Neste,  
In meiner stillen Heimat nur!

---

## Unter der Linde.

Es war an einem Morgen,  
Die Vöglein sangen süß,  
Und überm Raine wallte  
Das schönste Blumenbließ.  
Das Börnlein mir zur Seite  
Sprach leise, leise fort,  
Mit halbgeschlossnen Augen  
Saß ich und lauschte dort.

Ich sah die Schmetterlinge  
Sich jagen durch das Licht,  
Und der Libelle Flügel  
Mir zittern am Gesicht.  
Still saß ich wie gestorben  
Und ließ mir wohligh sein,  
Mich mit den Blüthenfloeden  
Vom Lindenzweig bestreun.

Mein Sitz war dicht am Wege,  
Ich konnte ruhig spähn;  
Doch mich, verhüllt vom Strauche,  
Nicht hat man nicht gesehn;  
Wenn knarrend Wagen rollten,  
Dann drang zu mir der Staub,  
Und wenn die Vöglein hüpfen,  
Dann zitterte das Laub.

Und nahe mir am Hange  
'ne alte Buche stand,  
Um die der ernste Eppich  
Sich hoch und höher wand.  
Sein düstres Grün umrankte  
Noch manchen franken Zweig;

Doch die gesunden spielten  
Wie doppelt grün und reich.

Es war im Maienmonde,  
Die Blätter atlaszart;  
Wie hast du, alter Knabe,  
So frisches Herz bewahrt?  
Auf einer Seite thranend  
Und auf der andern licht,  
Zeigst du auf grüner Säule  
Ein Janusangeficht.

Da dacht' ich eines Freundes,  
Deß Loden grau und lind,  
Ein warmes Brack sein Körper  
Und ach, sein Herz ein Kind;  
Mich dünkt, ich sah ihn neigen  
Mit Thränen auf ein Grab  
Und wieder Blumen streuen  
In eine Wieg' herab.

Da wedten Rindergloden  
Mich aus den Phantasein;  
Ein trüber Staubeswirbel  
Drang durchs Gebüsch herein,  
Und mit Geschrei und Schelten  
Riß einen Epheustab  
Der Treiberknecht vom Baume  
Und trieb sein Vieh bergab.

Mir war, als ob geschädigt  
Ein frommes Leben sei;  
Doch horch, was trabt so neckend  
So drall und knapp herbei?  
Das Ränzle auf dem Rücken,  
Barett im blonden Haar,

Kommt ein Student gepfiffen,  
Ein lustiger Scholar.

„O pescator dell' onde“  
Es gelst mir dicht am Ohr;  
Nun steht er an der Buche,  
Er hebt den Arm empor.  
Verbrämt sein schlichtes Räßplein  
Mit Lindenzweiges Bier,  
Und pfeifend trägt er weiter  
Sein flatterndes Zimier.

Glück auf, mein frischer Junge,  
Gott geb' dir Lust und Raum!  
Wie gern die lust'ge Flagge  
Dir gibt der heitre Baum;  
Er ist kein schlimmer Alter,  
Dem in verdorrter Brust  
Das Herz vor Aerger zittert  
Ob schmucker Jugend Lust.

Doch still, was naht sich wieder?  
Ein Husten kurz und hohl,  
Es schlürft den Anger nieder,  
Ach Gott, ich kenn' dich wohl!  
Es ist der Buche Zwilling,  
Mein alter, kranker Freund,  
Auf dessen Haupt so flammend  
Die Maiensonne scheint.

Nun steht er an dem Baume,  
Lugt unterm Zelt hinaus,  
Wie riecht er so behaglich  
An seinem Veilchenstrauß.  
Nun sucht er an der Rinde,  
Er wandelt um und um

Und lächelt ganz verstohlen  
Und blidt verschüchtert um.

Dort schau' ich tiefe Risse  
Und dachte, Frostesßpalt;  
Doch wären's Namenszüge,  
Dann sind sie adamsalt;  
Nun schlägt er einen Nagel,  
Er hängt sein Mänzchen auf,  
Mich dünkt, ich seh' erröthen  
Ihn an die Stirn hinauf.

O könntest du mich ahnen,  
Mein grauer Oßias,  
In deinem ganzen Leben  
Wärst du nicht wieder blaß.  
Doch wer dein spotten könnte,  
Du Herz voll Kindesinn,  
Daß war gewiß kein Mädchen  
Und keine Dichterin.

### Meine Steckenpferde, die Uhren.

O die Bevölkerung überall!  
O unsre gesegneten Zeiten!  
In Rosspalästen und Menschenstall  
Wie Flocken sieht man es gleiten;  
Von Bettlern wimmelt das ganze Land,  
Von Künstlergesindel die Erde,  
Doch keine Race nahm überhand,  
Wie jene der Steckenpferde.

Der Eine reitet den Bernebock,  
Der Andre, Himmel! den Goethe,

Und Jener sprengt über Stein und Stod  
 Auf einer alten Muskete.  
 Ein Tonnenbacher rutscht Dieser mit  
 Auf hochgetriebenem Pokale,  
 Und Jener macht den bedenklichen Ritt  
 Auf einem elektrischen Hale.

Das war vor Zeiten ein anderes Ding:  
 Kam mal 'ne Möve geflogen,  
 Ging Einer im Flor den Schmetterling,  
 Schier hätt' man die Gloden gezogen,  
 Und wer vom Pegasus nur geträumt,  
 Deß staunten Freund' und Verwandte;  
 Jetzt steht im Narrenstalle gezäumt  
 Für Jeden die Rojinante.

Meine Stedenpferde sind glatt und rund,  
 Sind blank gefütterte Schimmel,  
 Ihr Trab ein Flüstern von Frauenmund,  
 Ihr Wiehern ein zartes Gebimmel.  
 Dort sprangen sie an der Longe hinaus,  
 Meine Silbergrauen und Fahlen,  
 Sechs Kreuzer Dem, der sie lobt zu Haus,  
 Und zwölf, der sie lobt in Journalen!

---

### Der Dichter.

Ihr, die beim frohen Mahle lacht,  
 Euch eure Blumen zieht in Scherben  
 Und, was an Gut euch zugebacht,  
 Euch wohlbehaglich laßt vererben,  
 Ihr starrt dem Dichter ins Gesicht,  
 Verwundert, daß er Rosen bricht  
 Von Disteln, aus dem Quell der Augen  
 Korall' und Perle weiß zu saugen;



Daß er den Bliß herniederlangt,  
Um seine Lampe zu entzünden,  
Im Wettertoben, wenn euch bangt,  
Den rechten Odem weiß zu finden:  
Ihr starrt ihn an mit halbem Neid,  
Den Geistes-Grösz seiner Zeit,  
Und wißt es nicht, mit welchen Qualen  
Er seine Schätze muß bezahlen.

Wißt nicht, daß ihn, Verdammten gleich,  
Nur reines Feuer kann ernähren,  
Nur der durchstürzten Wolke Reich  
Den Lebensodem kann gewähren;  
Daß, wo das Haupt ihm sinnend hängt,  
Sich blutig ihm die Thräne drängt,  
Nur in des schärfften Dornes Spalten  
Sich seine Blume kann entfalten.

Meint ihr, das Wetter zünde nicht?  
Meint ihr, der Sturm erschüttre nicht?  
Meint ihr, die Thräne brenne nicht?  
Meint ihr, die Dornen stechen nicht?  
Ja, eine Lamp' hat er entfacht,  
Die nur das Mark ihm siedend macht;  
Ja, Perlen fischt er und Juwelle,  
Die kosten nichts — als seine Seele.

### Auch ein Beruf.

Die Abendröthe war zerflossen,  
Wir standen an des Weihers Rand,  
Und ich hielt meine Hand geschlossen  
Um ihre kleine kalte Hand.

„So müssen wir denn wirklich scheiden?  
Das Schicksal würfelt mit uns Weiden,  
Wir sind wie herrenloses Land.

„Von keines Herdes Pflicht gebunden,  
Meint Jeder nur, wir seien, grad  
Für sein Bedürfniß nur erfunden,  
Das 'hülfsbereite fünfte Rad.  
Was hilft es uns, daß frei wir stehen,  
Auf keines Menschen Hände sehen?  
Man zeichnet dennoch uns den Pfad.

„Wo dicht die Bäume sich verzweigen  
Und um den schlanken Stamm hinab  
Sich tausend Nachbaräste neigen,  
Da schreitet schnell der Wanderstab.  
Doch drüben sieh die einzle Linde,  
Ein Jeder schreibt in ihre Rinde,  
Und Jeder bricht ein Zweiglein ab.

„O hätten wir nur Muth, zu walten  
Der Gaben, die das Glück besichert!  
Wer dürft' uns hindern? wer uns halten?  
Wer kümmern uns den eignen Herd?  
Wir leiden nach dem alten Rechte,  
Daß, wer sich selber macht zum Knechte,  
Nicht ist der goldnen Freiheit werth.

„Zieh hin, wie du berufen worden,  
In der Campagna Blut und Schweiß,  
Und ich will ziehn nach meinem Norden,  
Zu fischen unter Schnee und Eis.  
Nicht würdig sind wir bessrer Tage,  
Denn wer nicht kämpfen mag, der trage,  
Dulde, wer nicht zu handeln weiß.“

So ward an Weibers Rand gesprochen,  
Im Zorne halb und halb in Pein;  
Wir hätten gern den Stab gebrochen  
Ob all den kleinen Tyrannein.  
Und als die Regenwolken stiegen,  
Da bahnten wir erst mit Vergnügen  
Uns in den Aerger recht hinein.

So lang die Tropfen einzeln fielen,  
War's Naphthaöl in unsern Trug;  
Auch eins von des Geschickes Spielen,  
Zum Schaden uns und Keinem nutz!  
Doch als der Himmel Schloßen streute,  
Da machten wir's wie andre Leute  
Und suchten auch der Linde Schup.

Dort stand ein Häuflein dicht beisammen,  
Sich schauernd unterm Blätterdach;  
Die Wolke zuckte Schwefelflammen  
Und jagte Regenstriemen nach.  
Wir hörten's auf den Blättern springen,  
Jedoch kein Tropfen konnte dringen  
In unser laubiges Gemach.

Fürwahr ein armes Häuflein war es,  
Was hier dem Wettersturm entrann;  
Ein hagerer Jud gebleichten Haares,  
Mit seinem Hund ein blinder Mann,  
Ein Schuladjunkt im magren Trabe  
Und dann mit seinem Bettelsack  
Der kleine hinkende Johann.

Und Alle sahn bei jedem Stöße  
Behaglich an den Stamm hinauf,  
Rückten die Bündelchen im Schooße  
Und drängten lächelnd sich zuhauf;

Denn wie so hohler schlug der Regen,  
So breiter warf dem Sturm entgegen  
Der Baum die grünen Schirme auf.

Wie kämpfte er mit allen Gliedern,  
Zu schützen, was sich ihm vertraut!  
Wie freudig rauscht er, zu erwidern  
Den Glauben, der auf ihn gebaut!  
Ich fühlte seltsam mich befangen;  
Beschämt, mit hocherglühten Wangen,  
Hab' in die Krone ich geschaut

Des Baums, der, keines Menschen Eigen,  
Verloren in der Haide stand,  
Nicht Früchte trug in seinen Zweigen,  
Nicht Nahrung für des Herdes Brand;  
Der nur auf Gottes Wink entsprossen  
Dem fremden Haupte zum Genossen,  
Dem Wanderer in der Steppe Sand.

Zur Freundin sah ich, sie herüber,  
Wir dachten Gleiches wohl vielleicht,  
Denn ihre Mienen waren trüber  
Und ihre lieben Augen feucht.  
Doch haben wir kein Wort gesprochen,  
Vom Baum ein Zweiglein nur gebrochen  
Und still die Hände uns gereicht.

---

## Das Bild.

### 1.

Sie stehn vor deinem Bild und schauen  
In dein verschleiert Augenlicht,  
Sie prüfen Lippe, Rinn und Brauen  
Und sagen dann: „du sei'st es nicht;

Zu klar die Stirn, zu voll die Wange,  
Zu üppig in der Locken Hange,  
Ein lieblich fremdes Angesicht."

O wüßten sie es, wie ein treues  
Gemüth die kleinsten Züge hegt,  
Ein Zucken nur, ein flüchtig scheues,  
Als Kleinod in die Seele legt;  
Wie nur ein Wort, mit gleichem Klange  
Gehaucht, dem Feinde selbst das klinge,  
Bewegte Herz entgegen trägt —

Sie würden besser mich begreifen,  
Sehn deiner Locken dunklen Hag  
Sie mich mit leisem Finger streifen,  
Als lüft' ich sie dem jungen Tag;  
Den Flor mich breiten dicht und dichter,  
Daß deiner Augen zarte Lichter  
Kein Sonnenstaub verletzen mag.

Was fremd, dahin will ich nicht schauen,  
Ich will nicht wissen, wo sie brennt,  
Ob an der Lipp', ob an den Brauen,  
Die Flamme, die dein Herz nicht kennt;  
Ich will nur sehn in deine Augen,  
Den einen reinen Blick nur saugen,  
Der leise meinen Namen nennt.

Ihn, der wie Aether mich umflossen,  
Als in der ernsten Abendzeit  
Wir saßen Hand in Hand geschlossen  
Und dachten Tod und Ewigkeit;  
Ihn, der sich von der Sonne Schwinden  
Heilig gewendet, mich zu finden,  
Und lächelnd sprach: ich bin bereit.

---

## 2.

Und wär' es wahr auch, daß der Jahre Pflug  
 Dir Furchen in die klare Stirn getrieben,  
 Nicht so elastisch deiner Lippen Zug  
 Bezeichne mehr dein Zürnen und dein Lieben,  
 Wenn dichter auch die Hülle dich umschlingt,  
 Durch die der Strahl, der gottbegeistert, dringt:  
 Mir bist die immer Gleiche du geblieben.

Wenn minder stolz und edel die Gestalt,  
 Ich weiß in ihr die ungebeugte Seele;  
 Wenn es wie Rebel deinen Blick umwallt,  
 Ich weiß es, daß die Wolke Gluthen hehle;  
 Und deiner weichen Stimme tiefer Klang,  
 Verhallend, geisterhaft wie Wellensang,  
 Ich fühl' es, daß kein Liebeswort ihm fehle.

O Fluch des Alters, wenn das beste Theil  
 Mit ihm dem Gottesbilde müßte weichen!  
 Wenn minder liebewarm ein Lächeln, weil  
 Der Kummer ihm gelassen seine Zeichen,  
 Ein Auge gütig nur, so lange leicht  
 Und anmuthsvoll die Thräne ihm entschleicht,  
 Und roßge Wangen zücht'ger als die bleichen.

Und dennoch hält sie Alle uns bethört,  
 Die Form, die staubgeborne, wandelbare,  
 Scheint willig uns ein Ohr, das leise hört,  
 Kühn einer frischen Stimme Siegesfanfare;  
 Wir Alle sehen nur des Pharus Licht,  
 Die Glut im Erdenchooße sehn wir nicht,  
 Und Keiner denkt der Lampe am Altare.

3.

Ich weiß ein bessres Bild zu finden  
Als jenes, daß dir ferner weicht,  
Wie tiefer deine Wurzeln gründen  
Und reifer sich die Aehre neigt;  
Ein bessres, als zu dessen Rahmen,  
Wenn Jahre schwanden, Jahre kamen,  
Man wie sein eigner Schatten schleicht.

Lauch' ich am Strande ob der lauen  
Entschlafnen Flut mit scheuer Lust,  
Wird unterm Flore dann, dem blauen,  
Lebendig mir die ernste Rust,  
Ich seh' am Grunde die Korallen,  
Ich seh' der Fischlein goldig Wallen  
Und schaue tief in deine Brust.

Und wieder an der Grüste Vogen  
Seh' ich der Mauersflechte Stab  
Mit tausend Ranken eingefogen  
In des Gesteines Herz hinab,  
Von Thaue schwer die grünen Locken,  
Leuchtwürmer in der Wimper Flocken,  
Daß ist dein Lieben übers Grab.

Und wenn an der Genesung Bronnen  
— Im Saale tafeln Stern und Band —  
Sich Mittags franke Bettler sonnen,  
Begierig schlürfen überm Rand  
Und emsig ihre Schalen schwenken,  
Dann muß ich an dein Geben denken,  
An deine warme, offne Hand.

O jener Quell, der glüh und leise  
Ein Sprudel deiner Brust entquilt,

Der nichts von Floden weiß und Eise,  
Mit Segen seine Steppe füllt,  
Ihm kann nur gleichen, weissen Walten  
Nie siechen kann und nie veralten,  
Und die Natur nur ist dein Bild.

---

### Silvesterabend.

Am letzten Tage des Jahres,  
Da dacht' ich, wie Mancher todt,  
Den ich bei seinem Beginne  
Noch lustig gesehen und roth;  
Wie Mancher am Sargesbaume  
Gelacht, unterm laubigen Zelt,  
Und wie vielleicht auch der meine  
Zur Stunde schon sei gefällt.

Wer wird dann meiner gedenken,  
Wenn ich nun gestorben bin?  
Wohl wird man Thränen mir weihen,  
Doch diese sind bald dahin!  
Wohl wird man Lieder mir singen,  
Doch diese verweht die Zeit!  
Vielleicht einen Stein mir setzen,  
Den bald der Winter verschneit.

Und wenn die Flode zerronnen  
Und kehrt der Nachtigall Schlag,  
Dann blieb nur die heilige Messe  
An meinem Gedächtnistag;  
Nur auf zerrissenem Blatte  
Ein Lied von flüchtigem Stift,  
Und mir zu Häupten die Decke  
Mit mooszerfressener Schrift.



Wohl hab' ich viele Bekannte,  
Die gern mir öffnen ihr Haus,  
Doch wenn die Thüre geschlossen,  
Dann schaut man nimmer hinaus;  
Dann haben sie einen Andern  
An meiner Stelle erwählt,  
Der ihnen singt meine Lieder  
Und meine Geschichten erzählt.

Wohl hab' ich ehrliche Freunde,  
Die greift es härter schon an;  
Doch wenn die Kette zerrissen,  
Man flieht sie, so gut man kann;  
Zwei Tage blieben sie düster,  
— Sie meinten es ernst und treu, —  
Und gingen dann in die Oper  
Am dritten Tage aufs Neu.

Ich habe liebe Verwandte,  
Die tragen im Herzen das Leid;  
Allein wie dürfte verkümmern  
Ein Leben, so Vielen geweiht?  
Sie haben sich eben bezwungen,  
Für andre Pflichten geschont,  
Nur schweben wohl meine Züge  
Zuweilen noch über den Mond.

Ich habe Bruder und Schwester,  
Da ging ins Leben der Stich,  
Da sind viel Thränen geflossen  
Und viele Seufzer um mich.  
O hätten sie einsam gestanden,  
Ich lebte im ewigen Licht!  
Nun haben sie meines vergessen  
Um ihres Kindes Gesicht.

Ich hab', ich hab' eine Mutter,  
Der fehr' ich im Traum bei Nacht,  
Die kann das Auge nicht ſchließen,  
Biß mein ſie betend gedacht;  
Die ſieht mich in jedem Grabe,  
Die hört mich im Raufchen des Hains —  
O, vergeſſen kann eine Mutter  
Von zwanzig Kindern nicht einz.



## Erzählende Gedichte.

---

### Das erste Gedicht.

Auf meiner Heimath Grunde,  
Da steht ein Zinnenbau,  
Schaut finster in die Runde  
Aus Wimpern schwer und grau;  
An seiner Fenster Gittern  
Wimmert des Rauzes Schrei,  
Und drüber siehst du wittern  
Den sonnentrunken Weib.

Ein Wächter fest wie Klippen,  
Von keinem Sturm bewegt,  
Der in den harten Rippen  
Gar manche Kugel trägt;  
Ein Mahner auch, ein strenger,  
Deß Giebel grün und feucht  
Mit spitzem Hut und Fänger  
Des Hauses Geist besteigt.

Und sieht ihn das Gefinde  
Am Fahnenstafte stehn,  
Sich wirbelnd vor dem Winde  
Mit leisem Schreie drehn,

Dann pocht im Schloßgemäuer  
Gewiß die Todtenuhr,  
Oder ein tödtlich Feuer  
Frißt glimmend unterm Flur.

Wie hab' ich ihn umstrichen  
Als Kind oft stundenlang,  
Bin heimlich dann geschlichen  
Den schwer verpönten Gang  
Hinauf die Wendelstiege,  
Die unterm Tritte bog,  
Bis zu des Sturmes Wiege,  
Zum Hahnenbalken hoch.

Und saß ich auf dem Balken  
Im Dämmerstrahle salb,  
Mich fühlend halb als Falken,  
Als Mauereule halb,  
Dann hab' ich aus dem Brodem  
Den Geist citirt mit Muth,  
Ich, Hauch von seinem Odem  
Und Blut von seinem Blut.

Doch als nun immer tiefer  
Die Schlangenstiege sank,  
Als schiefer stets und schiefer  
Dräute die Stufenbank,  
Da klomm' ich sonder Harren  
Hinan den Zinnenring,  
Und in des Daches Sparren  
Barg ich ein heimlich Ding.

Das sollten Enkel finden,  
Wenn einst der Thurm zerbrach;  
Es sollte etwas künden,  
Daß mir am Herzen lag.

Nun sinn' ich oft vergebens,  
Was mich so tief bewegt,  
Was mit Gefahr des Lebens  
Ich in den Spalt gelegt?

Mir sagt ein Ahnen leise,  
Es sei, gepflegt und glatt,  
Von meinem Lorbeerreife  
Das arme erste Blatt.  
Auch daß es just gewittert,  
Mir wie im Traume scheint,  
Und daß ich sehr gezittert  
Und bitterlich geweint.

Zerfallen am Gewände  
Ist längst der Stiege Rund,  
Raum liegt noch vom Gelände  
Ein morsches Brett am Grund;  
Und wenn die Balken knarren,  
Im Sturm die Fahne freist,  
Dann gleitet an den Sparren  
Nicht mehr des Ahnen Geist.

Er mag nicht ferner hausen,  
Wo aller Glaube schwand;  
Ich aber stehe draußen  
Und schau' hinauf die Wand,  
Späh' durch der Sonne Lodern,  
In welcher Ritze wohl  
Es einsam mag vermodern,  
Mein schüchtern arm Idol.

Nie sorgt' ein Falke schlechter  
Für seine erste Brut!  
Doch du, mein grauer Wächter,  
Nimm es in deine Hut;

Und ist des Daches Schiene  
 Hinfürder nicht zu trauern,  
 So laß die fromme Wiene  
 Dran ihre Zelle baun!

---

### Gastrecht.

Ich war in einem schönen Hause  
 Und schien darin ein werther Gast;  
 Die Damen sahn wie Musen fast,  
 Sogar die Hunde geistreich aus.  
 Die Luft, von Ambraduft bewegt,  
 Schwamm wie zerfloßne Phantasie,  
 Und wenn ein Vorhang sich geregt,  
 Dann war sein Säuseln Poesie.

Wohl trat mir oft ein Schwindel nah,  
 Ich bin an Naphtha nicht gewöhnt,  
 Doch hat der Zauber mich versöhnt,  
 Und reiche Stunden lebt' ich da.  
 All, was man sagte, war so fein,  
 So aus der Menschenbrust secirt,  
 Der Schnitt so scharf und spiegelrein  
 Und so vortrefflich durchgeführt.

Da kam ein Tag, an dem man oft  
 Und leiz von einem Gaste sprach,  
 Der, längst geladen, hintennach  
 Kam wie die Reue unverhofft.  
 Da ward am Fenster ausgeschaut,  
 Ein seltsam Lächeln im Gesicht;  
 Ich hätte Häuser drauf gebaut,  
 Der Fremde sei ein Musenlicht.

Und als er endlich angelangt,  
Als Alles ihm entgegen flog,  
In den Salon ihn jubelnd zog,  
Da hat mir ordentlich gebangt.  
Doch schien ein schlichter Bursche nur  
Mein Bruder in hospitio;  
Vom Idealen keine Spur,  
Nur fränk, gesund und lebensfroh.

Drei Tage lebten wir nun flott,  
Ganz wie im weiland Paradies,  
Wo man die Engel sorgen ließ  
Und geistreich sein den lieben Gott.  
Des Gastes Auge hat geblüht,  
Hat freundlich wie ein Stern geblinzt,  
Und als er endlich trauernd schied,  
Da ward ihm lange nachgewinkt.

O unsre Wirth'e waren fein,  
Gar keine Leute allzumal;  
Schon sank die Dämmerung ins Thal,  
Oh' ihre Schonung nickte ein,  
Und hier und dort ein Nadelstich,  
Und schärfer dann ein Messerschnitt,  
Und dann die Sonde säuberlich  
In des Geschiednen Schwächen glitt.

O sichere Hand! O fester Arm!  
O Sonde, leuchtend wie der Blick!  
Ich lehnte an des Gastes Sitz  
Und fühlte sacht, ob er noch warm.  
Und an das Fenster trat ich dann,  
Nahm mir ein allbekanntes Buch  
Und laß, die Blicke ab und an  
Versenkend in der Wolken Zug:

Einst vor dem Thron Mütassims, des Kalifen,  
 Beschwert mit Fesseln ein Verbrecher stand,  
 Dem, als vom Trunt betäubt die Wächter schliefen,  
 Des Herrschers eigne Hand den Dolch entwand.  
 Nur dunkel ward die That dem Volk bekannt;  
 Man flüsterte von nahen Blutes Sünden,  
 Von Freveln, die der Fürst nicht mög' ergründen.  
 Schwer traf die läss'gen Söldner das Gericht,  
 Wie es sie traf, die Sage kündet's nicht;  
 Nur dieses sagt sie: daß an jenem Tag  
 Ein schauernd Schweigen über Bagdad lag,  
 Und daß, als man zum Spruch den Sünder führte,  
 Im weiten Saal sich keine Wimper rührte,  
 Und daß Mütassims Blick, zum Grund gewandt,  
 Die Blumen aus dem Teppich schier gebrannt.

Am Throne stand ein Becher mit Scherbet;  
 Den Gaum des Fürsten dörreten düstre Gluten,  
 Er fühlte seine Menschlichkeit verbluten  
 Am Stahle der bebräuten Majestät.  
 Wer gibt ihm seiner Nächte Schlaf zurück?  
 Wer seinen Muth zum Schaffen und zum Lieben?  
 Wer das Vertrauen auf sein altes Glück?  
 Dieß alles stand in seinem Blick geschrieben.  
 Weh, weh, wenn er die Wimper heben wird!  
 Der Frevler zittert, daß die Fessel klirrt.  
 Als noch der Lohn ihm wässerte den Mund,  
 Ein kecker Fuchs, und jetzt ein feiger Hund,  
 Würd' er sich doppelten Verraths nicht schämen;  
 Doch sieht er deutlich, Keiner will ihn nehmen,  
 Schaut zähneknirschend nur zum Fürsten auf.  
 Die Wimper zuckt! — da drängt ein Schrei sich auf,  
 Und wie im Strauch die kranke Schlange pfeift,  
 An innerm Krampfe will der Sklav ersticken.  
 O Allah, wird er sich dem Pfahl entrücken?



Und stürmisch der Kalif zum Becher greift,  
Hält mit den eignen Händen den Scherbet  
Ihm an die Lippen, bis der Krampf vergeht.  
Die Farbe kehrt, der Sklave athmet tief;  
Sein Auge, irr zuerst, dann fest und kühn,  
Läßt lang er auf des Thrones Stufen glühn;  
Dann spricht er ernst: „Lang lebe der Kalif!  
Auf ihn hat sich Suleimans Geist gesenkt;  
Ob er auch in gerechten Hornes Flamme  
Zum Marterpfahle einen Gast verdamme,  
Den aus dem eignen Becher er getränkt.“

Da ward Mütassim bleich vor innerer Qual,  
Zittern sieht ihn sein Hof zum erstenmal;  
Dann plötzlich ward sein Antlitz sonnenhell,  
Und hochgetragenen Hauptes rief er: „Schnell  
Die Fesseln ihm gelöst, ihr Sklaven! Frei  
Entwandl' er, nur von seiner Schuld gedrückt.“  
Doch zu dem Thron tritt der Wesir gebückt,  
Spricht: „Fürst der Gläubigen, was soll geschehn,  
Wenn er zum zweitenmal den Doldz gezückt?“ —  
„Allah kerim! Das, was geschrieben ist  
Im Buch des Lebens, drin nur Allah liest;  
Allein auf keinem Blatte kann es stehn,  
Daß der Verbrecher keine Gnade fand,  
Den der Kalif getränkt mit eigner Hand.“

Ich schloß das Buch und dachte nach,  
An Türken, — Christen, — Mancherlei;  
Mir war ein wenig schwül und scheu,  
Und sacht entschlüpf' ich dem Gemach.  
Wie schien der Blumen wilde Zier,  
Wie labend mir die schlichte Welt!  
Und auf dem Rückweg hab' ich mir  
Die Pferde an der Post bestellt.

## Der Nachtwandler.

Siehst du das Haus an dem Gehäge nicht?  
 Die Dämmerung sinkt, laßt uns vorüberreiten,  
 Bald hebt der Vollmond sein gespenstig Licht,  
 Dann ist nicht gut in jener Nähe weilen;  
 Hier schwebt kein Spuk den Buchengang hinauf,  
 Kein Räuber paßt im finstern Schuppen auf,  
 Ein Bürgerhaus, ein bürgerlich Beginnen,  
 Es wohnt ein Krämer, wohnen Diener drinnen.

Alt ist der Herr, wie alt, man weiß es kaum,  
 Er liebt es nicht, im Kirchenbuch zu lesen;  
 Ihm lebt' ein Weib vor vieler Jahre Raum,  
 Er hatt' ein Kind, das ist nun lang gewesen;  
 Man sagt, er habe ihr den Arzt versagt,  
 Mit schlechter Kost zu Tod das Kind geplagt;  
 Was sagt man nicht, um Leute zu verdammen,  
 Wo sich das Gold in Haufen rollt zusammen.

Einst war er arm, hat kümmerlich gezehrt,  
 Wohl kümmerlicher noch als Andre eben;  
 Da, heißt es, hab' um eines Thalers Werth  
 Er einen Dieb dem Galgen übergeben.  
 Jung sei der Dieb gewesen, hungerbleich,  
 Und seine Mutter krank, wer glaubt es gleich?  
 Dieß folgt dem Reichen; sieh die Hütten drüben!  
 Dort wohnt die Noth, sein ist ihr Gut geblieben.

Man kann ihn fleißig in der Kirche sehn,  
 Und seine Sitten dürfte Keiner rügen;  
 Doch seit des Körpers Kräfte ihm vergehn,  
 Muß einem schweren Siechthum er erliegen;  
 So oft der Vollmond senkt den blassen Schein,  
 Hüllt er sich schauernd in das Lailach ein  
 Und kommt vom Bett, das Kerzenstümpflein tragend,  
 Ein Diener folgt ihm ganz von fern und zagend.

Durch jene Hüttenfenster sieht man dann  
Am langen Tisch ihn eifrig wieder zählen,  
Am Golde schaben und mit raschem Spann  
Ihn plötzlich greifen, wie nach Diebeskehlen;  
Schon ist auch wohl ein Schrei hinausgeschallt,  
Als thue einer Seele man Gewalt,  
Bis ihm die Arme sinken wie verwittert  
Und weiter er mit seinem Stümpfchen zittert.

Sein nächster Gang ist in die Kammer, wo  
Bei einem größern Lager steht ein kleines;  
Dort kramet er am Bettchen so und so,  
Als öffn' er eine Flasche edlen Weines,  
Und gießt dann, gießt, als sei es nie genug,  
Und stopft und legt wie Bissen an das Tuch,  
Dann stoßend scheint er an den Puls zu greifen,  
Gebüdt, wie lauschend schwachen Odems Pfeifen.

Schleicht dann zu jenes Lagers grobem Flauz,  
Scheint tröpfelnd über Arznei'n zu büden;  
Er breitet schweigend eine Decke aus,  
Und einen Schrein scheint er herbei zu rücken,  
Er horcht, dann öffnet er das Fenster schnell,  
Das Fenster, wo man sieht den Galgen hell —  
Der Diener spricht, man hört ein dumpf Gejammer,  
Das Fenster flirrt, und dunkel ist die Kammer.

Scheint's nicht zu schimmern an der Scheibe dort?  
Siehst du es leise glimmen, Funken zittern?  
Nun zuckt ein blaues Flämmchen, fort, nur fort!  
Mir ist, als woll' es über uns gewittern.  
Schau nicht zurück! Verwegner, fluch' ihm nicht!  
Laß ihn allein mit Gott und dem Gericht!  
Meinst du, ein Fluch vergrößre seine Leiden?  
Den Dieb am Galgen möchte er beneiden!

### Das verlorene Paradies.

Als noch das Paradies erschlossen war  
 Dem ersten sündelosen Menschenpaar,  
 Kein Gift die Viper kannte, keinen Dorn  
 Der Strauch, der Leu und Tiger keinen Zorn,  
 Noch fröhlich scholl der Nachtigallen Flöte;  
 Da schlief an jedem Abend Eva ein  
 An einem Rosenstrauche, und der Schein  
 Von ihrer unschuldsvollen Wangenröthe  
 Spielt' lieblich um der Blume lichten Ball;  
 Denn damals waren weiß die Rosen all'  
 Und dornenlos. — Umnickt vom duft'gen Kranz,  
 Der überm Haupte führte lichten Tanz,  
 Ruhte das erste Weib, Gedanken sinnend.  
 Die Embryone schon der Gottheit Siegel  
 Am Haupte trugen, schon im Reime minnend  
 Bewegten halberschloßne Seraphsflügel;  
 Sie lag, den Zweig an ihre Brust gedrückt,  
 Denn keine Blume wurde noch gepflückt,  
 Bis leise sich die Wimper niederließ  
 Und in die Träume schlich das Paradies;  
 O heilig war das Weib; wer sie gesehn,  
 Nicht denken hätt' er können, ob sie schön,  
 Nur daß sie rein wie Thau und Gottes Spiegel.

---

Die Ros' auch lächelt selig, doch wie lange?  
 Hüte dich vor der Schlange! —  
 Am grauen Horizonte murrend stand  
 Der ersten Donnerwolke düster Rand,  
 Am Rosenstrauche fiel die erste Thräne,  
 Und drüben weint der Nachtigall Gestöhne.  
 Wär' dies das Bild von gestern, dieser Leib  
 Verhüllt in Blätterchutz? ein arges Weib!

Das Auge, kündend ein verbotnes Wissen,  
 Wie scheint so heiß und hart des Mooses Rissen,  
 Wie dunsterfüllt des Paradieses Brangen,  
 Und wie so seltsam brennen ihre Wangen.  
 Fest hielt den vollen Rosenzweig sie, fest,  
 Wie der Versinkende die Winse preßt,  
 Oder sein Lieb ein glüh Verlangen.  
 Ob sie entschlief? — Wohl endlich hat die Nacht  
 Ihr Ruhe, bleiernschweren Schlaf gebracht;  
 Der Regenguß, er hat sie nicht erweckt,  
 Des Donners Rollen sie nicht aufgeschreckt,  
 Ihr Haar nur flatterte im Windestosen,  
 Und ihr am Busen zitterten die Rosen;  
 Wie eine Leiche lag sie schmerzlich mild,  
 Zum erstenmal im Schlaf des Todes Bild;  
 Und als am Morgen sie die Wimper hob  
 Und zuckend von der Brust die Zweige schob,  
 Da war all ihrer Wangen lichter Schein  
 Gezogen in der Blumen Rund hinein,  
 In glüher Sehnsucht alle aufgegangen,  
 Zum Russe öffnend all' den üpp'gen Mund;  
 Und Heva kniete weinend, ihre Wangen  
 Entfärbt und ihre Brust von Dornen wund.

### Der sterbende General.

Er lag im dichtverhängten Saal,  
 Wo grau der Sonnenstrahl sich brach,  
 Auf seinem Schmerzensbette lag  
 Der alte franke General.  
 Genüber ihm am Spiegel hing  
 Scharpe, Orden, Feldherrnstab.  
 Still war die Luft, am Fenster ging  
 Langsam die Schildwach auf und ab.

Wie der vermittelte Soldat  
 So stumm die letzte Fehde kämpft!  
 Zwölf Stunden, seit zuletzt gedämpft  
 Um „Wasser“ er, um „Wasser“ bat.  
 An seinem Rissen beugten Zwei,  
 Des Einen Auge rothgeweint,  
 Des Andern düster, fest und treu,  
 Ein Diener und ein alter Freund.

„Tritt seitwärts,“ sprach der Eine, „laß  
 Ihn seines Standes Ehren sehn! —  
 Den Vorhang weg, daß flatternd wehn  
 Die Bänder an dem Spiegelglas!“  
 Der Kranke schlug die Augen auf,  
 Man sah wohl, daß er ihn verstand,  
 Ein Blick, ein leuchtender, und drauf  
 Hat er sich düster abgewandt.

„Denkst du, mein alter Kamerad,  
 Der jubelnden Victoria?  
 Wie flogen unsre Banner da  
 Durch der gemähten Feinde Saat!  
 Denkst du an unsers Prinzen Wort:  
 „Man sieht es gleich, hier stand der Wart!“  
 Schnell, Konrad, nehmt die Decke fort,  
 Sein Odem wird so kurz und hart!“

Der Obrist lauscht, er murmelt sacht:  
 „Verkümmert wie ein welkes Blatt!  
 Das Duzend Friedensjahre hat  
 Zum Kapuziner ihn gemacht. —  
 Wart! Wart! du hast so frisch und licht  
 So oft dem Tode dich gestellt,  
 Die Furcht, ich weiß es, kennst du nicht,  
 So stirb auch freudig wie ein Held!“

„Stirb, wie ein Leue, adelich,  
In seiner Brust das Bleigeschoß,  
O stirb nicht, wie ein zahnlos Roß,  
Das zappelt vor des Jenters Stich! —  
— Ha, seinem Auge kehrt der Strahl! —  
Stirb, alter Freund, stirb wie ein Mann!“  
Der Kranke zuckt, zuckt noch einmal,  
Und „Wasser, Wasser“ stöhnt er dann.

Leer ist die Flasche. — „Wache dort,  
He, Wache, du bist abgelöst!  
Schau, wo ans Haus das Gitter stößt,  
Lauf, Wache, lauf zum Vorne fort! —  
's ist auch ein grauer Knafterbart  
Und strauchelt wie ein Dromedar —  
Nur schnell, die Sohlen nicht gespart!  
Was, alter Bursche, Thränen gar?“

„Mein Commandant,“ spricht der Uhlán  
Grimmig verschämt, „ich dachte nach,  
Wie ich blessirt am Strauche lag,  
Der General mir nebenan,  
Und wie er mir die Flasche bot,  
Selbst dürstend in dem Sonnenbrand,  
Und sprach: „„Du hast die schlimmste Noth.““  
Dran dacht' ich nur, mein Commandant!“

Der Kranke horcht, durch sein Gesicht  
Zieht ein verwittert Lächeln, dann  
Schaut fest den Veteran er an. —  
Die Seele, der Victorie nicht,  
Nicht Fürstenwort gelöst den Flug,  
Auf einem Tropfen Menschlichkeit  
Schwimmt mit dem letzten Athemzug  
Sie lächelnd in die Ewigkeit.

## Volksglauben in den Pyrenäen.

### 1.

#### Silvestersfest.

Der morsche Tag ist eingesunken,  
 Sein Auge, gläsern, kalt und leer,  
 Varg keines Thau's lind'n Funken  
 Für den gebräunten Eppich mehr.  
 Wie's drauß'n schauert! — längs der Wand  
 Ruschelt das Mäuslein unterm Halme,  
 Und langsam sprießt des Eises Palme  
 Am Scheibenrand.

In tiefer Nacht wem soll noch frommen  
 Am Simse dort der Lampe Strahl?  
 Da schon des Herdes Scheit verglommen,  
 Welch späten Gastes harrt das Mahl?  
 Längst hat im Thurme zu Escout  
 Die Glocke zwölfmal angeschlagen,  
 Und glitzernd sinkt der Himmelswagen  
 Dem Pole zu.

Durch jener Kammer dürre Barren  
 Ziehn Odemzüge, traumbeschwert,  
 Ein Ruck mitunter, auch ein Knarren,  
 Wenn sich im Bett der Schläfer kehrt;  
 Und nur ein leiser Husten wacht,  
 Kein Traum die Mutter hält befangen,  
 Sie kann nicht schlafen in der langen  
 Silvesternacht.

Jetzt ist die Zeit, wo los' und schleichend  
 Die Fep sich durch die Rize schlingt,  
 Mit langer Schlepp' den Estrich streichend  
 Das Schicksal in die Häuser bringt,



An ihrer Hand das Glück, Gewind'  
Und Ros' im Lockenhaar, ein schlankes,  
Das Mißgeschick ein fieberkrankes,  
Ein weinend Kind.

Und trifft sie Alles recht zu Danke  
Geordnet von der Frauenhand,  
Dann nippt vom Mahle wohl die schlankte  
Und läßt auch wohl ein heimlich Pfand;  
Doch sollt' ein Frevler lauschen, risch,  
Im Hui zerstoben ist die Scene,  
Und scheidend fällt des Unglücks Thräne  
Auf Herd und Tisch.

O keine Bearnerin wird's wagen  
Zu stehn am Astloch, lieber wird  
Ein Tuch sie um die Augen schlagen,  
Wenn durch den Spalt die Lampe flirrt;  
Manon auch drückt die Wimper zu  
Und zupft an der Gardine Linnen;  
Doch immer, immer läßt das Sinnen  
Ihr keine Ruh.

Ward glatt das Tischtuch auch gebreitet?  
Hat hell der Becher auch geblinkt?  
Ob jezt das Glück zum Tische gleitet,  
Ein Bröcklein nascht, ein Tröpflein trinkt?  
Oft glaubt sie zarter Stimmen Hauch,  
Verschämtes Trippeln oft zu hören,  
Und dann am Brode leises Stören  
Und Knuspern auch.

Sie horcht und horcht — das war ein Schlüpfen!  
Doch nein — der Wind die Höhren schwellt,  
Und das — am Flur ein schwaches Hüpfen,  
Wie wenn zum Grund die Krume fällt!

„Eugene, was wirfst du dich umher,  
Was soll denn das Gedehn' und Ziehen?  
Mein Gott, wie ihm die Händchen glühen!  
Er träumt so schwer.“

Sie rückt das Kind an ihrer Seiten,  
Den Knaben dicht zu sich heran,  
Läßt durch sein Haar die Finger gleiten,  
Es hangen Schweißes Tropfen dran;  
Er schrocken öffnet sie das Aug',  
Will nach dem Fensterglase schauen,  
Da eben steigt das Morgengrauen,  
Ein trüber Rauch.

Vom Lager fährt die Mutter, bebend  
Hat sie der Lampe Docht gehellt,  
Als sachte überm Lailach schwebend  
Ein Epheublatt zu Boden fällt.  
Das Glüd! das ist des Glückes Spur?  
Doch nein! — sie pflückt es ja dem Kinde,  
Und dort nascht an der Semmelrinde  
Die Ratte nur.

Und wieder aus der Kammer stehlen  
Sich Seufzer, halbbewußt Gestöhn;  
„O Christ, was mag dem Knaben fehlen,  
Eugene, wach auf, wach auf, Eugene!  
Du lieber Gott, ist so geschwind,  
Oh' noch der Morgenstrahl entglommen,  
Das Unglück mir ins Haus gekommen  
Als krankes Kind.“

---

2.

Münzkraut.

Der Frühling naht, es streicht der Staar  
Am Söller um sein altes Nest;  
Schon sind die Thäler sonnentklar,  
Doch noch die Scholle hart und fest;  
Nur wo der Strahl vom Felsen prallt,  
Will mächtig sich der Grund erweichen  
Und schüchtern aus den Windeln schleichen  
Der Gräser dichter, lichter Wald.

Schau dort am Riß — man sieht es kaum —  
So recht vom Sonnenbrand gekocht  
Das kleine Beet, vier Schritte Raum,  
Vom Schieferhange überjocht,  
Nach Ost und Westen eingehegt,  
Mit starken Pflanzen abgeschlagen,  
Als sollt' es Wunderblumen tragen,  
Und sind nur Kräuter, was es trägt.

Und dort die Frau an Rißes Mitten,  
Ach Gott, sie hat wohl viel gelitten!  
Sie klimmt so schwer den Steig hinan.  
Nun steht sie keuchend, löst das Nieder,  
Nun sinkt sie an dem Beete nieder  
Und faltet ihre Hände dann:

„Liebe Münze, du werther Stab,  
Drauf meines Heilands Sohle stand,  
Als ihm drüben im Morgenland  
Sanct Battiste die Taufe gab;  
Heiliges Kraut, das aus seinem Leibe  
Ward gesegnet mit Wunderkraft,  
Hilf einer Witw', einem armen Weibe,  
Das so sorglich um dich geschafft.

„Hier ist Brod, und hier ist Salz und Wein,  
 Sieh, ich leg's in deine Blätter mitten;  
 Woll nicht zürnen, daß das Stüd so klein,  
 Hab's von meinem Theile abgeschnitten;  
 Etwas wahr't ich, Münze gnadenreich,  
 Schaffens halber nur, sonst gäb' ich's gleich.

„Mein Knab' ist krank, du weißt es wohl,  
 Ich kam ja schon zu sieben Malen,  
 Und gestern muß't ich in Bregnoles  
 Den Trank für ihn so theuer zahlen.  
 Vier hab' ich, vier, daß Gott erbarm'!  
 Mit diesen Händen zu ernähren,  
 Und, sieh, so kann's nicht länger währen,  
 Denn täglich schwächer wird mein Arm.

„O Madonna, Madonna, meine gnädige Frau!  
 Ich hab' gefrevelt, nimm's nicht genau,  
 Ich hab' gesündigt wider Willen!  
 Nimm, o nimm mir nur kein Kind,  
 Will ihm gern den Hunger stillen,  
 Wär's mit Bettelbrod; nicht Eins  
 Kann ich missen, von Allen keins!

„Zweimal muß ich noch den Steig hinan,  
 Siebenmal bin ich nun hier gewesen.  
 Heil'ge Frau von Embrun, wäre dann  
 Welt die Münze und mein Knab' genesen,  
 Gerne will ich dann an deinem Schrein  
 Meinen Treuring opfern, er ist klein,  
 Nur von Silber, aber fledenrein;  
 Denn ich hab' mit Ehren ihn getragen,  
 Darf vor Gott und Menschen mich nicht schämen;  
 Milde Fraue, laß mich nicht verzagen,  
 Liebe Dame, woll' ihn gütig nehmen,

Denk, er sei von Golde und Rubin,  
Süße, heil'ge, werthe Himmelskönigin!"

3.

Der Loup Garou.

Brüderchen schläft, ihr Kinder, still!  
Seht euch ordentlich her zum Feuer!  
Hört ihr der Gule wüßt Geschrill?  
Hu! im Walde ist's nicht geheuer;  
Frommen Kindern geschieht kein Leid,  
Drückt nur immer die Lippen zu,  
Denn das böse, das lacht und schreit,  
Das holt die Gul' und der Loup Garou.

Wißt ihr, dort, wo das Raß vom Schiefer traußt  
Und überm Weg 'ne andre Straße läuft,  
Das nennt man Kreuzweg, und da geht er um  
Bald so, bald so, doch immer falsch und stumm  
Und immer schielend; vor dem Auge steht  
Das Weiße ihm, so hat er es verdreht.  
Dran ist er kenntlich und am Ketten Schleifen,  
So trabt er, trabt, darf keinem Frommen nahn,  
Die schlimmen Leute nur, die darf er greifen  
Mit seinem langen, langen, langen Zahn.

Schiebt das Reißig der Flamme ein,  
Puh, wie die Funken knistern und stäuben!  
Pierrot, was soll das Wackeln sein?  
Mußt ein Weilchen du ruhig bleiben,  
Gleich wird die Zeit dir Jahre lang.  
Laß doch den armen Hund in Ruh!  
Immer sind deine Händ' im Gang,  
Denkst du denn nicht an den Loup Garou?

Vom reichen Kaufmann hab' ich euch erzählt,  
 Der seine dürft'gen Schuldner so gequält,  
 Und kam mit sieben Säcken von Bagneres,  
 Vier von Juwelen, drei von Golde schwer;  
 Wie er aus Geiz den schlimmen Führer nahm  
 Und ihm das Unthier auf den Nacken kam.  
 Am Halse sah man noch der Krallen Spuren,  
 Die sieben Säcke hat es weggezuckt,  
 Und seine Börse auch und seine Uhren,  
 Die hat es all' zerbissen und verschluckt.

Schließt die Thür, es brummt im Wald!  
 Als die Sonne sich heut verkrochen,  
 Lag das Wetter am Riß geballt,  
 Und nun hört man's sieden und kochen.  
 Ruhig, ruhig, du kleines Ding!  
 Hörst du? — drunten im Stalle — hu!  
 Hörst du's? Hörst du's? kling, klang, kling,  
 Schüttelt die Kette der Loup Garou.

Doch von dem Trunkenbolde wißt ihr nicht,  
 Dem in der kalten Weihnacht am Gesicht  
 Das Thier gefressen, daß am heil'gen Tag  
 Er wund und scheußlich überm Schnee lag.  
 Zog von der Schenke aus, in jeder Hand  
 'ne Flasche, die man auch noch beide fand.  
 Doch wo die Wangen sonst, da waren Knochen,  
 Und wo die Augen, blut'ge Höhlen nur;  
 Und wo der Schädel hier und da zerbrochen,  
 Da sah man deutlich auch der Zähne Spur.

Wie am Giebel es knarrt und kracht!  
 Caton, schau auf die Bühne droben —  
 Aber nimm mir die Lamp' in Acht —  
 Ob vor die Lücke der Riegel geschoben.

Bierrot, Schlingel, daß rutscht herab  
 Von der Bank, ohne Strümpf' und Schuh!  
 Willst du bleiben, tapp, tipp, tapp,  
 Geht auf dem Söller der Loup Garou.

Und meine Mutter hat mir oft gesagt  
 Von einem tauben Manne, hochbetagt,  
 Fast hundertjährig, dem es noch geschæhn  
 Als Kind, daß er das Scheuel hat gesehn,  
 Recht wie 'nen Hund, nur weiß wie Schnee und ganz  
 Verkehrt die Augen, eingeklemmt den Schwanz,  
 Und spannenlang die Zunge aus dem Schlunde;  
 So mit der Kette weg an Waldeß Bord,  
 Dann wieder sah er ihn im Tobelgrunde,  
 Und wieder sah er hin — da war er fort.

Hab' ich es nicht gedacht? es schneit!  
 Ho, wie fliegen die Floden am Fenster!  
 Heilige Frau von Embrun, wer heut  
 Draußen wandelt, braucht keine Gespenster;  
 Irrlicht ist ihm die Nebelsäul',  
 Führt ihn schwankend dem Abgrunde zu,  
 Sturmes Flügel die Todteneul',  
 Und der Tobel sein Loup Garou.

---

4.

**Maisgen.**

Der Mai ist eingezogen,  
 Schon pflanzt' er sein Panier  
 Am dunklen Himmelsbogen  
 Mit blanker Sterne Zier.  
 Die wilden Wasser brausen

Und rütteln aus den Klauen  
 Kellmaus und Murmelthier.

„Ob wohl das Gletschereis den Strom gedämmt?  
 Von mancher Hütte geht's auf schlimmen Wegen,  
 Der Sturm hat alle Firnen fahl gekämmt,  
 Und gestern wie aus Röhren schoß der Regen.  
 Adieu, Jeanette, nicht länger mich gehemmt!  
 Adieu, ich muß, es gilt den Maiensegen;  
 Wenn vier es schlägt im Thurme zu Escout,  
 Muß jeder Senner stehn am Pointe de Droux.“

Wie trunken schaun die Klippen,  
 Wie taumelnd in die Schlucht!  
 Als nickten sie, zu nippen  
 Vom Sturzbach auf der Flucht.  
 Da ist ein rasselnd Klingen,  
 Man hört die Schollen springen  
 Und brechen an der Bucht.

Auf allen Wegen ziehn Laternen um,  
 Und jedes Passes Echo weden Schritte.  
 Habt Acht, habt Acht, die Nacht ist blind und stumm,  
 Die Schneeflut fraß an manches Blodes Ritte;  
 Habt Acht, hört ihr des Bären tief Gebrumm?  
 Dort ist sein Lager an des Risses Mitte;  
 Und dort die schiefe Klippenbank, fürwahr!  
 Sie hing schon los am ersten Februar.

Nun sprießen blasse Rosen  
 Am Gletscherbord hervor,  
 Und mit der Dämmerung kosen  
 Will schon das Klippenthor;  
 Schon schwimmen lichte Streifen,  
 Es lockt der Gemse Pfeifen  
 Den Blick zum Grat empor.



Verlösch't sind die Laternen, und im Kreis  
 Steht eine Hirtenschaar auf breiter Platte,  
 Voran der Patriarch, wie Silber weiß  
 Hängt um sein tiefgebräunt Gesicht das glatte,  
 Gestrählte Haar, und Alle beten leiz,  
 Nach Osten schauend, wo das farbensatte  
 Rubingewölk mit glitzerndem Geroll  
 Die stolze Sonnentugel bringen soll.

Da kommt sie aufgefahren  
 In strenger Majestät,  
 Und von den Firnaltaren  
 Die Opferflamme weht:  
 Da sinken in der Runde  
 So Knie an Knie, dem Munde  
 Entströmt das Maigebet:

„Herr Gott, der an des Maien erstem Tag  
 Den Strahl begabt mit sonderlichem Segen,  
 Den sich der sünd'ge Mensch gewinnen mag  
 In der geweihten Stunde, allerwegen,  
 Segne die Alm, segne das Vieh im Hag  
 Mit Luft und Wasser, Sonnenschein und Regen,  
 Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Renee,  
 Martin von Tours und unsre Frau vom Schnee.

„Segne das Haus, das Mahl auf unserm Tisch,  
 Am Berg den Weinstock und die Frucht im Thale,  
 Segne die Jagd am Gletscher und den Fisch  
 Im See und das Gethiere allzumale,  
 So uns zur Nahrung dient, und das Gebüsch,  
 So uns erwärmt, mit Thau und Sonnenstrahle,  
 Durch Sanct Anton, den Siedler, Sanct Remp,  
 Sanct Paul und unsre Fraue von Clery.

„Wir schwören“ — alle Hände stehn zugleich  
 Empor, — „wir schwören, keinen Gast zu lassen  
 Von unserm Herd, eh sicher Weg und Steig,  
 Das Vieh zu schonen, keinen Feind zu hassen,  
 Den Quell zu ehren, Recht an Arm und Reich  
 Zu thun und mit der Treue nicht zu spaßen.  
 Das schwören wir beim Kreuze zu Nutun  
 Und unsrer mächt'gen Fraue von Embrun.“

Da überm Kreise schweben,  
 Als wollten sie den Schwur  
 Zum Himmelsthore heben,  
 Zwei Adler; auf die Flur  
 Senkt sich der Strahl vom Hange,  
 Und eine Demantschlange  
 Bliß drunten der Adour.

Die Weiden sind vertheilt, und wieder schallt  
 In jedem Pässe schwerer Tritte Stampfen.  
 Voran, voran, die Firnenluft ist kalt  
 Und scheint die Lunge eisig zu umtrampfen.  
 Nur frisch voran — schon sehn sie überm Wald  
 Den Vogel ziehn, die Nebelsäule dampfen,  
 Und wo das Riff durchbricht ein Klippengang,  
 Summt etwas auf wie ferner Glockentlang.

Da liegt das schleierlose  
 Gewälb in Sonnenruh',  
 Und wie mit Sturmgetose  
 Dem Athermeere zu,  
 Erfüllt des Thales Breite  
 Das Angelusgeläute  
 Vom Thurme zu Escout.

## 5.

## Höhlensey.

Siehst du drüben, am hohlen Baum,  
 Ins Geklüfte die Schatten steigen,  
 Ueberm Bord, ein blanker Saum,  
 Leises Quellengeriesel neigen?  
 Das ist die Eiche von Bagneres,  
 Das ist die Höhle Trou de fer,  
 Wo sie Tags in der Spalten Raum,  
 Nächtlich wohnt in den surrenden Zweigen.

O, sie ist, überalt, die Fey,  
 Laut Annalen, vor grauen Jahren,  
 Zwei Jahrhunderten oder drei  
 Mußte sie seltsam sich gebahren:  
 Bald als Eule mit Uhu,  
 Bald als Rabe und schwarze Kuh;  
 Auch als Wiesel mit seinem Schrei  
 Ist sie über die Klust gefahren.

Aber, wenn jezt im Mondenschein  
 Zarte Lichter den Grund betüpfen,  
 Sieht mitunter man am Gestein  
 Sie im schillernden Mantel hüpfen,  
 Hört ihr Stimmchen, Gefäusel gleich;  
 Aber nahtst du, dann nicht der Zweig,  
 Und das Wasser wispert darein,  
 Und du siehst nur die Quelle schlüpfen.

Reich an Gold ist der Höhle Grund,  
 O wie Guinea und wie Bengalen!  
 Und man spricht vom bewachenden Hund,  
 Doch deß melden nichts die Annalen.

Aber Mancher, der wundersam,  
 Unbegreiflich zu Gelde kam,  
 Ließ, so kündet der Sage Mund,  
 Es am Baum von Wagnereß sich zahlen.

Barg einen Beutel im Hohle breit,  
 Drin den neuen Liard, bedächtig,  
 Recht in der sengenden Mittagszeit,  
 Die den Geistern wie mitternächtig,  
 Fand ihn Abends mit Gold geschwellt —  
 O, kein Christ komme so zu Geld!  
 Falsch war Fehengold jederzeit,  
 Kurz das Leben, und Gott ist mächtig.

Einmal nur, daß mich deß gedenkt,  
 Ist ein Mann an den Baum gegangen,  
 Hat seinen Sack hinein gesenkt,  
 Groß, eines Königs Schatz zu fangen;  
 's war ein Wucherer, war ein Filz,  
 Ein von Thränen geschwellter Pilz,  
 Nun, er hat sich zulezt gehenkt —  
 Besser hätt' er schon da gehangen.

Hielt die Lippen so fest geklemmt,  
 — Denn Geflüster nur, mußt du wissen,  
 Das ist eben, was Alles hemmt,  
 Lieber hätt' er die Zunge zerbissen; —  
 Barfuß kam er, auf schlechten Rath,  
 Und als da in die Scherb' er trat,  
 Hat er sich nur an den Baum gestemmt  
 Und den Scharf aus der Wunde gerissen.

Doch als aus dem Gemoder scheu  
 Schlüpft 'ne Schlange ihm längs den Haaren,  
 Da ist endlich ein kleiner Schrei,  
 Nur ein winziger, ihm entfahren;

Und am Abend verschwunden war  
Großer Saß und neuer Liard.  
O, verrätherisch ist die Feyer!  
Und es wachen der Hölle Schaaren.

6.

Johannisthan.

Es ist die Zeit nun, wo den blauen Tag  
Schon leiser weckt der Nachtigallen Schlag,  
Wo schon die Taube in der Mittagsglut  
Sich trunkner, müder breitet ob der Brut,  
Wo Abends, wenn das Sonnengold zergangen,  
Verlorner Funke irrt, des Wurmeeß Schein,  
An allen Ranten Blüthenbüschel hängen,  
Und Düste ziehn in alle Kammern ein.

„Wed' mich zur rechten Zeit, mein Kamerad,  
Versäumen möcht' ich Sanct Johanniß Bad  
Um Alles nicht; ich hab' das ganze Jahr  
Darauf gehofft, wenn mir so elend war.  
Jerome, du mochtest immer gut es meinen,  
Bist auch, wie ich, nur armer Leute Kind,  
Doch hast du klare Augen und die Deinen,  
Und ich bin eine Waise und halb blind!

„Hat schon der Hahn gekräht? ich hab's verfehlt;  
Oft schlaf' ich fest, wenn mich der Schmerz gequält.  
Ob schon die Dämmerung steigt, ich seh' es nicht,  
Mir fährt's wie Spinnewebe am Gesicht;  
Doch dünkt mich, hör' im Walde ich Gebimmel  
Und Peitschentknall; was das für Fäden sind,  
Die mir am Auge schwimmen? lieber Himmel,  
Ich bin nicht halb, ich bin beinaß schon blind.

„Hier ist der Steg am Unger, weiter will  
Ich mich nicht wagen, hier ist Alles still,  
Und Thau genug für Kranke allzumal  
Des ganzen Weilers, eh' der Sonnenstrahl  
Mit seinem scharfen Finger ihn gestrichen  
Und aufgesogen ihn der Morgenwind;  
Doch ist kein Zweiter wohl hieher geschlichen;  
Denn, Gott sei Dank, nur Wenige sind blind.

„Das ist ein Büschel — nein — doch das ist Gras,  
Ich fühle meine Finger kalt und naß;  
Johannes, heiliger Prophet, ich kam  
In deinem werthen Namen her und nahm  
Von jenem Thau, den im Wüstenbrande  
Die Wolke dir geträufelt, lau und lind,  
Daß nicht dein Auge in dem heißen Sande,  
Nicht dein gesegnet Auge werde blind.

„Gepredigt hast du in der Steppenglut —  
So weißt du auch, wie harte Arbeit thut;  
Doch arm und nicht der Arbeit fähig sein,  
Das ist gewiß die allergrößte Pein.  
Du hast ja kaum geruht in Mutterarmen,  
Warst früh ein elternlos, verwaistes Kind,  
Woll' eines armen Knaben dich erbarmen,  
Der eine Waise ist, wie du, und blind!“

---

## Denkblätter.

---

### An Philippa.

Im Osten quillt das junge Licht,  
Sein goldner Duft spielt auf den Wellen,  
Und wie ein zartes Traumgesicht  
Seh' ich ein fernes Segel schwellen;  
O könnte ich der Möve gleich  
Umkreisen es im lust'gen Ringen,  
O wäre mein der Lüfte Reich,  
Mein junge, lebensfrische Schwingen!

Um dich, Philippa, spielt das Licht,  
Dich hat der Morgenhauch umgeben,  
Du bist ein liebes Traumgesicht  
Am Horizont von meinem Leben;  
Seh' deine Flagge ich so fern  
Und träumerisch von Duft umflossen,  
Vergessen möcht' ich dann so gern,  
Daß sich mein Horizont geschlossen;

Vergessen, daß mein Abend kam,  
Mein Licht verzittert Funf' an Funken,  
Daß Zeit mir längst die Flagge nahm  
Und meine Segel längst gesunken;

Doch können sie nicht jugendlich  
 Und frisch sich neben deinen breiten,  
 Philippa, lieben kann ich dich  
 Und segnend deine Fahrt begleiten.

---

An \* \* \*

Auf hohem Felsen lieg' ich hier,  
 Der Krankheit Nebel über mir,  
 Und unter mir der tiefe See  
 Mit seiner nächt'gen Klage Weh,  
 Mit seinem Jubel, seiner Lust,  
 Wenn buntgeschmückte Wimpel fliegen,  
 Mit seinem Dräu'n aus hohler Brust,  
 Wenn Sturm und Welle sich betriegen.

Mir ist er gar ein trauter Freund,  
 Der mit mir lächelt, mit mir weint,  
 Ist, wenn er grünlich golden ruht,  
 Mir eine sanfte Zauberflut,  
 Aus deren tiefem, klaren Grund  
 Gestalten meines Lebens steigen,  
 Geliebte Augen, süßer Mund  
 Sich lächelnd tröstend zu mir neigen.

Wie hab' ich schon so manche Nacht  
 Des Mondes Wiederschein bewacht!  
 Die klare Bahn auf dunklem Grün,  
 Wo meiner Todten Schatten ziehn;  
 Wie manchen Tag den lichten Gang,  
 Bewegt von hüpfend leichten Schritten,  
 Auf dem mit leisem Geistergang  
 Meiner Lebend'gen Bilder glitten.



Und als dein Bild vorüberschwand,  
Da streckte ich nach dir die Hand,  
Und meiner Seele ward es weh,  
Daß dir verborgen ihre Näh';  
So nimm denn meine Lieder nun  
Als liebesrothe Flammenzungen,  
Laß sie in deinem Busen ruhn  
Und denk', ich hab' sie dir gesungen.

---

### Das einzige Kind.

O schau, wie um ihr Wängelein  
Ein träumendes Lächeln bebt,  
Sieht sie nicht aus wie ein Engelein,  
Das über der Krippe schwebt?

Oft fürcht' ich, sie sei für die Welt zu gut,  
Sprich, Liebe, sind wir wohl blind?  
Ein wenig blind für das eigne Blut,  
Unser liebendes, einziges Kind?

Der Gatte fühlt den Meister und Herrn,  
Gibt allen Mängeln ihr Recht,  
Wie spielt er den Philosophen so gern,  
Und wie geräth er ihm schlecht!

Nennt es ein Marmelchen anderen gleich,  
Dran gar nichts zu loben ist,  
Indeß er streichelt die Löffchen reich  
Und ihm die Fingerchen küßt.

---

Schloß Berg im Thurgau.<sup>1</sup>

Ein Nebelsee quillt rauchend aus der Aue,  
 Und duft'ge Wölkchen treiben durch den Raum,  
 Raum graut ein Punkt im Osten noch, am Thau  
 Verlosch des Glühwurms kleine Leuchte kaum;  
 Horch, leises, leises Zirpen unterm Dache  
 Verkündet, daß bereits die Schwalbe wache,  
 Und um manch Lager spielt ein später Traum.

Die Stirn gedrückt an meines Fensters Scheiben,  
 Schau' sinnend ich ins duft'ge Meer hinein,  
 Und wie die hellen Wölkchen drüber treiben,  
 Mein Blick hängt unverwendet an dem Schein.  
 Ja, dort, dort muß nun bald die Sonne steigen,  
 Mir ungekannte Herrlichkeit zu zeigen;  
 Dort ladet mich der Schweizermorgen ein.

So steh' ich wirklich denn auf deinem Grunde,  
 Besungnes Land, von dem die Fremde schwärmt?  
 Du meines Lebens allerfrühste Kunde  
 Aus einer Zeit, die noch das Herz erwärmt;  
 Als Eine,<sup>2</sup> nie vergessen, doch entschwunden,  
 So manche liebe hingetraumte Stunden  
 An allzuthuren Bildern sich gehärmt.

Wenn sie gemalt, wie malet das Verlangen  
 Die Felsentuppen und den ew'gen Schnee,  
 Wenn um mein Ohr die Alpenglocken klangen,  
 Vor meinem Auge blickte auf der See,  
 Von Schlosses Thurm, mit zitterndem Vergnügen  
 Ich zahllos sah die blanken Dörfer liegen,  
 Der Königreiche vier von meiner Höh'.

<sup>1</sup> Meinem väterlichen Freunde dem Grafen Theodor und meinen Freundinnen Emilie und Emma von Thurn-Valsassina gewidmet.

<sup>2</sup> Auguste, Gräfin von Thurn-Valsassina, Stiftsdame in Fredenhorst, starb an den Folgen des Heimwehs.

Nich dünkt, noch seh' ich ihre blauen Augen,  
Die aufwärts schaun mit heiliger Gewalt,  
Noch will mein Ohr die weichen Töne saugen,  
Wenn echogleich sie am Klavier verhallt,  
Und drunten, wo die lindn Pappeln wehen,  
Noch glaub' ich ihrer Todn Wald zu sehen  
Und ihre zarte, schwankende Gestalt.

Wohl war sie gut, wohl war sie klar und milde,  
Wohl war sie Allen werth, die sie gekannt!  
Kein Schatten hastet an dem reinen Bilde,  
Man tritt sich näher, wird sie nur genannt,  
Und über Thal und Ströme schlingt außs Neue  
Um Alles, was sie einst umfaßt mit Treue,  
Aus ihrem Grabe sich ein festes Band.

Euch, ruhend noch in diejer frühen Stunde,  
Verehrter Freund und meine theuren Zween,  
Emilia und Emma, Eurem Bunde  
Gewiß wird lächelnd sie zur Seite stehn.  
Ich weiß es, denkend an geliebte Todten,  
Habt ihr der Fremden eure Hand geboten,  
Als hättet ihr seit Jahren sie gesehn.

Schlaft sanft, schlaft wohl! — Ich aber steh' und lausche  
Nach jedem Flöschchen, das vergoldet weht;  
Ist's nicht, als ob der Morgenwind schon rausche?  
Wie's drüben wogt und rollt und in sich dreht;  
Nun breitet sich's, nun steht es überm Schaume;  
Was steigt dort auf? — ein Bild aus kühnem Traume,  
O Sântis, Sântis, deine Majestät!

Bist du es, dem ringsum die Lüfte zittern,  
Du weißes Haupt mit deinem Klippenkranz?  
Ich fühle deinen Blick die Brust erschüttern,  
Wie überm Dufte du riesig stehst im Glanz.

Ja, gleich der Arche über Wogengrimmen  
 Seh' ich in weiter Wolfenflut dich schwimmen,  
 Im weiten, weiten Meere, einsam ganz.

Nein, einsam nicht — dort taucht es aus den Wolken,  
 Casapiana hebt die Stirne bleich;  
 Dort ragt der Glärnisch auf; — dort seh' ich's schwellen,  
 Und Zaß an Zaß entsteigt der Flut zugleich;  
 O Säntis, wohl mit Recht trägst du die Krone,  
 Da sieben Fürsten stehn an deinem Throne,  
 Und unermesslich ist dein lustig Reich.

Tirol auch sendet der Verbündung Zeichen,  
 Es blüht dir seine kalten Grüße zu;  
 Welch' Hof ist wohl dem deinen zu vergleichen,  
 Mein grauer stolzer Alpentönig du!  
 Die Sonne steigt, schon Strahl an Strahl sie sendet,  
 Wie's droben funkelt, wie's das Auge blendet,  
 Und drunten alles Dämmerung, alles Ruh.

So sah ich, unter Märchen eingeschlafen,  
 In Träumen einst des Wintersfürsten Haus,  
 Den Eispalast, wo seinen goldnen Schafen  
 Er täglich streut das Silberfutter aus;  
 Ja, in der That, sie sind hinabgezogen,  
 Die goldnen Lämmer, und am Himmelsbogen  
 Noch sieht man schimmern ihre Wolle kraus.

Doch schau, ist Ebbe in dies Meer getreten?  
 Es sinkt, es sinkt, und schwärzlich in die Luft  
 Streckt das Gebirge nun, gleich Riesenbeeten,  
 Die waldbedeckten Rämme aus dem Duf;  
 Ha! Menschenwohnungen an allen Enden!  
 Fast glaub' ich Gais zu sehn vor Fichtenwänden;  
 Versteckt nicht Weisbad jene Felsentluft?

Und immer sinkt es, immer zahllos steigen  
Ruinen, Schlösser, Städte an den Strand;  
Schon will der Bodensee den Spiegel zeigen  
Und wirft gedämpfte Strahlen über Land,  
Und nun verrinnt die letzte Nebelwelle,  
Da steht der Aether, goldenrein und helle,  
Die Felsen möcht' man greifen mit der Hand.

Wüßt' ich die tausend Punkte nur zu nennen,  
Die drüben lauschen aus dem Waldrevier,  
Mich dünkt, mit freiem Auge müßt' ich kennen  
Den Sennen, tretend aus der Hüttenthür;  
Ob meilenweit, nicht seltsam würd' ich's finden,  
Säh' in die Schluchten ich den Jäger schwinden,  
Und auf der Klippe das verfolgte Thier.

So klar, ein stählern Band, die Thür sich windet,  
Und wie ich laufend späht von meiner Höh',  
Ein einz'ger Blick mir zwölf Kantone bindet;  
Wo drüben zitternd ruht der Bodensee,  
Wo längs dem Strand die Wimpel lässig gleiten,  
Vier Königreiche seh' ich dort sich breiten,  
Erfüllt ist Alles, ohne Traum und Jee.

Mein stolzer edler Grund, dich möcht' ich nennen:  
Mein königlich, mein kaiserliches Land!  
Wer mag dein Bild von deinen Gletschern trennen,  
Doch Liebes ich in deinen Thälern fand; —  
Was klinkt an meiner Thür nach Geisterweise?  
Horch: „Guten Morgen, Nette,“ flüstert's leise,  
Und meine Emma bietet mir die Hand! —

## An meine Mutter.

So gern hätt' ich ein schönes Lied gemacht  
 Von deiner Liebe, deiner treuen Weise,  
 Die Gabe, die für Andre immer wacht,  
 Hätt' ich so gern gewedt zu deinem Preise.

Doch wie ich auch gesonnen mehr und mehr,  
 Und wie ich auch die Reime mochte stellen,  
 Des Herzens Fluten wallten drüber her,  
 Verstörten mir des Liedes zarte Wellen.

So nimm die einfach schlichte Gabe hin,  
 Von einfach ungeschmücktem Wort getragen,  
 Und meine ganze Seele nimm darin;  
 Wo man am meisten fühlt, weiß man nicht viel zu sagen.

## An Elise.

Zum Geburtstage am 7. März 1845.

Daß war gewiß ein andrer März,  
 Ein Mond, den Blüthenkränz' umhegten,  
 Als Engel dich, geliebtes Herz,  
 In deine erste Wiege legten;  
 Daß war gewiß ein Tag, so frei,  
 So frisch vom Sonnenstrahl umglossen!  
 Doch auch im Wintermantel sei  
 Er, wie der schönste, mir willkommen.

Mir ward ein schlimmer Mond zu Theil,<sup>1</sup>  
 Um den kein Vogel je gesungen,

<sup>1</sup> Der Januar.

Nur Eiseszapfen blank und steil  
Das kalte Diadem geschlungen;  
Ach, anders wirken Schnee und Eis,  
Und anders wohl der Sonnen Güte!  
Ich steh', ein düstres Tannenreis,  
Du eine zarte Veilchenblüthe.

Doch fest zusammen, fest im Raum,  
Gehalten in des Winters Stürmen,  
Du schmücke mich zum Weihnachtsbaum,  
Und ich will deine Blüthe schirmen;  
Dann muß uns willig oder nicht  
Das Leben reiche Gaben zählen,  
Und niemals wird das Himmelslicht,  
Der Poesie Beleuchtung, fehlen.

### Lebt wohl.

Lebt wohl, es kann nicht anders sein!  
Spannt flatternd eure Segel aus,  
Laßt mich in meinem Schloß allein,  
Im öden geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit euch  
Und meinen letzten Sonnenstrahl;  
Er scheide, scheide nur sogleich,  
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Seees Bord,  
Mich schaukelnd mit der Wellen Strich,  
Allein mit meinem Zauberwort,  
Dem Alpengeist und meinem Ich.

Verlassen, aber einsam nicht,  
 Erschüttert, aber nicht zerdrückt,  
 So lange noch das heil'ge Licht  
 Auf mich mit Liebesaugen blickt.

So lange mir der frische Wald  
 Aus jedem Blatt Gesänge rauscht,  
 Aus jeder Klippe, jedem Spalt  
 Befreundet mir der Elfe lauscht.

So lange noch der Arm sich frei  
 Und waltend mir zum Aether streckt,  
 Und jedes wilden Geiers Schrei  
 In mir die wilde Muse weckt.

An meinen verehrten Freund, den Freiherrn von  
 Madroux, bei Uebersendung der „Gedichte.“

Als diese Lieder ich vereint  
 Zum Kranz in ferner Heimat paarte,  
 Da kannt' ich freilich nicht den Freund,  
 Den mir die Zukunft aufbewahrte;  
 Ich wußt' es nicht, daß manches Wort,  
 Das ich aus tiefer Brust gesungen,  
 Fand in der seinen den Akkord,  
 Der es harmonisch nachgeklungen.

Doch nun in ernster Gegenwart,  
 In freundlicher, doch fremder Zone  
 Mir seines Beifalls Freude ward  
 Und seiner Freundschaft Ehrentrone;



Nun reich' ich gern die Lieder dar,  
Was Flücht'ges drin, das sei vernichtet,  
Was ritterlich, was gut und wahr,  
Das sei, als hab' ich's dir gedichtet.

---

### Die Mutter am Grabe.

Du warst so hold und gut, so sanft und stille,  
Mein frommes Kind, und sterben mußtest du!  
Dein Geist, zu rein für diese Erdenhülle,  
Flog wie ein Lichtstrahl seiner Heimat zu.  
Wenn weinend wir an deinem Grabe stehen,  
Ich und dein Vater, deine Liebsten hier,  
Dann sehn wir nur des Grabes dunkle Thür  
Und können deine Seligkeit nicht sehen.

O könnten einmal einer Mutter Blicke  
Nur dringen durch den unbekannten Raum,  
Dich sehn in deinem unschuldsvollen Glücke,  
Und wär' es nur im Schlummer, nur im Traum,  
Dann würd' ich ruhig auf die Stelle schauen,  
Wo nur der Staub dem Staube sich gesellt;  
Doch abgeschlossen bleibt die Geisterwelt,  
Und nur der Glaube dringt in ihre Auen.

Wohl weiß ich es, daß über unsre Thränen  
Du weit erhöht im lichten Glanze stehst,  
Daß dir verständlich mein geheimstes Sehnen,  
Du gern als Engel mir zur Seite gehst;  
Wohl fühl' ich oft, wenn schaut mein Blick nach oben,  
Mich aufgerichtet wie durch Gottes Hand,  
Dann fühl' ich auch, es gibt ein geistig Band,  
Und meines Kindes Hand hat mich erhoben.

Aus jenem Sterne, der so milde glühet,  
 Scheint wohl dein Blick in mein vermeintes Aug'?  
 Und in der Luft, die kosend mich umziehet,  
 Will trösten mich vielleicht dein frommer Hauch?  
 Befreit von Fesseln, die uns drunten binden,  
 Begabt mit Kräften, die uns nicht verliehn,  
 Wohl mag dein Odem öfters mich umziehn,  
 Constanze, kannst du mir es nicht verkünden?

Mich dünkt, in ihrem tiefen Gram zu sehen  
 Die Eltern, woran hing dein zärtlich Herz,  
 Zu wissen, sie verstehen nicht dein Wehen,  
 Mich dünkt, mein Kind, dies sei dir doch ein Schmerz;  
 Doch nein, vor deinen klaren Geisterblicken  
 Liegt hell und licht des Dornenpfades Ziel,  
 So scheint dir Menschenkummer wohl ein Spiel,  
 Und was uns läutert, kann dich nur beglücken.

Von meinen heißen Thränen überregnet,  
 Um meinen Segen batest du mich da:  
 „Du hast mich, Mutter, ja noch nie gesegnet,  
 Segne Constanze, segne mich, Mama!“  
 Dann „Alle sollt ihr in den Himmel kommen,  
 Ich bin bei euch, wenn ich gestorben bin.“  
 Und wie ein Hauch schwand deine Seele hin,  
 Zum Heimatland der Reinen und der Frommen.

Ich habe dich gesegnet unter Schmerzen,  
 Mit einem Kuß auf deine kalte Stirn,  
 Ich segnete dich mit gebrochnem Herzen,  
 Mit Todesangst im siedenden Gehirn;  
 So segne mich denn auch, du reines Leben,  
 Du klarer Engel in der Himmelsau,  
 O segne mich mit deiner Liebe Thau,  
 O gib mir wieder, was ich dir gegeben.

Bei allen Bürden, allen Erdenpflichten,  
Hauch' an mit deiner Milde und Geduld  
Mein irdisch schwaches Herz, und laß sich richten  
Mein irrend Auge zu der höchsten Huld;  
Hilf pflegen mir in Lust, wie Schmerzensbanden,  
Daß große Bild der ernstestn Ewigkeit;  
Dann starb mein Kind für diese Spanne Zeit,  
Allein ein Schutzgeist ist es mir erstanden.

### An Ludowine.

Was ist mehr denn Schmuck und Kleid?  
„Ein g'sunder Leib, so's in Freuden treit.“  
Was ist mehr denn Gold so werth?  
„Ein frei Gemüth, so des nit entbehrt.“  
Was ist mehr denn Kron' und Grund?  
„Ein klug Gemüth, so des brauchen kunnt.“  
Was ist mehr, denn glücklich sein?  
„Ein fein Gemüth, so des werth allein.“

### An Joseph v. Laßberg.

Zum Geburtstage am 10. April 1848.

Grad heute, wo ich gar zu gern  
Dir hätt' ein herzlich Wort gesagt,  
Grad heute hat mein böser Stern  
Mit argem Husten mich geplagt;  
Doch wär' ich wohl hinaufgekommen,  
Wär' nicht mein Schwesterlein gekommen  
Und hätt' es ernst mir unter sagt.

Was send' ich meinem Grusse nach?  
Ein buntes Glöckchen, arm und klein;  
Wohl ist sein Stimmchen zart und schwach,  
Doch ist es silberhell und rein;  
Und wo du läßt es klingelnd rauschen,  
Da wird das Ohr der Liebe lauschen,  
Und, glaub' es mir, das hört gar fein!

---

### Letzte Worte.

Geliebte, wenn mein Geist geschieden,  
So weint mir keine Thräne nach,  
Denn, wo ich weile, dort ist Frieden,  
Dort leuchtet mir ein ew'ger Tag!

Wo aller Erdengram verschwunden,  
Soll euer Bild mir nicht vergehn,  
Und Linderung für eure Wunden,  
Für euern Schmerz will ich erslehn.

Weht nächtlich seine Seraphsflügel  
Der Friede übers Weltenreich,  
So denkt nicht mehr an meinen Hügel,  
Denn von den Sternen grüß ich euch!

---

## Klänge aus dem Orient.

---

### O Nacht!

O Nacht, du goldgesticktes Zelt,  
O Mond, du Silberlampe,  
Daß du die ganze Welt umhüllst,  
Und die du Allen leuchtest!

Wo birgt in deinen Falten sich  
Die allerreinste Perle?  
Wo widerstrahlt dein träumend Licht  
Im allerklarsten Spiegel?

O breite siebenfach um sie  
Das schützende Gewinde,  
Daß nicht der Jüngling sie erschaut,  
Auflodere in Flammen,  
Daß kein verblühend Weib sie trifft  
Mit unheilvollem Auge!  
Und, milde Lampe, schauend tief  
In ihres Spiegels Klarheit,  
Erblicktest du ein Bild darin?  
Und war es, ach, das meine?

---

## Gefegnet.

Wer bist du doch, o Mädchen?  
Du mit dem schwarzen Schleier  
Und mit dem schwarzen Sklaven?  
Der weißen Sklavin du?

Wie Sterne deine Augen  
Durch deines Schleiers Mächte,  
Dein Gang wie der Gazelle,  
Wie Palme die Gestalt.

Gefegnet sind die Wellen  
Des Bades, die dich fühlen,  
Gefegnet die Gewänder,  
Umschließend deine Huld.

Und siebenfach gefegnet  
Der Sklave, dem du winkst,  
Der deinen Tritten lauscht,  
Der deine Stimme hört.

Und tausendfach gefegnet  
Die Sklavin, der du lächelst,  
An ihrer Schulter lehrend  
Dein unverschleiert Haupt.

---

Der Fischer.

Wehe dem kleinen Fischerssohn,  
Deß Vater fischen gegangen;  
An den Strand läuft er täglich hinaus,  
Am Morgen, am Abend nicht minder;

„Kehre, Vater, o kehre zurück  
Und bringe die guten Fische!  
Kleider, reiche, Sandalen auch  
Und rede freundliche Worte;  
Denn die Mutter in Grämen ist stumm,  
Und der Gläub'ger nahm die Gewande!“

### Der Kaufmann.

Unglückselig der Kaufmann ist  
Und ganz von Sorgen befangen,  
An den Wolken hängt sein Blick,  
Am Flaume mißt er die Winde;  
Aber selig des Räubers Loos,  
Und herrlich lebt der Pirate!  
Der die Meere Gespielen nennt,  
Die Windsbraut seine Geliebte;  
Lachend sieht er die Schiffe ziehn,  
Die aller Güter beraubten.  
„Fahret wohl, grüßt den Kaufmann mir,  
Der am Flaum gemessen die Winde!“

### Das Kind.

Wär' ich ein Kind, ein Knäblein klein,  
Ein armes, schwaches, geliebtes;  
Daß noch die Mutter mich wiegte ein  
Und süße Lieder mir sänge,  
Blumen brächten die Sklavinnen auch,  
Mit dem Wedel wehrten die Fliegen,  
Aber Zillah, mich küßend, sprach':  
„Gefegnet, mein süßes Knäbchen!“

### Der Greis.

Allah! laß des Greises Loos  
 Mich nicht, des Greises, erleben!  
 Aus dem Haupte das Haar ihm fällt  
 Und des Bartes köstliche Zierde.  
 Ach, und Zillah's liebe Gestalt  
 Und Zillah's schwebende Stimme!  
 Kalt und fühllos stößt er's zurück,  
 Wie das Riff der Nachtigall Töne.

### Geflagt.

Weh dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!  
 Verloren ist er, verloren!  
 Ruft die Stimme und ruft sie dort:  
 „Komm, binde mir die Sandalen!  
 Gib den Schleier; — nun eile fort,  
 Vom Markte Narbe zu holen!“  
 Durch die Menge irrt er umher  
 Wie ein armer verschauchter Vogel,  
 Wie ein armes zerrißnes Gewand,  
 Geflickt von tausend Händen.  
 Wehe dem Knaben, der zwei Herrinnen hat!  
 Verloren ist er, verloren!

### Gefreu.

So du mir thätest auch Schmach und Hohn,  
 Nicht wollt' ich es klagen den Kindern,  
 Und schlägst du mir ab die rechte Hand,  
 Noch wollt' ich die Antke dir bieten;



So aber du nähmst das unselige Haupt,  
 Noch wollt' ich warnend dir rufen:  
 „Fernab, fernab stell', o Pascha, dich,  
 Daß nicht mein Blut dich besprenge;  
 Denn unschuldiges Blut, wen es trifft,  
 Der fällt in schnelles Verderben.“

---

### Süß.

Auf den Gassen der Gärtner rief:  
 Kauft Trauben, kauft die Trauben!  
 Aber im Herzen die Furcht ihm wohnt,  
 Es möchte sie Keiner begehren;  
 Sauer waren und trocken sie,  
 Sie hatte Mehlthau getödtet.  
 Naht ihm Hassan: „mein Gärtner, sprich,  
 Was willst du für deine Trauben?“  
 „Nimm, o Herr, und koste sie,  
 Und habe meiner Erbarmen!“  
 „O wie köstlich, mein Gärtner, nimm  
 Und möge Allah dich segnen!“  
 Abend naht und der andre Tag:  
 „Weh mir, wie bin ich betrogen!  
 Hat mir gestern Zuleima's Kuß  
 Denn also versüßet die Lippen?“

---

### Freundlich.

Und als ich nun gen Bassora kam,  
 Da rief die Stimme vom Gitter:  
 „Bist du es, Hassan, geliebter Freund,  
 Komm herein, daß ich dich umfange,

Daß ich die Füße dir waschen mag  
Und mag die Stirne dir salben.“  
Und als ich nach Mekka, der heiligen, kam,  
Da grüßten mich viele Stimmen;  
„Nicht bin ich Hassan, und Jener nicht,  
Doch halt' ich Allah's Gebote;  
Drum hat er gesegnet das Antlig mir,  
Daß ich Jegliches Freund ihm erscheine.“

---

### Verliebt.

Schilt mich nicht, du strenger Meister,  
Daß im Divan ich geträumet  
Und bei des Muezzins Rufen,  
Ach, nach Mittag stand gewendet.  
Wisse, als ich kam vom Bade,  
Als ich heimging aus den Gärten,  
Schlürpste Zillah mir vorüber,  
Und den Schleier hob sie schalkhaft.

---

### Verhenkert.

Wie du gehst und wie du stehst,  
Und was du sprichst und beginnest,  
Gift'ge Pfeile die Worte sind,  
Wie Rattern deine Geberden,  
An dem Pfahle, da ist dein Platz  
Und auf der lustigen Spindel,  
Wo der Rabe dich grüßen mag,  
Der ungejättigte Vogel.

---

### Verteufelt.

Naht, o naht dem Gewande nicht  
Des todten Hundes, des Giauren,  
Der erschlagen den Muselman  
An Mekka's heiliger Pforte!  
Nehmt auch die kleinen Kinder fort,  
Daß sie es nimmer erschauen;  
Denn die Dschinnen hauchten's an  
Und Iblis, der dreimal verruchte.

---

### Verliebt.

Mutter, löse die Spangen mir!  
Mich hat ein Fieber befallen,  
Denn das Fenster liehest du auf,  
Das immer sorglich verhängte;  
Und im Garten ich Mädchen sah,  
Die warfen Ringe im Kreise,  
Flatternd selber, ein Blütenschnee,  
Vom leichten Winde getragen.  
Immer flöten nun Stimmen mir,  
Und immer Spiegel mir flirren,  
Blind geworden bin ich schon ganz,  
Taub werd' ich nächstens werden,  
Mutter, löse die Spangen mir!  
Mich hat ein Fieber befallen.

---

### Bezaubernd.

Und wenn sie vorüber am Fenster geht,  
Und fällt ihr Schatten auf die Gasse,

Da stehn die Jünglinge sinnberaubt  
 Und wissen nicht, was sie beginnen;  
 Doch in die Moschee die Derwische fliehn,  
 Rufend: Allah! errett' uns!  
 Denn dein Feuer vom Himmel fiel,  
 Und mögen ihm nimmer enttrinnen.

---

### Verflucht.

Was schäumt das Meer, was wälzt es sich  
 Und bäumt an das Gestade?  
 Ist's Strömung, was da drunten wühlt?  
 Ist's unterirdisch Feuer?  
 Nicht Strömung ist es, was da wühlt,  
 Nicht unterirdisch Feuer,  
 Ein Leichnam fiel in seinen Schooß,  
 Ein siebenmal verfluchter,  
 Des Kaufmanns, der um schönes Gold  
 Erschlug den eignen Bruder.

---

### Herrlich.

Und wenn er aus der Pforte tritt  
 Und weht sein Mantel über die Gasse,  
 Dann stehn die Männer, das Haupt geneigt,  
 Sprechend: wo sind deine Vasallen? —  
 Und die Wittwen und Waisen knieend schrein:  
 Hilf uns, du mächt'ger Gebieter.

---

### Unausprechlich.

Die Nachtigall in den Kampf sich gab  
Mit der Lerche, der schwebenden Stimme,  
Daß ihre Reize besängen sie  
Und all ihre süße Geberde;  
Doch die Nachtigallen reiheten sich  
Und die Lerchen, wie Perlschnüre,  
All' lagen sie todt in Gras und Strauch,  
Verhaucht im süßen Gesange.

---

### Unbeschreiblich.

Dreitausend Schreiber auf Teppichen saßen  
Und rührten den Bart mit der Feder;  
Sie schrieben, schrieben so manchen Tag,  
Daß grau geworden die Bärte,  
Daß trüb geworden die Augen längst  
Und längst erkrummet die Finger;  
Wer aber, was sie geschrieben, ließt  
Und ließt das, was sie geschrieben,  
Der spricht: es ist ein Schatten wohl,  
Oder ist es der Schatten des Schattens.

---

### Unerhört.

Der Ossa sprach zum Pelion:  
„Was ist für ein Klang in den Lüften?  
Singt wohl die sterbende Nachtigall?  
Oder eine verstoßene Houri?“

Behnmal fielen meine Cedern hin,  
Und meine Felsen zerbröckeln;  
Sechstausend Jahre machten mich grau  
Und sechzigtausend Stunden;  
Doch nie drang solch ein Laut zu mir  
Vom Thal oder aus der Höhe."  
Eine Mutter am Hange steht,  
Die weint ihr einzig Söhnlein.

B















